

**»...es war eine trügerische Zwischenzeit«**  
**Schriftstellerinnen der Weimarer Republik**  
**und ihr Verhältnis**  
**zu den gesellschaftlich-politischen Umgestaltungen ihrer Zeit**

Inauguraldissertation  
zur Erlangung des Grades eines Doktors der Philosophie  
im Fachbereich Neuere Philologien  
der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität  
zu Frankfurt am Main

vorgelegt von  
Angelika Döppler-Henrich  
aus Paderborn

2002

2004

Erster Gutachter: Prof. Dr. Gisbert Broggini  
Zweiter Gutachter: Prof. Dr. Cornelia Rosebrock

Tag der Promotion

9. Mai 2003

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.ddb.de> abrufbar

ISBN 3-89958-052-4  
© 2004, kassel university press GmbH, Kassel  
[www.upress.uni-kassel.de](http://www.upress.uni-kassel.de)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsschutzgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: 5 Büro für Gestaltung, Kassel  
Druck und Verarbeitung: Unidruckerei der Universität Kassel  
Printed in Germany

*Freunde kamen und gingen: Benno Reifenberg, Kasimir Edschmid, Wilhelm Hausenstein. Von der Regierung besuchten hin und wieder Hilferding und Brüning Badenweiler und berieten sich gerne mit René Schickele. Wir fühlten uns heimisch, waren sehr fleißig und lebten in guter Nachbarschaft. Von unseren Häusern aus erlebten wir die wunderbarsten Sonnenuntergänge, die wir je gesehen hatten. Nicht, daß man die schreckliche Vergangenheit vergaß, aber hier wie überall wollten die Menschen sich wieder freuen, wieder hoffen. Der Völkerbund schien eine Garantie des Friedens. War es nicht ein unheimliches Omen, daß Menschen wie Briand, Stresemann, Lyautey, Rilke, Hofmannsthal, Busoni nicht mehr erlebten, was wir erfuhren?*

*Allein, es war keine Zeit, es war eine trügerische Zwischenzeit. Was sich bereitete, war eine Hölle in Deutschland. Es war das rätselhafteste Geschehen, das die christliche Welt jemals überkam.*

Annette Kolb: Zeitbilder. 1907 – 1964



# Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung oder Die Frauenfrage »in ihrem alten Sinn« ist gelöst	9
1.1	Themenstellung	9
1.2	Untersuchungsschritte	23
2	Der Erste Weltkrieg	27
2.1	»Ich fühle mich wie neugeboren«	28
2.2	»Der feierliche Gipfel des Lebens«	35
2.3	Aufatmend nach der mächtigen Hand greifen	45
2.4	Durch den Brunnen des Todes zum Leben	52
2.5	Mit den Tränen der Frauen das Kriegsfeuer löschen	57
2.6	»Die Waffen nieder!«	63
2.7	»Eine Art Irrsinn ergriff die Deutschen«	67
2.8	»...die Ihr den Glauben an die Menschheit vergiftet habt«	72
2.9	»Gegen Mammons Kraft und Wahn«	76
2.10	Zusammenfassung	83
3	Die Novemberrevolution 1918 und die Zeit der Gewalt	87
3.1	»Wir sind so sehr verkommen«	90
3.2	Die ganze Macht in die Hände der Frauen oder in die der arbeitenden Masse?	97
3.3	»Mir gefiel diese Atmosphäre von Gewalt und Unordnung«	115
3.4	Sozialismus nicht als Ziel, sondern als Weg	127
3.5	»Ein allgemeines Fest der Plünderer und Zerstörer«	133
3.6	Der Tod als Erlösung und zfassendes Schicksal	137
3.7	Das nervenranke Deutschland	152
3.8	»Es ist vermessen, die Welt lenken zu wollen«	165
3.9	Zusammenfassung	170

4	Konsolidierung	175
4.1	»Berlin liegt mitten in Amerika«	177
4.2	»Ich begreife, daß sich der Mann heut nicht durchsetzt«	181
4.3	»...oh, das Leben so zu zwingen wie diesen Gaul«	196
4.4	Exkurs: <i>Das Mädchen an der Orga Privat</i>	209
4.5	Zusammenfassung	213
5	Der Untergang der Republik	217
5.1	Die „Dichterakademie“	218
5.2	»Ich persönlich habe eine große Vorliebe für Mussolini«	235
5.3	»Das Reich, das Wirklichkeit werden soll«	241
5.4	Hinnehmen, was kommt, seine Pflicht tun und im übrigen den Kopf hinhalten	247
5.5	Ihr, gnädiger Herr, seid mehr als Vater, Mutter und Geschwister	256
5.6	Zusammenfassung	261
6	Resümee und Ausblick oder »... daß ein neues Deutschland blühe«	267
	Literaturliste	293
	Namensregister	319

# 1 Einleitung

oder

## Die Frauenfrage »in ihrem alten Sinn« ist gelöst

In ihrer 1984 veröffentlichten Dissertation *Trennungs-Spuren. Frauenliteratur der zwanziger Jahre* widmet Heide Soltau dem Kapitel *Frauen und Politik* sieben Seiten. Auf ihnen ist als erster Satz zu lesen: »Die politisch engagierte Frau ist in den mir bekannten Romanen eine selten anzutreffende Figur.«<sup>1</sup>

Eine solche Behauptung fordert ebenso zur Überprüfung heraus wie auch die nachfolgenden Ausführungen darüber, dass die Schriftstellerinnen der Weimarer Republik sich politisch eher rückwärtsgewandt verhalten und geäußert hätten. »Orte des Anderen, Entwürfe des Noch-Nicht haben in diesen Romanen keinen Raum«, heißt es in der Verlagsbeschreibung zu Soltaus Schrift. Stattdessen zeige sich an den von Soltau ausgewählten Romanen die Sehnsucht ihrer Verfasserinnen nach einer patriarchalisch strukturierten Ordnung.

Die hier vorgelegte Arbeit will dem von Soltau nur kurz angedeuteten Verhältnis der Schriftstellerinnen, die in der Weimarer Republik publizierten, zu den tagespolitischen Ereignissen nachgehen und ihre Sichtweisen darlegen. Ob Soltaus Behauptung widerlegt werden kann oder bestätigt werden muss, lässt sich an dieser Stelle noch nicht klären. Es wird im Folgenden erst einmal aufgezeigt, wie sich die Themenstellung aus dem historischen Kontext herausschält und wie sich der Untersuchungsgang gestalten soll.

### 1.1 Themenstellung

Sieht man einmal von der kurzlebigen und auf die Stadt Mainz begrenzten Republik ab, deren Geburtsstunde mit dem Einmarsch der napoleonischen Truppen im Oktober 1792 zusammenfiel und die bereits im Juli des darauf folgenden Jahres der militärischen Übermacht der vom Adel aufgestellten Armee wieder weichen musste, so ist die Weimarer Republik auch als der erste Versuch in Deutschland anzusehen, eine Regierungsform zu finden, bei der ‚alle Macht vom Volke ausgeht‘. Es besteht im Allgemeinen Konsens darüber, dass sie vom

---

<sup>1</sup> Soltau 1984: 58

9. November 1918 bis zum 30. Januar 1933 existierte, also vom Ausbruch der Novemberrevolution bis zu dem Tag, an dem Adolf Hitler zum Reichskanzler ernannt wurde. Wie Helmut Heiber schreibt, könnten aber auch durchaus andere Daten und Ereignisse als Beginn und Ende der Weimarer Republik angesehen werden, so zum Beispiel der 28. Oktober 1918, an dem die konstitutionelle Monarchie durch die parlamentarische abgelöst wurde, oder der 14. Juli 1933, an dem alle Parteien, außer der NSDAP, in Deutschland verboten wurden.<sup>2</sup> Die Fixierung von Daten und Zeiträumen erscheint aus einer Jahrzehnte umfassenden Distanz ganz selbstverständlich, doch wird dabei nur zu leicht übersehen, dass die ZeitgenossInnen der jeweiligen Epoche ohne den bezeichneten Abstand zu ganz anderen Sichtweisen haben gelangen können und vielleicht auch mussten. So stellte für sie beispielsweise der 30. Januar 1933 noch keineswegs zwingend eine Zäsur dar. Als Mitte Februar 1933, 16 Tage nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten, an allen Litfasssäulen Berlins ein *Dringender Appell* erschien, mit dem das Zusammengehen von SPD und KPD gefordert wurde, um noch einmal alle politischen Kräfte gegen den Faschismus zu sammeln, da wollten die Unterzeichnenden wie Albert Einstein, Erich Kästner, Käthe Kollwitz, Heinrich Mann und Arnold Zweig – um nur die zu nennen, die auch heute noch einer breiteren Öffentlichkeit bekannt sind – noch nicht daran glauben, dass es für einen solchen Aufruf schon zu spät war, dass der Rückweg zur parlamentarischer Normalität bereits versperrt war.

Was für das Ende der Weimarer Republik gilt, gilt auch für ihren Beginn. Wer im Matrosenaufstand von Kiel am 28. Oktober 1918 und in den Massenkundgebungen der Arbeiter und Soldaten keine formende politische Kraft sehen mochte, der konnte wie Thomas Mann den Beginn der Republik auf das Jahr 1914 vordatieren, auf die »Stunde todbereiten Aufbruchs«<sup>3</sup>, in der sich die Republik in den Herzen der Jugend hergestellt habe. Mag man in dieser Aussage auch in erster Linie den Versuch Thomas Manns sehen, trotz seiner von allen nachlesbaren widersprüchlichen Haltung zur Demokratie<sup>4</sup> Kontinuität in seiner politischen Entwicklung zu beweisen, so gibt sie doch eine Ahnung davon, dass der Blick aus der Nähe zu anderen Einschätzungen führen kann

---

<sup>2</sup> Vgl. Heiber 1971: 13.

<sup>3</sup> Mann, Th. 1984b [1922]: 116

<sup>4</sup> Vgl. Mann, Th. 1984b [1922]: 115 – 159 und Mann, Th. 1988 [1918]: z.B. 214 – 366.



als der, der aus zeitlicher Distanz zurückgeworfen wird und ohnehin angefüllt ist mit einem über die Zeit hinweg gesammelten Wissen.

Überträgt man diesen Blick aus der Nähe, der oftmals über die eigene Betroffenheit nicht hinausreicht und die Folgen der aktuellen Geschehnisse nicht erkennen kann, auch auf das Leben der Frauen in der Weimarer Republik, so wird verständlich, warum die SPD-Abgeordnete Marie Juchacz behaupten konnte, »daß die Frauenfrage ‚in ihrem alten Sinn‘ gelöst sei«<sup>5</sup>. Gemessen an den Forderungen der bürgerlichen Frauenbewegung hatte sie damit durchaus Recht, war doch am 30. November 1918 ein lange währender Traum in Erfüllung gegangen.

Schon seit der Französischen Revolution von 1789 hatten die Frauen mit Demonstrationen, Petitionen und Zeitungsartikeln<sup>6</sup> das Recht auf eine aktive Beteiligung an den gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Veränderungen gefordert. Was sich europaweit und in den Vereinigten Staaten von Amerika entwickelte, ließ auch die Frauen in Deutschland aktiv werden. Als Louise Otto-Peters am 15. Februar 1844 in den *Sächsischen Vaterlands-Blättern* einen Artikel *Über das erwachende Interesse der Frauen an der Politik* veröffentlichte<sup>7</sup>, vertrat sie mit ihm keineswegs nur ihre eigene Meinung. Es war das Hauptanliegen der bürgerlichen deutschen Frauenbewegung, ihre Forderungen nach staatsbürgerlicher Gleichberechtigung durchzusetzen. Nach über 100 Jahren Kampf war den Frauen nun nach der Novemberrevolution in ganz Deutschland das aktive und passive Wahlrecht gesetzlich garantiert, und schon drei Monate später gehörten zu den insgesamt 423 Abgeordneten, die in die Nationalversammlung einzogen, 47 weibliche Abgeordnete.<sup>8</sup> Damit schien der öffentlichen Betätigung der Frauen nichts mehr im Wege zu stehen.

Wenn gegenwärtig in der Bundesrepublik Deutschland immer weniger Menschen sich an den Wahlen beteiligen, da sie – wie zu vermuten ist – zu der Überzeugung gelangt sind, mit ihrer Stimmabgabe nur wenig Einfluss auf die politische Entwicklung nehmen zu können, so darf das nicht vergessen lassen, dass mit Wahlen, wie die Weimarer Verfassung sie festschrieb, einstmals auch die Hoffnung verbunden wurde, durch sie könne die Welt nach den Vorstellungen der (bürgerlichen) Frauen gestaltet werden.

---

<sup>5</sup> Arendt/Scholze 1984: 121

<sup>6</sup> Vgl. Arnaud-Duc 1994: 100.

<sup>7</sup> Vgl. Arendt/Scholze 1984: 11.

<sup>8</sup> Vgl. Arendt/Scholze 1984: 120.

Neben der Forderung nach dem aktiven und passiven Wahlrecht war auch das Verlangen nach Partizipation an den Bildungs- und Ausbildungsmöglichkeiten für Mädchen und Frauen laut geworden. Das schloss den Kampf um das Recht auf Arbeit mit ein, worunter der Zugang zu den mittleren und höheren Berufen verstanden wurde. Sahen die Frauen einerseits die entwürdigende Situation, dass sie ihr Leben lang unmündig blieben und stets gezwungen waren, zu den wissenden Männern aufzuschauen, um sich für die Gestaltung des Lebens bei ihnen Rat zu holen, so gab es doch andererseits für sie auch einen objektiven Zwang, sich auf eine Erwerbstätigkeit vorzubereiten; denn etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts blieb die Hälfte aller Frauen ungewollt unverheiratet und damit unversorgt.<sup>9</sup> Die Schulen für Mädchen, die sich im Anschluss an diese Forderung bis zum Ende der Kaiserzeit entwickelten, sahen wohl ihre primäre Aufgabe darin, die Schülerinnen auf die Rolle vorzubereiten, die man für die naturgemäße hielt, nämlich die der Hausfrau und Mutter, weshalb neben der Vermittlung elementaren Wissens auch der Hauswirtschaftsunterricht generell zum Stundenplan gehörte, aber sie boten gleichzeitig auch eine Bildung an, die zur Berufsausübung befähigte. So wurden in den weiterführenden Schulen auch Sprachen und Buchführung vermittelt und damit Fähigkeiten, die auf eine Arbeit im Büro vorbereiteten. Vor allem mit der Einrichtung von Kindergärtnerinnen- und Lehrerinnenseminaren meinten Pädagogen eine ideale Verbindung von ‚weiblichen Fähigkeiten‘ und Berufsausübung geschaffen zu haben. In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts war es den Frauen sogar möglich, an höheren Mädchenschulen zu unterrichten und diese auch als Direktorinnen zu leiten.<sup>10</sup> Eine Möglichkeit zur wissenschaftlichen Arbeit außerhalb dieses eng begrenzten Rahmens war damit noch nicht gegeben, und sie war auch als Vorstellung in der Gesellschaft nicht weit verbreitet. Doch erwies sich die Ausbildung zur Lehrerin an der höheren Mädchenschule nicht als das Ende dessen, was Frauen in intellektuellen Berufen erreichen konnten, sondern als das »entscheidende Einfallstor in die Universitäten«.<sup>11</sup> Als endlich 1908 den Frauen in Preußen der Zugang zu den Universitäten eröffnet wurde<sup>12</sup>, erfüllte sich damit auch eine Forderung, die Hedwig Dohm schon 1874 mit ihrer Schrift *Die wissenschaftliche Emanzipation der Frau* gestellt hatte, in der sie auf einer »völ-

---

<sup>9</sup> Vgl. Menschik 1977: 70.

<sup>10</sup> Vgl. Jacobi 1994: 273 – 278.

<sup>11</sup> Jacobi 1994: 278

<sup>12</sup> Vgl. Arendt/Scholze 1984: 73.

lige[n] Gleichberechtigung der Geschlechter auf dem Gebiete der Wissenschaft, in bezug auf die Bildungsmittel und die Verwertung der erworbenen Kenntnisse«<sup>13</sup> bestanden hatte.

Diesen Forderungen wurde gerade in der Weimarer Republik nachgekommen. Da die nationalsozialistischen Machthaber nach dem Januar 1933 nicht alles ‚Republikanische‘ auf einen Schlag beseitigen konnten, hatte die einmal begonnene Entwicklung der Bildungschancen für Frauen noch in den ersten Jahren ihrer Herrschaft Bestand. Doch ab dem 29.1.1938 trat ein Erlass zu den neuen Lehrplänen *Erziehung und Unterricht in der Höheren Schule* in Kraft, in dem es hieß:

Aus den Forderungen eines lebensnahen Unterrichts folgt ohne weiteres, daß die Mädchenerziehung sich nach anderen Gesetzen vollziehen muß als die Jungenerziehung. [...] Das heißt, daß der Unterricht in allen Fächern der Mädchenschulen, nicht nur in den Fächern des Frauenschaffens, ohne Gefühlsschwärmerei von der Natur und der Welt des Weibes ausgehen und das Ziel im Auge behalten muß, daß [!] der Führer in dem Satze ausgesprochen hat: ‚Das Ziel der weiblichen Erziehung hat unverrückbar die kommende Mutter zu sein‘.<sup>14</sup>

Die Monarchie hatte den Frauen nur zögernd und widerwillig Bildung und Ausbildung zugestanden, die nationalsozialistische Diktatur aber zerstörte mit Gesetzen und Terror rigoros die politischen Freiheiten und die persönlichen Entfaltungsmöglichkeiten, wie sie die Weimarer Republik geboten hatte. So blieben den Frauen nur wenige Jahre, um das Erreichte auszukosten. Es waren vor allem die Frauen mit einer überdurchschnittlichen Bildung, die von der gesellschaftlichen Umgestaltung als erste, vielleicht sogar als einzige, profitierten. Für sie bot sich eine neue Plattform, von der aus sie die gesellschaftlichen Verhältnisse beeinflussen konnten, was ihnen wiederum Wege eröffnete, auf denen eine Selbstdarstellung möglich wurde und damit eine persönliche Weiterentwicklung und eine befriedigendere Lebensgestaltung.

Die Emanzipation der Frauen in der Politik, in Schulen und Universitäten und am Arbeitsplatz strahlte auch auf den Bereich der Kunst aus. Noch 1913, also vor dem Ersten Weltkrieg, hatte Henni Lehmann in einem in Frankfurt am Main gehaltenen Vortrag beklagt, dass Frauen

<sup>13</sup> Arendt/Scholze 1984: 31

<sup>14</sup> Zit. n. Michael/Schepp 1974: 206f.

der Zugang zu den Akademien im Allgemeinen verschlossen sei.<sup>15</sup> Doch am 24. Januar 1919 wurde Käthe Kollwitz als erste Frau zum Mitglied der »Preußischen Akademie der Künste« gewählt, womit sie nicht nur als Künstlerin und damit nicht nur wegen ihrer handwerklichen Meisterschaft, mit der sie »jedwede graphische Technik«<sup>16</sup> beherrschte, geehrt wurde.

Seit ihrer Gründung 1696 durch den Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg, den späteren Friedrich I., König von Preußen<sup>17</sup>, war die Kunstakademie »eine staatliche Einrichtung und fungierte als oberste Kunstbehörde«<sup>18</sup>. Daran änderte sich auch in der Zeit der Weimarer Republik nichts. Wer in die Akademie gewählt wurde, vertrat nach außen hin gleichzeitig die mit den politischen Richtlinien in Einklang gebrachten Vorstellungen von dem, was Kunst zum Ausdruck bringen sollte. Mit der Wahl einer Frau, die in ihrer Kunst die Hoffnung auf eine sozialistische Zukunft darstellte, konnten die bisherigen Mitglieder und der Präsident der »Preußischen Akademie« einmal mehr beweisen, dass sie bereit und fähig waren, aus einer königlichen eine republikanische Akademie zu machen und dass man mit den zu erwartenden Reformen durch ein SPD- und USPD-geführtes Kultusministerium einverstanden war.

Als 1926 der Akademie eine »Sektion für Dichtkunst« angegliedert wurde, hatte sich die politische Landschaft der Weimarer Republik in der Weise geändert, dass ein Entgegenkommen der Akademiemitglieder an sozialistische Ideen gar nicht mehr in Erwägung gezogen werden musste; denn mit der Wahl Paul von Hindenburgs zum Reichspräsidenten wurde offensichtlich, dass mittlerweile die nationalistischen und revanchistischen Kräfte die politischen Richtlinien der Weimarer Republik bestimmten.<sup>19</sup> Diese politische Stimmung blieb nicht ohne Einfluss auf die nachgeordnete Behörde, die die Akademie und auch die »Sektion Dichtkunst« im verwaltungsjuristischen Sinne waren.<sup>20</sup> Unter den gewählten Mitgliedern entwickelte sich schon bald ein sich »recht militant gebärdende[r] nationalkonservative[r] Litera-

<sup>15</sup> Vgl. Lehmann 1914: 2.

<sup>16</sup> *Lexikon der modernen Kunst* 1963: 164

<sup>17</sup> Vgl. Stiftung Archiv der Akademie 1995a: VII.

<sup>18</sup> Stiftung Archiv der Akademie 1995b: XIV

<sup>19</sup> Vgl. Koberling/Hopp 1996: *Hindenburg wird Reichspräsident*.

<sup>20</sup> Vgl. Stiftung Archiv der Akademie der Künste 1995b: XIV.

turflügel..., [dem] keine Opposition durch Vertreter einer linken Literatur gegenüber[stand]«.<sup>21</sup>

Diese kurze Geschichte der »Preußischen Akademie« lässt bereits deutlich erkennen, dass die Weimarer Republik eine Entwicklung durchlief, die kontinuierlich vom Vorherrschen sozialistischer Hoffnungen zu nationalistischer und faschistischer Wirklichkeit hinführte. Wer aber meint, es müssten gerade die bürgerlichen Frauen gewesen sein, die sich für diese Republik eingesetzt hätten, da sie doch wie nie zuvor der gesellschaftlichen Achtung teilhaftig geworden waren, sieht sich getäuscht, wie unter anderem bei der Betrachtung der weiblichen Mitglieder der »Sektion Dichtkunst« der »Preußischen Akademie« deutlich wird.

Gleich durch die erste Wahl 1926 war Ricarda Huch in die Akademie gekommen. Bis 1933 folgten Ina Seidel und Agnes Miegel. Damit repräsentierten drei Frauen die deutsche Literatur, die der Republik gegenüber skeptisch bis feindlich eingestellt waren. Ricarda Huch ist wegen ihrer mutigen Weigerung, sich von den Nationalsozialisten vereinnahmen zu lassen, als überzeugte Demokratin in die deutsche Geschichte und nicht nur in die Literaturgeschichte eingegangen. Daraus aber den Schluss zu ziehen, sie habe in der Weimarer Republik ihre politische Heimat gesehen, wäre falsch. Obgleich in ihren Schriften viel zu lesen ist über Freiheitskriege und Revolutionen, galt ihre Liebe nicht dem revoltierenden und kämpfenden Volk, sondern den wagemutigen Männern, die sich aus ihm erhoben und es von der Bedrückung befreiten. Der Ruf nach einer Kollektivregierung hingegen erschien ihr jämmerlich und Ausdruck dafür, dass man Deutschland wie einen nervenkranken Patienten behandeln müsse.<sup>22</sup> Stattdessen plädierte sie für die Wahl eines Reichsverwesers auf Lebenszeit. Trotzdem muss sie als die fortschrittlichste der drei „Literaturdamen“ anerkannt werden, verbanden sich ihre Vorstellungen vom deutschen Wesen doch eher mit den revolutionären Aktionen von 1848 als mit der Forderung, das arische Volk vom jüdisch-bolschewistischen Einfluss zu befreien.

Floh Ricarda Huch mit ihrem Traum vom Wahlkönig vor der Moderne, so Ina Seidel mit ihrer Sehnsucht nach dem »Preußischen Prinzip«. Dieses war ihr – wie sie 1932 in einem Vortrag in der Akademie zu erkennen gab – ein konstruktives und formbildendes Element, das in das

---

<sup>21</sup> Mittenzwei 1992: 68

<sup>22</sup> Vgl. Huch 1986: 81.

Chaos der Welt Sonderung und Gliederung brachte.<sup>23</sup> Die Wiedererrichtung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, beherrscht vom preußischen Geist, wäre wohl die Verwirklichung all ihrer Wünsche gewesen. Das machte sie durchaus empfänglich für die nationalsozialistische Propaganda. Doch bis dahin, so schreibt Werner Mittenzwei, verstellte »das Nationale [ihr] nicht den Blick, verhinderte keine anderen Gedanken.«<sup>24</sup>

Lehnte Ricarda Huch eine Zusammenarbeit mit den „braunen Machthabern“ ab und ließ Ina Seidel sich eher in die euphorische Stimmung der „neuen Herren“ hineinziehen, als dass sie selbst aktiv geworden wäre, so gehörte Agnes Miegel zu den begeisterten Anhängerinnen dieser sich als völkisch verstehenden Bewegung. Sie wurde wohl erst unter den neuen Machthabern in die Akademie berufen, trotzdem ist es gerechtfertigt, sie noch im Zusammenhang mit der Weimarer Republik zu nennen; denn so wie Käthe Kollwitz den Beginn der Republik repräsentierte, so Agnes Miegel ihren Untergang. Auch spricht für ihre Berücksichtigung, dass sie wohl auch dann in die Akademie gewählt worden wäre, wenn sich die faschistische Machtergreifung noch hinausgezögert hätte, da doch ihre politischen Gesinnungsfreunde – Hermann Stehr, Emil Strauß, Erwin Guido Kolbenheyer, Josef Ponten und Eduard Stucken –, die sich alle als überzeugte Deutsche verstanden und sich nationalistisch gaben, bereits in der »Sektion Dichtkunst« saßen. Dort hatten sie seit Jahren zu bestimmen versucht, dass als deutsche Literatur nur eine solche zu gelten habe, die sich gegen internationalistische, modernistische und pazifistische Tendenzen richtete. Sie alle standen auch dem nationalkonservativen »Wartburgkreis« nahe, der Anfang der dreißiger Jahre von Börris, Freiherr von Münchhausen, ins Leben gerufen worden war und der von den Nationalsozialisten finanzielle Zuwendungen erhielt.

Nach Godele von der Decken plädierte Agnes Miegel mit ihrer Literatur für ein Leben, das geprägt war von blinder Opferbereitschaft, Unterwerfung unter die Herrschaftsansprüche der Mächtigen und Ausgrenzung derjenigen, die ihr Leben mit diesen Anforderungen nicht in Einklang bringen wollten.<sup>25</sup> Aber nicht erst die Nationalsozialisten veranlassten Agnes Miegel, eine Literatur zu schaffen, die ganz dem Geist dieser Zeit entsprach. In dem Jahr, in dem sie in die Akademie gewählt

---

<sup>23</sup> Vgl. Seidel 1934a: 195.

<sup>24</sup> Mittenzwei 1992: 151

<sup>25</sup> Vgl. von der Decken 1988: 292.

wurde, erschien von ihr die Novelle *Die Fahrt der sieben Ordensbrüder*, in der sie die »endgültige Unterwerfung der heidnischen Pruzzen durch den Deutschritterorden«<sup>26</sup> feierte. Damit veröffentlichte sie ihren Beitrag zu einem Thema, das in den politisch rechten Kreisen heftig diskutiert wurde und dem Hans Grimm mit seinem 1926 erschienenen Roman einen Titel gegeben hatte: *Volk ohne Raum*. Was schon einmal den Deutschen gelungen war, nämlich die Ausdehnung nach Osten, das, so suggerierte Agnes Miegel, könne auch ein weiteres Mal gelingen.

Die drei hier vorgestellten Schriftstellerinnen repräsentierten durch ihre exponierte Stellung die Weimarer Republik in politischer und künstlerischer Hinsicht, aber sie standen auch stellvertretend für jene Frauen, die die Möglichkeiten, die ihnen die Republik bot, nutzten, um an ihrem Untergang zu arbeiten.

Doch gab es nicht nur die bürgerlichen Frauen, die mehr oder weniger ambivalent zur Republik standen. Während der Beginn der bürgerlichen Frauenbewegung leicht auszumachen ist, da ihre schreibgewandten und ausdrucksstarken Anhängerinnen hierfür selbst Sorge trugen, können die Anfänge der proletarischen Frauenbewegung nur schwer fixiert werden. Als einer ihrer herausragenden Augenblicke dürften aber die Tage vom 15. bis 17. Mai 1869 gelten, an denen auf dem Gründungskongress der »Internationalen Gewerksgenossenschaft der Manufaktur-, Fabrik- und Handarbeiter beiderlei Geschlechts« in Leipzig erstmals zwei Frauen, Christiane Peuschel und Wilhelmine Weber, in den Vorstand gewählt wurden.<sup>27</sup> Die politisch und gewerkschaftlich engagierten Arbeiterinnen lehnten die drei großen Forderungen der bürgerlichen Frauenbewegung – Wahlrecht, geschlechts-unabhängige Bildungschancen, Zugang zu allen Berufen – keineswegs ab, doch die Aufgaben, die sich ihnen stellten, waren andere: die Verkürzung des Arbeitstages, das Verbot der Kinderarbeit und die Absicherung im Krankheits- und Arbeitslosenfall.<sup>28</sup>

Für jene Frauen, die sich als Sozialistinnen verstanden, bestand die Republik zweifellos von dem Augenblick an, in dem Karl Liebknecht am 9. November 1918 die »Freie Sozialistische Republik« ausrief, und mag vielleicht emotional mit der Ermordung Rosa Luxemburgs am 15. Januar 1919 schon wieder geendet haben. Viel zu erwarten hatten

<sup>26</sup> Miegel 1933: 4

<sup>27</sup> Vgl. Arendt/Scholze 1984: 24.

<sup>28</sup> Vgl. Menschik 1977: 77.

jene Frauen tatsächlich nicht, die nach Arbeit riefen, nicht um ihre Persönlichkeit zu entwickeln oder sich aus der finanziellen Abhängigkeit von Ehemännern oder Familie zu befreien, sondern die arbeiten mussten, wenn sie überleben wollten.<sup>29</sup> Während gerade den engagierten bürgerlichen Frauen während des Krieges die ‚Rettung des Vaterlandes‘ wichtiger erschienen war als der Kampf um die Gleichberechtigung und sie sogar meinten, diese am besten dadurch beweisen zu können, dass sie ihre ganze Kraft in den Dienst dieses Krieges stellten<sup>30</sup>, waren es die proletarischen Frauen, die streikten und auf den Straßen »Frieden und Brot« forderten.<sup>31</sup> In dieser Weise hatten sie dazu beigetragen, dass die Monarchie ihre Unfähigkeit eingestehen musste, mit den Problemen, die sie selbst geschaffen hatte, fertig zu werden. Gedankt hat ihnen dies niemand.<sup>32</sup> Im Gegenteil, gleich nach dem Krieg wurden aufgrund einer neu erlassenen »Verordnung über die Freimachung von Arbeitsstellen während der Zeit der wirtschaftlichen Demobilmachung [50% der Frauen in der Metallindustrie entlassen], im Maschinenbau über 60% [und] in der chemischen Industrie etwa 75%«.<sup>33</sup>

Trotzdem hatte die kriegsbedingte Notwendigkeit, die Arbeitsplätze zunehmend durch Frauen zu besetzen, den Arbeiterinnen ein neues Selbstbewusstsein vermittelt, was sich unschwer an ihrem politischen und gewerkschaftlichen Engagement ablesen ließ. So waren im Jahre 1918 in der SPD 70 000 Frauen<sup>34</sup> organisiert, etwa genau so viele in der USPD, und in den freien Gewerkschaften stellten sie ein Viertel der Mitglieder.<sup>35</sup> Die Frauen hatten den wirtschaftlichen Kreislauf während des Krieges aufrechterhalten, ihre Kinder alleine aufgezogen und den Verlust von Männern und Söhnen emotional verarbeiten müssen. Sie waren streik- und demonstrationserfahren, und sie hatten gelernt, ihre Forderungen durchzusetzen. Es ist deshalb auch unrealistisch zu glauben, sie wären, sich in ihr ‚Schicksal‘ schickend, ruhig an den heimischen Herd zurückgekehrt. Im Gegenteil, gemeinsam mit den heimgekehrten Soldaten verteidigten sie die Münchener Räterepublik, kämpf-

<sup>29</sup> Vgl. auch Tatschmurat 1988.

<sup>30</sup> Zur Entwicklung der bürgerlichen Frauenbewegung in den am Ersten Weltkrieg beteiligten Staaten in der Zeit von 1914 bis 1918 vgl. Thébaud 1995.

<sup>31</sup> Vgl. Arendt/Scholze 1984: 90 – 130.

<sup>32</sup> Vgl. auch Zeller 1988.

<sup>33</sup> Arendt/Scholze 1984: 123

<sup>34</sup> 1919 waren bereits 20% der SPD-Mitglieder weiblich, d.h. ihre Zahl war von 70 000 auf 206 354 gestiegen. (Vgl. Arendt/Scholze 1984: 125.)

<sup>35</sup> Vgl. Arendt/Scholze 1984: 119.



ten mit den Arbeitern gegen die Putschisten, die sich um Wolfgang Kapp zusammengefunden hatten, um an Stelle der Republik eine rechtsgerichtete Diktatur zu errichten, und beteiligten sich während der nächsten Jahre an zahlreichen Streiks. Sie forderten also nicht nur gleichen Lohn für gleiche Arbeit und soziale Absicherung während der Schwangerschaft, im Krankheitsfall und im Alter, sondern auch, an der Gestaltung des Staates mitwirken zu können.

Als sich nach dem Ersten Weltkrieg die Arbeiterbewegung in eine sozialdemokratische und eine kommunistische Richtung spaltete, vollzogen auch die Arbeiterinnen diese Spaltung mit. Wollten die einen Reformen im bestehenden Gesellschaftssystem, riefen die anderen nach seiner Überwindung. Doch auch darüber, wie diese Überwindung zu erreichen wäre – durch eine Revolution, die alles sprunghaft verändern würde, oder durch das Hineinwachsen in den Sozialismus –, kam es zu keiner Einigung. Unter denen, die innerhalb der proletarischen Frauenbewegung nach einer revolutionären Umgestaltung strebten, war Clara Zetkin die herausragendste Gestalt. Sie hatte schon 1889 betont, dass einerseits die wirtschaftliche Lage der Arbeiterin im Kapitalismus sich nicht von der des männlichen Arbeiters unterscheide, was zu einem gemeinsamen Vorgehen zwingt, dass die Frau aber andererseits von ihrem Mann unterjocht werde, solange sie nicht durch eigene Arbeit finanziell von ihm unabhängig sei.<sup>36</sup> Im Jahre 1920 erarbeitete sie die *Richtlinien für die kommunistische Frauenbewegung*, in denen sie behauptete, dass der Kommunismus »der große Erlöser des weiblichen Geschlechtes«<sup>37</sup> sei, weil im »Privateigentum die letzte und tiefste Wurzel der Vormachts- und Vorzugsstellung des Mannes vor dem Weibe«<sup>38</sup> liege. Dass nicht wenige Frauen ihre Ansicht teilten, lässt sich der bis 1933 zunehmenden Anzahl weiblicher Mitglieder in der KPD entnehmen.

So wie sich die Republik durch die »Preußische Akademie« künstlerisch vertreten ließ, so schuf auch die kommunistische Bewegung ihre »Aushängeschilder«, sei es mit der Entstehung der »Assoziation revolutionärer bildender Künstler Deutschlands« zu Beginn des Jahres 1928 oder mit der Gründung des »Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands« im Herbst desselben Jahres. Als die bedeutendsten Schriftstellerinnen stellte die Literaturgeschichte der DDR in

---

<sup>36</sup> Vgl. Zetkin 1973a [1889]: 7f.

<sup>37</sup> Zetkin 1973c [1920]: 53

<sup>38</sup> Zetkin 1973c [1920]: 50

diesem Zusammenhang zwei Namen heraus: Anna Seghers und Berta Lask. Beide verbreiteten mit ihren Schriften nicht nur eine politische Idee, was auch schon vor ihnen in den vergangenen Jahrhunderten geschehen war, sondern sie stellten ihr literarisches Schaffen ganz in den Dienst einer Partei. Mit Härte habe Anna Seghers geschrieben, ist bei Eva Kaufmann zu lesen<sup>39</sup>, und dies kann nicht verwundern; denn zum einen sollte sozialistische Literatur die menschliche Kraft darstellen, wie sie sich in revolutionären Situationen entfaltet, und zum anderen sollte die Art der Darstellung genau diese Kraft in den Lesern wachrufen, damit sie sich zu »bewußten Vorkämpfern einer sozialistischen Welt«<sup>40</sup> entwickelten.

Politische Literatur im sozialistischen Sinne heißt nicht nur Anklage und Forderung, sondern auch, direkt oder verschlüsselt zum Kampf aufzurufen. Diesen Richtlinien für sozialistische Literatur entsprach Anna Seghers mit ihren Romanen und Erzählungen. Obgleich sie damit keineswegs als staatstragend bezeichnet werden konnte, erhielt sie 1928 für ihre Erzählung *Aufstand der Fischer von St. Barbara*, in der sie »das Grunderlebnis Revolution [...] modellhaft abgehoben und beunruhigend suggestiv herauf[holte]«<sup>41</sup>, den Kleistpreis. Dass eine solche Preisverleihung möglich war, erklärt sich vielleicht auch aus einer Interpretation der damals herrschenden Stimmung, die Frank Trommler benennt, wenn er feststellt, dass über die Revolution von 1918/19 nicht nur gesagt werden könne, dass sie gescheitert sei, sondern auch, dass von ihr »das Verlangen nach der Revolution«<sup>42</sup>, nach der revolutionären Handlung geblieben sei.

Berta Lask, die zu den Mitbegründerinnen des »Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller« gehörte, verstand ihr literarisches Talent ebenfalls als ein revolutionäres Werkzeug und wurde durch seine Handhabung »zu einer wichtigen Neuerin auf dem Gebiet der operativen didaktischen sozialistischen Literatur«<sup>43</sup>. Doch überschritt sie den traditionellen Rahmen auch in anderer Hinsicht. Hat die Tagebuchschreiberin im Allgemeinen nur sich selbst als Leserin, so hofft die Schriftstellerin, dass sie von vielen Menschen gelesen wird, weshalb ihr in einem früheren Jahrhundert Schamlosigkeit vorgeworfen wurde.

---

<sup>39</sup> Vgl. Kaufmann 1988: 352.

<sup>40</sup> Thalheim 1978: 316

<sup>41</sup> Kaufmann 1988: 356

<sup>42</sup> Trommler 1974: 77

<sup>43</sup> Münchow 1988: 263

Um wieviel schamloser aber musste es nach dieser Richtschnur empfunden werden, wenn Frauen Figuren entwarfen, die agierend die Bühne des Theaters betraten. Dass dies in der Weimarer Republik mittlerweile möglich war, zeigt das Spiel *Thomas Münzer*, das Berta Lask im Auftrag der Kommunistischen Partei schrieb und das in Eisleben vor 15 000 Zuschauern gezeigt wurde.

Auffällig aber ist, dass die hier erhobene These, in der Weimarer Republik hätten vor allem Frauen bürgerlicher Herkunft mit guter Schulbildung einen Platz zum Mitgestalten gefunden<sup>44</sup>, auch beim Betrachten der sozialistischen Schriftstellerinnen keine Korrektur erfährt. Es gibt nur wenige Ausnahmen, wie etwa Margarete Steffin, die einer Arbeiterfamilie entstammte, sich in Abendkursen weiterbildete und über die Simone Barck schrieb:

[Sie] kommt aus der Berliner Arbeiterkulturbewegung, die sich in den letzten Jahren der Weimarer Republik in der Zusammenarbeit von Arbeiterkulturorganisationen und revolutionären Berufskünstlern zu einer in Qualität und Quantität beachtlichen kulturellen Erscheinung profiliert hatte.<sup>45</sup>

Diese kurze Textstelle lässt eine Ahnung davon aufkommen, was es unter anderem für die Literatur Deutschlands und für die Frauen der Arbeiterklasse hätte bedeuten können, wenn dieser Bewegung nicht durch den Nationalsozialismus ein Ende gesetzt worden wäre.

Margarete Steffin steht aber auch noch für einen anderen Frauentypus. Neben den von Jugend auf gut ausgebildeten bürgerlichen Frauen und den meist mit nur minimaler Schulausbildung versehenen Frauen der Arbeiterklasse trat in den zwanziger Jahren der Typus der „Neuen Frau“ in Erscheinung, vor allem in den Jahren zwischen 1924 und 1929. Gemeint waren die berufstätigen weiblichen Angestellten »mit knieumspieltem Rock, Zigarette rauchend, Bubikopf und rotgeschminkten Lippen«<sup>46</sup>, die ihre erotische Ausstrahlung bewusst unterstrichen und große Teile ihrer Freizeit mit sportlichen Aktivitäten verbrachten. Von ihrer Ausbildung her standen sie den bürgerlichen Frauen oftmals in nichts nach, entstammten sie doch nicht selten dieser Gesellschaftsklasse. Andere, wie Margarete Steffin, die wohl ihrem Äußeren nach nicht der Gruppe der „Neuen Frau“ zuzuordnen war, jedoch von ihrer beruflichen Tätigkeit als Kontoristin und Buchhalterin, arbeiteten sich aus

---

<sup>44</sup> Vgl. S. 13 d. Arbeit.

<sup>45</sup> Barck 1991: 348

<sup>46</sup> Visser 1991: 110

einer Existenz „hoch“, in der für sie in erster Linie die Tätigkeit als ungelernte Arbeiterinnen vorgesehen war. Eines war ihnen jedoch allen gemeinsam: Ihre teilweise androgyne Eleganz stand im Widerspruch zu ihren realen Verdienstmöglichkeiten, bewegten sie sich doch mit ihrem Einkommen zumeist am Rande des Existenzminimums.<sup>47</sup>

Auch in den literarischen Erscheinungen jener Jahre tritt die „Neue Frau“<sup>48</sup> auf, als „Heldin“ und als Autorin. Christa Anita Brück, die den Alltag der Angestellten aus eigener Erfahrung kannte, stellte schon in ihren Romantiteln deutlich die Berufsgruppe heraus, die sie meinte und schrieb 1930 *Schicksale hinter Schreibmaschinen* und zwei Jahre später *Ein Mädchen mit Prokura*. Während Brück dem tristen Arbeitsalltag und den geringen Einkünften ihrer weiblichen Romanfiguren nichts anderes entgegenzusetzen hatte als Ehe und Mutterschaft, zeigten Autorinnen wie Marieluise Fleißer und Irmgard Keun, dass die Träume ‚ihrer‘ Angestellten beim Handel mit Mehl oder beim Tippen von Briefen erst in zweiter Linie Liebe und Ehe zum Inhalt hatten und dass ihre (unerfüllbaren) Sehnsüchte dahin gingen, auf eigenen Füßen zu stehen und sich die Annehmlichkeiten des Lebens selbst zu erarbeiten.

Kritisierten die bürgerlichen Schriftstellerinnen die Weimarer Republik als einen Staat, in der die Masse, das Proletariat, die politische Richtung bestimme, so nannten die sozialistischen sie eine kapitalistische Gesellschaft, die sobald wie möglich durch eine Revolution, ähnlich der Oktoberrevolution von 1917 in Russland, überwunden werden sollte. Doch auch jenen Frauen, die weder in der Vorstellung von der »Diktatur des Proletariats« für ihre Probleme einen Ausweg sahen noch in rückwärtsgewandten Utopien ihr Heil suchten, bot die Republik keine Heimat und keine Perspektive, schon gar nicht, als im Winter 1929/30 sich die wirtschaftliche Krise in Konkursen, Bankzusammenbrüchen und Arbeitslosigkeit manifestierte.

Die vorliegende Arbeit ist ein Versuch, mit dem heutigen Wissen über den Untergang der Weimarer Republik die Sichtweise zu erforschen, mit der Schriftstellerinnen aus der Nähe ihre Zeit betrachteten. Wie beurteilten sie den Ersten Weltkrieg, den sie wohl überlebt hatten, deren Opfer sie aber nichtsdestoweniger gewesen waren? Die Novemberrevolution, der Vertrag von Versailles, der Kampf zwischen den An-

---

<sup>47</sup> Vgl. auch Frevert 1988.

<sup>48</sup> Auf die Wandlung, die der Begriff „neue Frau“ von seinem Ursprung in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis in die zwanziger Jahre der 20. Jahrhunderts erfuhr, verweist vor allem Vivian Liska 2000: 31ff.

hängern der linken und rechten Parteien, die politischen Morde, der wirtschaftliche Aufschwung, die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise und der Sieg des Nationalsozialismus sind nur einige Schlagworte, mit denen die Weimarer Republik charakterisiert wird. Andere Ereignisse betrafen vor allem das Leben der Frauen, wie die Einführung des Frauenwahlrechts oder der Kampf gegen den § 218. Das alles sind auch gleichzeitig Themen, zu denen sich die Schriftstellerinnen jener Zeit in der einen oder anderen Weise geäußert haben: brieflich oder literarisch. Bündelten sich einerseits in ihren Schriften die in der Bevölkerung verbreiteten Meinungen, so wirkten sie doch andererseits auch meinungsbildend, bereiteten den Boden für verschiedene politische Sichtweisen, verstärkten sich entwickelnde, aber noch nicht gefestigte Meinungen oder forcierten Veränderungen im Denken ihrer LeserInnen.

Es sind demnach zwei Themenkomplexe, auf die hier eingegangen werden soll: Wie sahen die Schriftstellerinnen die Republik, in der sie lebten, und wie fügten sie sich mit ihren Anschauungen in den Geist ihrer Zeit ein?

## **1.2 Untersuchungsschritte**

Der Beginn und auch das Ende der Weimarer Republik sind ohne die Betrachtung dessen, was über den Ersten Weltkrieg gedacht und geschrieben wurde, nicht verständlich. Das zweite Kapitel dieser Arbeit wird sich deshalb mit der Frage danach beschäftigen, in welchem Verhältnis die Schriftstellerinnen der Weimarer Republik zu diesem Ersten Weltkrieg standen, ob sie ihn als sinnloses und barbarisches Gemetzel verurteilten, die Welteroberungspläne befürworteten oder ob auch sie mit ihm Hoffnungen auf eine neue, ganz anders geartete Zukunft verbanden.

Das dritte Kapitel wird zum einen zeigen, wie die schreibenden Frauen sich zu den revolutionären Ereignissen verhielten, die sich von Oktober bis Dezember 1918, vom Kieler Matrosenaufstand bis zur Entscheidung der Arbeiter- und Soldatenräte für eine verfassunggebende Nationalversammlung, hinzogen, ob sie sie als Voraussetzung einer demokratischen oder sozialistischen Zukunft begrüßten und an ihnen teilnahmen oder ob sie, in Angst und Schrecken versetzt, nach einer ordnenden Kraft riefen, die die gesellschaftlichen Verhältnisse von vor

dem Krieg wieder herstellen sollte. Zum anderen wird in ihm die Frage der Gewalt thematisiert; denn die Entscheidung der Arbeiter- und Soldatenräte für eine parlamentarische Republik und gegen eine Räterepublik bedeutete nicht gleichzeitig ein Ende der politischen Kämpfe. Auch weiterhin war die Weimarer Republik gekennzeichnet von heftigen Auseinandersetzungen. Politische Morde, Putschversuche und Rechtsverletzungen durch die Reichsregierung und ihre ausführenden Organe scheinen im Rückblick geradezu an der Tagesordnung gewesen zu sein. Wie sich zu diesen Auseinandersetzungen und zu den politischen Morden Schriftstellerinnen äußerten, ob sie ihnen, dabei Partei ergreifend, einen Sinn entnehmen konnten, sie als Ausbruch böser Kräfte verstanden oder sie als etwas ignorierten, das ihr Leben nach ihrer Meinung nicht tangierte, wird deshalb ebenso Inhalt dieses Kapitels sein.

Die Jahre 1924 bis 1929 waren gekennzeichnet von einer – wie sich nur allzu bald herausstellen sollte – wirtschaftlichen Scheinblüte, während der »Deutschland auf dem Gebiet der industriellen Gütererzeugung [...] an die zweite Stelle in der Welt«<sup>49</sup> rückte. Verherrlicht wurden deshalb die neuen, von Amerika übernommenen technischen Möglichkeiten, mit denen sich die Hoffnung auf steigenden Wohlstand und Sicherung der Demokratie verband. Wie sich Schriftstellerinnen diesen Themen – der Berufstätigkeit der Frauen, dem Existenzkampf in der Großstadt, der Vermarktung des Menschen und dem neuen Verhältnis der Geschlechter – näherten, wie sie das Spiel von Verlockung und Ernüchterung in Verbindung mit dem nur wenige Jahre dauernden wirtschaftlichen Aufschwung behandelten, wird im vierten Kapitel untersucht.

Mit dem Beginn der Wirtschaftskrise am Ende der zwanziger Jahre spitzten sich die politischen Auseinandersetzungen zu. Wahlsiege konnten sowohl die KPD als auch die NSDAP verzeichnen, so dass Hermand und Trommler diesen Zeitabschnitt als einen Endkampf zwischen Nationalismus und Sozialismus charakterisieren.<sup>50</sup> Hatten sich schon zu Beginn der Weimarer Republik auch jene Dichter zu Wort gemeldet, deren Schriften das Raunende und Irrationale zu beschreiben versuchten, denen der Erdboden und das Blut ihrer Adern durchwoben war vom Geist verstorbener Generationen, so verhiessen vielen von ihnen die Wahlsiege der Nationalsozialisten eine helle Zukunft.

---

<sup>49</sup> Hermand/Trommler 1978: 28

<sup>50</sup> Vgl. Hermand/Trommler 1978: 29.

Dass zu dieser Gruppe auch Frauen gezählt werden können, bewiesen schon die Namen Agnes Miegel und, mit Einschränkung, Ina Seidel. Das fünfte Kapitel wird von daher mit Überlegungen zu jener auch von Frauen verfassten Literatur angefüllt sein, mit der die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung ignoriert und nach mystischen Deutungen gesucht wurde. Sie war ihrer Intention nach antirepublikanisch und trug mit dazu bei, dass auf einen erlösenden Führer gehofft wurde.

Das sechste Kapitel ist nicht nur einem Resümee vorbehalten, sondern auch einem Ausblick auf jene Literatur, die in die Zukunft wies, sei es durch ihre antifaschistischen Aussagen oder durch die Darstellungen jener Frauen, die nach selbstbewussten Lebensmöglichkeiten in einer Republik suchten.

In allen Kapiteln soll der Frage nachgegangen werden, inwiefern die von Frauen während der Weimarer Republik geschaffene Literatur als eine spezifisch weibliche verstanden werden kann. Haben Schriftstellerinnen aufgrund ihrer Weiblichkeit die politischen Verhältnisse ihrer Zeit anders betrachtet als ihre männlichen Kollegen, oder haben sie deren Weltsicht nur fortgeführt, bejaht und unterstützt? Ist an diesem kurzen Ausschnitt der deutschen Geschichte also erkennbar, ob der Blick auf das politische und historische Geschehen durch das Geschlecht oder durch die Zugehörigkeit zu einer Gesellschaftsklasse bestimmt wird oder ob sich Frauen eher in einer permanenten Unentschiedenheit befinden, bedingt durch die unterschiedlichen Interessen als Angehörige zweier „Kampfeinheiten“, das heißt als Angehörige ihres Geschlechts und einer gesellschaftlichen Klasse?





## 2 Der Erste Weltkrieg

Dass am 1. August 1914 durch Kaiser Wilhelm II. die Mobilmachung verkündet wurde, ist ein Tatbestand, der unwidersprochen unter den Begriff der nachprüfbaren und amtlich dokumentierten Ereignisse in der deutschen Geschichte fällt. Doch schon die Frage nach den Reaktionen auf die Mobilmachung lässt erkennen, dass Daten und Geschehnisse wohl in einem für alle erkennbaren Zusammenhang stehen, dass sie aber keineswegs bei den unterschiedlichen Beobachtern auch zu einer übereinstimmenden Interpretation führen müssen. So ist die Begeisterung über den Kriegsausbruch, die 1914 laut wurde, wohl oft beschrieben worden, und es bedarf keines Beweises mehr dafür, dass ein großer Teil der Bevölkerung wirklich mit dieser Gefühlsregung antwortete, aber man gewinnt bei der Lektüre der gegenwärtigen Schriften oftmals den Eindruck, als sollten auch heute noch, am Beginn eines neuen Jahrhunderts, jene Kräfte des Kaiserreichs bestätigt werden, die ein Interesse daran hatten, die einheitliche Haltung des deutschen Volkes zu betonen und für ihre Propaganda zu nutzen. In seinem Aufsatz *Der „Geist von 1914“ in Deutschland* stellt Reinhard Rürup diese Behauptung, alle seien über den Kriegsausbruch begeistert gewesen, beispielsweise durch das Einfügen eines Bindestrichs heraus, wenn er schreibt: »Von Tag zu Tag hatte man den Krieg näher rücken sehen, nun war er da — und ein ungeheurer Jubel begrüßte die Bekanntgabe.«<sup>51</sup>

Die häufigen Betonungen dieses emotionalen Ausbruchs lassen nur zu leicht übersehen, dass es auch Menschen zu jener Zeit gab, die mit diesem Krieg nicht einverstanden waren, liegt es doch in der Sache selbst begründet, dass der staats- und herrschaftsbejahende Jubel, wird er darüber hinaus noch lautstark und gebärdereich zum Ausdruck gebracht, selbst heftig vorgebrachte Proteste übertönt, um wie viel mehr aber leise und zurückhaltende Laute. Noch im Juli 1914 hatte die SPD zu Massenprotesten gegen den drohenden Weltkrieg aufgerufen, an denen – so hat Wolfgang Kruse recherchiert – reichsweit etwa eine dreiviertel Million Menschen teilnahmen.<sup>52</sup> Dass sich vom Kriegsausbruch auch Angehörige der Arbeiterklasse einfangen ließen, kann nicht in Zweifel gezogen werden, doch reagierten sie in der Mehrheit teils protestierend, teils verschreckt und wegen der widersprüchlichen Haltung der SPD verstört.<sup>53</sup> Besondere Berücksichtigung verdienen in

---

<sup>51</sup> Rürup 1984: 2

<sup>52</sup> Vgl. Kruse 1989: 115.

<sup>53</sup> Vgl. Kruse 1989.

diesem Zusammenhang die proletarischen Frauen, über die Gertrud Bäumer, die Vorsitzende des Bundes Deutscher Frauenvereine, voller Verachtung 1933 schrieb, dass sie nicht anders hätten empfinden können, als dass der Staat ihnen ihre Männer weggenommen habe. Sie seien seelisch nicht auf den Krieg vorbereitet gewesen und aufgrund ihrer mangelnden Bildung auch nicht fähig, Sinn für das Nationale zu entwickeln.<sup>54</sup> Doch auch Bildung hielt Frauen nicht davon ab, gegen diesen Krieg zu protestieren, so jene SPD-Funktionärinnen, die nicht bereit waren, den von Männern geschlossenen „Burgfrieden“ zu akzeptieren;<sup>55</sup> ja selbst in den Reihen der bürgerlichen Frauenbewegung waren Kriegsgegnerinnen zu finden.

## **2.1 »Ich fühle mich wie neugeboren«**

Über den Kriegsausbruch gejubelt haben in erster Linie die in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts gegründeten nationalen Verbände, die »Alldeutschen«, der »Flottenverein« und die »Kolonialgesellschaft«, die enge Beziehungen zu Industrie und Großgrundbesitz unterhielten und deren wirtschaftlichen Interessen vertraten: die Suche nach neuen Absatzmärkten, billigen Arbeitskräften und landwirtschaftlich nutzbarem Land. Die Mitglieder der nationalen Verbände – »Anhänger fast aller bürgerlicher Parteien, [...] Freiberufler, Geschäftsleute, Beamte, Angestellte und Industrielle, insbesondere aber Akademiker, darunter eine große Zahl von Lehrern und Professoren«<sup>56</sup> – waren mehr oder weniger alle davon überzeugt, dass den Deutschen wegen der Überlegenheit ihrer Kultur und ihrer germanischen Herkunft eine Weltmachtstellung zustehe, wie sie in dem nun beginnenden Krieg errungen werden sollte.

Es waren also, wie das Mitgliederprofil der Verbände zeigt, nicht zuletzt das Bildungsbürgertum und seine intellektuelle Avantgarde, die den Krieg herbeigesehnt hatten und ihn nun enthusiastisch begrüßten. Vom Kampf des deutschen Volkes gegen einen Vernichtungskrieg, zu dem sich alle übrigen Völker der Welt zusammengefunden hätten,<sup>57</sup>

---

<sup>54</sup> Vgl. Bäumer 1933: 273f.

<sup>55</sup> Vgl. Eifert 1989: 103.

<sup>56</sup> Bräutigam 1989: 26

<sup>57</sup> Vgl. Ungern-Sternberg 1996b: 79.

war die Rede und vom Wiedererwachen mittelalterlicher Wehrhaftigkeit.<sup>58</sup> Werner Sombart charakterisierte diesen Krieg als einen Glaubenskrieg, »als tödlichen Kampf zwischen westeuropäischer Zivilisation und deutschem Wesen«.<sup>59</sup> England erschien dabei als der konsequenteste Vertreter einer Zivilisation, die sich durch Utilitarismus und Kommerzialisismus auszeichnete, während sich die Entwicklung Deutschlands aus dem Heldischen ergeben habe. Das deutsche Volk sei deshalb als dasjenige zu betrachten, das am ehesten fähig sei, »den nivellierenden und kulturzerstörenden Geist des Kommerzialisismus«<sup>60</sup> einzudämmen. Max Weber hingegen, der die Idee einer Sendung des deutschen Volkes nicht teilen wollte, sah im Krieg »das ewige Ringen der Nationen[, das] keiner höheren Weihe und Rechtfertigung bedarf.«<sup>61</sup> Weniger die Nation als das Individuum hatte Georg Simmel bei seiner Deutung des Krieges im Sinn. Der Einzelne erfahre im Krieg auf ekstatische Weise seinen sozialen Charakter, und die unüberschaubare Welt werde während des soldatischen Erlebens auf einen einzigen Gesichtspunkt, den des Überlebenszweckes, reduziert.

Zu den hurra-schreienden Anhängern der Nationalverbände, die in Berlin das Schloss umlagerten, *Nun danket alle Gott* sangen<sup>62</sup> und schon Tage vor der offiziellen Bekanntgabe grölend durch die Straßen gezogen waren<sup>63</sup>, gesellten sich, nicht weniger lautstark, die männlichen Angehörigen der bürgerlichen Jugendbewegung, die im Krieg anfangs nichts anderes sahen als die durch nichts mehr eingeeengte Fortsetzung ihrer »großen Fahrten«, voll Abenteuer und Kameradschaft<sup>64</sup>, und die meinten, als Erwachsene aus diesem Krieg heimzukehren, frei von jeder Bevormundung.<sup>65</sup> Noch als Gymnasiasten stürmten sie freiwillig an die Front und meinten, mit diesem Akt der Vätergeneration deren Inferiorität vor Augen geführt zu haben.

Ihr schlaft am Schraubstock, hinterm Pfluge,  
Im Chorstuhl bei der Orgelfuge.  
[...]

---

<sup>58</sup> Vgl. Cornelißen 1996: 119.

<sup>59</sup> Joas 1996: 20

<sup>60</sup> Joas 1996: 20

<sup>61</sup> Joas 1996: 20

<sup>62</sup> Vgl. Bönisch u.a. 1989a: 7.

<sup>63</sup> Vgl. *Berliner Tageblatt* v. 27. Juli 1914, wiederabgedruckt in: Bönisch 1989b: 16.

<sup>64</sup> Vgl. Ille 1989.

<sup>65</sup> Vgl. Fiedler 1989: 40.

Ihr satten Toten! Steht auf und wacht!  
Der Sturmtag dämmt! Es ist Schlacht!<sup>66</sup>

schmettete Oskar Kanehl in der Zeitschrift *Die Aktion* bereits am 7. März 1914 der älteren Generation entgegen. Das Schlachtfeld wurde zu einem Ort, an dem man nicht nur mit den Feinden Deutschlands abrechnen wollte, sondern an dem man ‚es‘ auch der Vätergeneration meinte zeigen zu können: die eigene Stärke, die Opferbereitschaft, die Vitalität, die Fähigkeit, das ganz Neue zu schaffen.

So paradox es klingt, die kriegsbegeisterten jungen Männer kämpften auch für die Überwindung des Wilhelminismus und damit, wie sie meinten, gegen die Starrheit und Enge des Obrigkeitsstaates. Dieser in Stände aufgeteilte Staat erschien ihnen leblos, da sie seine herrschenden Prinzipien als an der technologischen Praxis ausgerichtet ansahen. Die in den vergangenen Jahrhunderten erkannten Gesetze der Mechanik seien auf das gesellschaftliche Leben ausgedehnt worden, so dass die Menschen sich alle nur wie Schraubchen an der großen Staatsmaschine fühlen könnten, und damit nicht nur klein und unwichtig, sondern auch unfähig, den ihnen aufgrund ihrer Herkunft zugewiesenen Platz zu verlassen. Der Protest der jungen Männer richtete sich gegen den vorherrschenden Gedanken der Zweckmäßigkeit, dagegen, dass alles an der Funktion gemessen, der Mensch einem Mechanismus unterworfen werden sollte und dass Profit und Rationalität als oberste Prinzipien galten. Das Leben – so ihre Sehnsucht – müsse aus mehr bestehen, aus Leidenschaft, Vitalität, Pathos, Energie und auch aus dem Tragischen und dem Irrationalen. Es entsprach diesen vitalistisch-lebensphilosophischen Zeitströmungen durchaus, dass sich ihre Anhänger in voller Übereinstimmung mit sich selbst für eine Zukunft opferten, in der Menschen lebendig und brüderlich zusammenleben würden. Was sie gar nicht durchschauten, war, dass sie mit ihrer bereitwilligen, gar euphorischen Teilnahme am Krieg die größten Erwartungen, die man in ihre Erziehung gesetzt hatte, erfüllten.

Zu denen, die ebenfalls in die Gruppe der Kriegsbegeisterten gehörten und dies weniger schreiend, aber um so eloquenter und suggestiver zum Ausdruck brachten, gehörten die Schriftsteller. Nach Einschätzung Bernhard Boscherts lässt sich in der deutschen Literaturgeschichte kein zweites politisches Ereignis finden, das eine so umfassende Zu-

---

<sup>66</sup> Kanehl 1982a [1914]: 12

stimmung der Schriftsteller gefunden hat wie der Erste Weltkrieg.<sup>67</sup> Liest man hierzu Thomas Manns *Gedanken im Kriege* vom November 1914, dann findet man diese Aussage bestätigt. Die Herzen der Dichter hätten bei Kriegsbeginn sogleich in Flammen gestanden, heißt es dort.

Nun sangen sie wie im Wettstreit den Krieg, frohlockend, mit tief aufquellendem Jauchzen – als hätte ihnen und dem Volke, dessen Stimme sie sind, in aller Welt nichts Besseres, Schöneres, Glücklicheres widerfahren können, als daß eine verzweifelte Übermacht von Feindschaft sich endlich gegen dies Volk erhob und auch dem Höchsten, Berühmtesten unter ihnen kam Dank und Gruß an den Krieg nicht wahrer von Herzen als jenem Braven, der in einem Tageblatt seinen Kraftgesang mit dem Ausruf begann: »Ich fühle mich wie neugeboren!«<sup>68</sup>

Die Dichter hätten den Komfort des Friedens satt gehabt und seien begeistert über den »gewaltige[n] und schwärmerische[n] Zusammenschluß der Nation in der Bereitschaft zu tiefster Prüfung.«<sup>69</sup> Dieser letzte Satz provoziert drei Fragen, einmal danach, wer diese Dichter waren, die wie Thomas Mann den Krieg begrüßten, dann, was unter »Komfort des Friedens« verstanden werden muss, und zum dritten, wer denn der Prüfende gewesen sein mag.

Eine Antwort auf die erste Frage gibt Bernhard Boschert, wenn er schreibt:

Neben Thomas Mann sammeln sich 1914 fast alle bekannten zeitgenössischen Literaten in den Reihen der Kriegsbefürworter. Es mag wenig überraschen, daß dazu die sogenannten Heimatdichter vom Schlage eines Ludwig Ganghofer gehören; um so mehr schockiert, Autoren wie Gerhart Hauptmann, Alfred Döblin, Hugo von Hofmannsthal, Robert Musil, Rainer Maria Rilke, Richard Dehmel und gar der expressionistischen Avantgarde wie Alfred Lichtenstein, Franz Werfel, Ernst Toller oder Georg Trakl unter ihnen zu sehen.<sup>70</sup>

Schon 1911, nachdem das Deutsche Reich die Vorherrschaft Frankreichs in Marokko zum wiederholten Male hatte anerkennen müssen, benannte Alfred Walter Heymel in einem Gedicht, wohin sein Verlangen ging, mit den Worten: »Wir sehnen uns, wir schreien nach dem

<sup>67</sup> Vgl. Boschert 1989: 128.

<sup>68</sup> Mann, Th. 1984a [1914]: 10

<sup>69</sup> Mann, Th. 1984a [1914]: 12

<sup>70</sup> Boschert 1989: 128

Kriege«.<sup>71</sup> Im darauf folgenden Jahr konnte bei Georg Heym unter der Überschrift *Krieg* als erste Zeile gelesen werden: »Auferstanden ist er, welcher lange schlief«<sup>72</sup>; denn, so schrieb Alfred Lichtenstein im Juli 1914 in sein Tagebuch: »Zu lange war schon Frieden«.<sup>73</sup> Die hier von Heym in der Phantasie vorweggenommene Wunscherfüllung sollte noch zwei Jahre auf sich warten lassen, doch dann dämmerte der Sturmtag<sup>74</sup> (Oskar Kanehl), strahlten plötzlich Lichter im Dunkeln auf<sup>75</sup> (Ernst Stadler) und einte [er] stählern endlich alle<sup>76</sup> (Richard Dehmel). Die Welt wollten die Dichter zusammenhauen, weil sie die deutsche Ehre für beleidigt hielten<sup>77</sup> (Fritz v. Unruh), und dass dieses Vorhaben nur mit einem Sieg enden könnte, dafür boten ihnen Gott, Kaiser und das deutsche Heer die Garantie<sup>78</sup> (Gerhart Hauptmann). Es war der Wunsch, der ‚Unerträglichkeit des Friedens‘ oder dem »Komfort des Friedens« zu entkommen, der bei den Dichtern die Sehnsucht nach dem Krieg wachrief.

Es soll hier noch einmal Thomas Mann zu Worte kommen, nicht nur, weil er den Begriff vom »Komfort des Friedens« prägte, sondern vor allem, weil er in seiner »kulturpolitische[n] Streitschrift«<sup>79</sup>, an der er von 1915 bis 1917 arbeitete und der er bewusst den Titel *Betrachtungen eines Unpolitischen*<sup>80</sup> gab, die Gedanken seiner Kollegen aufnahm, sie präzierte und weiterführte<sup>81</sup>, so dass die dort geäußerten Ansichten keineswegs als private oder vereinzelte Meinung interpretiert werden können.

Nach Manns Ansicht hatte sich der deutsche Bürger unter dem Einfluss französischer und englischer Ideen zu Wirtschaft und Politik

---

<sup>71</sup> Heymel 1982 [1911]: 11

<sup>72</sup> Heym 1982 [1912]: 9

<sup>73</sup> Lichtenstein 1982 [1962]: 14

<sup>74</sup> Vgl. Kanehl 1982a [1914]: 12.

<sup>75</sup> Vgl. Stadler 1982 [1914]: 13.

<sup>76</sup> Vgl. Dehmel 1982 [1914]: 15.

<sup>77</sup> Vgl. Unruh 1982 [1914]: 27.

<sup>78</sup> Vgl. Hauptmann 1982 [1914]: 29.

<sup>79</sup> Hora 1974: 1479

<sup>80</sup> Thomas Mann sah im germanischen Künstlertypus das höchste Ideal des Menschen verkörpert, da sich in ihm Ästhetizismus und Bürgerlichkeit verbänden. Bürgerlichkeit und Politik hingegen standen seiner Meinung nach in einem unvereinbaren Missverhältnis zueinander, und zu seiner Unterstützung zitierte er Friedrich Nietzsche, nach dessen Aussage der keine Zeit mehr habe für den furor politicus, der den furor philosophicus im Leibe trage. (Mann, Th. 1988 [1918]: 95f. u. 103f.)

<sup>81</sup> Vgl. Schröter 1987: 85.

verwandelt, war »deutsche Menschlichkeit, Freiheit und Bildung«<sup>82</sup> zu Entmenslichung und Entseelung entartet. Aus dem geistigen Bürger sei der kapitalistisch-imperialistische Bourgeois geworden, dessen Urbild Thomas Mann im französischen Bürgertum sah, das sich nach der Revolution von 1789 an die Stelle des Adels gesetzt<sup>83</sup> und damit lediglich Geist und Bildung von adlig-signoriler Herkunft usurpiert habe. Der deutsche Bürger hingegen habe nicht das politische Erbe des Ritters<sup>84</sup> angetreten, sondern aus sich heraus bürgerliche Bildung und bürgerlichen Geist geschaffen. Statt diesen harten Kampf fortzusetzen, auf diesem „deutschen Sonderweg“, im Bewusstsein der Überlegenheit über andere Völker, voranzuschreiten, hatte man sich nach dieser Sichtweise gegen den deutschen Geist entschieden. Den Grund hierfür sah Thomas Mann im Triumph der Realpolitik, in der

Härtung und Verhärtung Deutschlands zum ‚Reiche‘, [in der] Verwissenschaftlichung der Industrie und [der] Industrialisierung der Wissenschaft; [in der] Regelung, Erkältung, Verfeindseeligung des unmöglich gewordenen patriarchalisch-menschlichen Verhältnisses von Brotherr und Arbeitnehmer durch das soziale Gesetz.<sup>85</sup>

Der »Komfort des Friedens« war für Thomas Mann gekennzeichnet durch Zentralisierung, technischen und wissenschaftlichen Fortschritt und durch die Sozialgesetzgebung. Dies alles vertrug sich für ihn nicht mit dem Deutschtum, nicht nur, weil er hierin Beispiele für die westliche Zivilisation sah, sondern weil diese Entwicklung die Lebendigkeit der menschlichen Beziehungen zerstöre. Hierzu zählte er auch die Demokratie, in der er nichts anderes sehen konnte als den Ausdruck »einer gewerblichen, dem Nützlichkeitsprinzip anhängenden Epoche [...], deren hauptsächliche Triebfeder der Drang nach Wohlstand«<sup>86</sup> sei. Der Widerspruch zwischen Individuum und Gesellschaft müsse hingenommen werden und auch, »daß das soziale Leben die Sphäre der Notdurft, des Kompromisses, der unlösbaren Antinomien ist und bleibt.«<sup>87</sup> Statt die Harmonie von Individual- und Sozialinteressen zu verheißen und die volle menschliche Befriedigung durch die Politik in Aussicht zu stellen, sollten die metaphorischen Fragen des deutschen

<sup>82</sup> Mann, Th. 1988 [1918]: 129

<sup>83</sup> Vgl. Mann, Th. 1988 [1918]: 43.

<sup>84</sup> Vgl. Mann, Th. 1988 [1918]: 43.

<sup>85</sup> Mann, Th. 1988 [1918]: 129f.

<sup>86</sup> Mann, Th. 1988 [1918]: 233

<sup>87</sup> Mann, Th. 1988 [1918]: 248

Volkes mehr Beachtung finden, wobei es »sich um ein Sichwiederfinden des deutschen Geistes [handelte, um die Suche nach dem Anschluss] an die idealistischen Überlieferungen deutschen Denkens, ein drängendes Sichversuchen im Religiösen, [um] neue Möglichkeiten der Mystik selbst.«<sup>88</sup>

Damit deutet sich bereits auch die Antwort auf die Frage nach dem an, der angeblich mittels Krieg das deutsche Volk prüfe. Für Rilke war es der Schlacht-Gott, der den Brand schleuderte und damit nun alle ergriff, die es versäumt hatten, die friedliche Seite Gottes zu verehren.<sup>89</sup> Damit wurde der Krieg zu einer Strafe erklärt für die Unfähigkeit, an Gott zu glauben. Auch Friedrich Lienhard meinte, es sei die Gottheit, die sich zur Zeitenwende melde und zur Entscheidungsschlacht aufrufe gegen die Dämonen.<sup>90</sup>

Nun mag man den Gottesbildern der Dichter angesichts politischer Entscheidungen und todbringender Vorgänge nicht unbedingt viel Beachtung schenken, doch bedarf eine solche Einschätzung dann der Revidierung, wenn sich diese Bilder im Einklang mit der herrschenden Theologie befinden. Schon unter Kaiser Konstantin war die christliche Kirche 312 »zum wichtigsten Bündnispartner des Staates und zum ideologischen Garanten der Reichseinheit [geworden]«.<sup>91</sup>

Obgleich diese Verbindung von Christentum und Staatsräson von Anfang an aus den Reihen der Gläubigen selbst angegriffen und verurteilt worden ist, hatte sie – berücksichtigt man lediglich den Zeitabschnitt, der sich als deutsche Geschichte benennen lässt – von der Epoche Karls des Großen bis zum Nationalsozialismus Bestand. Gerade der Protestantismus lutherischer Prägung hat sich viel darauf zugute gehalten, (preußische) Staatsreligion zu sein, und je mehr der Geist der Aufklärung in rudimentärer Form in die Gedanken- und Glaubenswelt des Volkes eindrang und mit der Bilderfeindlichkeit der evangelischen Kirche zusammenschmolz, desto weniger konnte noch zwischen dem ‚Antlitz Gottes‘ und dem des jeweils regierenden deutschen Kaisers unterschieden werden. Angesichts des Kriegsausbruchs 1914 bedeutete dies, dass er »in der Evangelischen Kirche auf allen Ebenen – von den Kirchenleitungen über die kirchliche Publizistik bis hinunter zur Basis in den Gemeinden – freudig begrüßt, nach besten Kräften theologisch

<sup>88</sup> Mann, Th. 1988 [1918]: 231f.

<sup>89</sup> Vgl. Rilke 1982 [1915]: 31.

<sup>90</sup> Vgl. Lienhard 1982 [1914/15]: 52.

<sup>91</sup> Dockhorn 1983: 271



gerechtfertigt und religiös überhöht [wurde].«<sup>92</sup> Das Ineinandergreifen von Staat und Kirche lief damit reibungslos. Schickte die Wehrmachtsbehörde die Pfarrer als Feldprediger zu den Soldaten, so riefen die Prediger von der Kanzel dazu auf, Kriegsanleihen zu zeichnen. »Die Gottesdienste gerieten zu vaterländischen Kundgebungen, während letztere wiederum wie Gottesdienste zelebriert wurden.«<sup>93</sup>

Erklärt und geführt wurde dieser Krieg von jenen, die eine Weltmachtstellung Deutschlands anstrebten und sich den Reichtum anderer Länder aneignen wollten. Die Dichter und Denker schufen den ideologischen Überbau und damit gleichzeitig die emotionale Basis für die todesmutige Kampfbereitschaft ihrer Leser. Gestorben aber sind die jungen, schwärmerischen Freiwilligen, die glaubten, nach all dem Töten eine bessere Welt errichten zu können, und diejenigen, die nach einer hierarchisch geordneten Gesellschaftsvorstellung zu den unteren Schichten gezählt werden, oder, nach einem sozialistischen Terminus, die Angehörigen der Arbeiterklasse heißen.

## 2.2 »Der feierliche Gipfel des Lebens«

Wer davon spricht, dass Krieg Männersache sei, der meint im Allgemeinen, dass den Frauen über Krieg und Frieden keine Entscheidung zukomme, stehen Frauen doch im Verdacht, wenig Interesse am Krieg zu haben. Das eigene Liebesglück und den Schutz der Kinder veranschlagten sie höher als den Ruhm des Vaterlandes. Auch entspreche es nicht ihrem Wesen, sich mit Kriegsgerät auf den Weg zu machen, um Feinde zu erschlagen und Land zu erobern, da sie aufs Haus bezogen lebten, ja überhaupt mehr in sich ruhten und ihren Sinn nicht auf äußere Ziele richteten. In Kriegszeiten erweise sich die Gleichsetzung von Frau = Immanenz und Mann = Transzendenz – »Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben [...], und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder«<sup>94</sup> – noch einmal mehr als richtige Beurteilung der Geschlechtsunterschiede. Wem aber solche Überlegungen fremd sind, der kann mit der Bemerkung, dass der Krieg Männersache sei, auch dem Bedauern Ausdruck geben, dass es den Frauen versagt sei, als Soldatinnen an die Front zu ziehen, um ebenso wie die Männer

<sup>92</sup> Gailus 1989: 95

<sup>93</sup> Gailus 1989: 97

<sup>94</sup> Schiller o. J. [1799]: 137f.

töten und sterben zu dürfen. Einer, der dies ändern wollte, war Alexis Schleimer, Herausgeber der Zeitschrift *Unsere Zeit*, der gleich bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges ein deutsches Amazonencorps aufgestellt sehen wollte und die militärische Dienstpflicht für alle achtzehn- bis zwanzigjährigen Frauen forderte.<sup>95</sup>

Mit seinem Wunsch, die deutschen Frauen sollten der Jungfrau von Orleans<sup>96</sup> nacheifern, traf er durchaus die Sehnsucht einiger den Krieg befürwortender Frauen. So schrieb beispielsweise Ricarda Huch im Februar 1915, ein halbes Jahr nach Kriegsbeginn, an ihren Verleger Anton Kippenberg, dass sie mit Leib und Seele dabei wäre, wenn sie ins Feld gehen könnte, und es war wieder einmal für sie ausgemacht, dass es die Männer immer besser hätten, da sie sich aktiv am Krieg beteiligen könnten.<sup>97</sup> Mit einer solchen Ansicht stand sie keineswegs alleine da. So war in dem Aufruf zum »Nationalen Frauendienst«, der in der Zeitschrift *Die Frau*, dem Organ der bürgerlichen Frauenbewegung, veröffentlicht wurde, nach Kriegsbeginn zu lesen: »Als der Krieg ausbrach, da ward uns unser Geschlecht und Beruf schier unerträgliche Qual. Zuschauerverdammnis! Nicht hinaus können, dürfen, zur Verteidigung des Vaterlandes! *Nicht in Reih und Glied!*«<sup>98</sup>

Selbst als die Oberste Heeresleitung gegen Ende des Krieges längst eingesehen hatte, dass dieser Krieg beendet werden musste, gaben die deutschen Frauenverbände eine Erklärung heraus, in der es unter anderem hieß:

Die deutschen Frauen halten es für eine Forderung der nationalen Selbstachtung, und für eine Pflicht gegen die Toten, die reinen Willens für die Ehre des Vaterlandes gestorben sind, daß das deutsche Volk sich keinen Maßnahmen beugt, die den Charakter der ‚**Bestrafung**‘ tragen. Ehe das deutsche Volk Bedingungen auf sich nimmt, die das Andenken seiner Toten verleugnen und seinem Namen einen unauslöschlichen Makel anheften, würden

<sup>95</sup> Vgl. Gerlach 1994: 46.

<sup>96</sup> Es scheint Schleimer nicht aufgegangen zu sein, dass es durchaus widersprüchlich erscheinen musste, wenn er den deutschen Frauen als Vorbild eine Angehörige des Volkes anbot, dem man den Krieg erklärt hatte und das man in Deutschland für dekadent hielt. Mit etwas mehr Eifer hätte er einige Namen weiblicher Soldaten aus dem Befreiungskrieg 1813 gegen Napoleon ausfindig machen können oder aus den revolutionären Erhebungen von 1848/49, so z.B. Mathilde Franziska Anneke, die im badisch-pfälzischen Feldzug gegen die Preußen kämpfte.

<sup>97</sup> Vgl. Huch 1986: 63.

<sup>98</sup> Zit. n. Bussemer 1989: 136.

auch die Frauen bereit sein, ihre Kräfte für einen Verteidigungskampf bis zum äußersten einzusetzen.<sup>99</sup>

Noch 1927 kam Kurt Tucholsky auf diese Erklärung zu sprechen und schrieb dazu, dass diese Frauen »gar nicht genug Blut [hätten] saufen [können]«. <sup>100</sup> Doch obgleich die Unbelehrbarkeit der bürgerlichen Frauen ein Gefühl der Ratlosigkeit hervorruft, ist Tucholskys Einschätzung falsch. Während die kriegsbegeisterten Männer sich ihrer eigenen Aggressionen durchaus bewusst waren und sie als Teil des Kriegsgeschehens akzeptierten, wenn nicht gar genossen, blendeten die Frauen diese Komponente aus und rekurrten fast ausschließlich auf den Opferstatus. Eine Ausnahme bildete hier Thea von Harbou, die sich später in der Weimarer Republik und während der nationalsozialistischen Zeit als Drehbuchautorin einen Namen machte. Sie bekannte sich rückhaltlos zum aggressiven Charakter des Krieges und fand für ihn Worte, die ihr eigenes Lusterleben während des Schreibens erkennen lassen:

Er ist ehrfurchtslos wie die Elemente selbst, wie Feuer und Wasser, wie Erdbeben und Lawinensturz. Menschliche und göttliche Satzungen tritt er unter seine Füße und hebt das Ungeheuerliche auf den Schild; der Mord wird zur Notwendigkeit – zum Hochverrat das edelste Gebot der Menschheit, das da lautet: „Liebet eure Feinde!“

Der Krieg kennt nur ein Gesetz: den Willen zum Siege – und nur eine Weisheit: Sei stärker als dein Feind!<sup>101</sup>

Im Allgemeinen aber wollten die Frauen nicht an die Front stürzen, um sich so ihren gleichberechtigten Platz in der Gesellschaft zu sichern, und akzeptierten die Rolle der Zurückbleibenden und Wartenden, entweder weil sie sich mit ihr identifizierten oder weil sie nicht wussten, wie sie sich gegen sie hätten zur Wehr setzen können. Diese Rolle war nach den damaligen Maßstäben nur dann richtig erfüllt, wenn es den Frauen gelang, »gute (also national empfindende heroische) Deutsche und gleichzeitig [...] richtige (also liebende und sorgende, sehr emotionale) Frauen«<sup>102</sup> zu sein. Es war ihnen nicht nur erlaubt, Angst um das Leben ihrer Söhne und Männer zu haben und sie mit ihrer Sorge gefühlsmäßig, wenngleich nicht real, an die Heimat zu binden, sondern dies wurde ihnen auch als sittliche Pflicht auferlegt. Doch sollten

<sup>99</sup> Bäumer 1933: 345

<sup>100</sup> Tucholsky 1975 [1927]: 267

<sup>101</sup> Harbou 1915: 9f.

<sup>102</sup> Tramitz 1989: 86

sie der Trauer um die Gefallenen Grenzen setzen durch Selbstzucht und indem sie sich ins Bewusstsein riefen, dass die Toten als Helden gestorben seien.

Das Versprechen, dass den Frauen reicher Lohn zuteil würde, wenn sie diesen Balanceakt bewältigten, diesen widersprüchlichen Erwartungen gerecht würden, hat niemand so anmutig in Worte gefasst wie Rainer Maria Rilke, der den Müttern vom Glück der Gebenden sprach, und den Mädchen persönliches Liebesglück verhieß, die Gewissheit, mit der Natur im Einklang zu leben, und die Wonnen des Eins-Seins mit vergangenen Zeiten und kosmischen Sphären, da sie hoffen dürften wie der hoffende Garten, lieben wie die Mädchen der Vorzeit und weinen wie das Sternbild, das nach einer Weinenden – wohl Cassiopeia – benannt sei.<sup>103</sup>

Sieht man einmal davon ab, dass die von Rilke in Aussicht gestellten Verzückungen nichts mit den Alltagsgefühlen der Frauen in Kriegszeit gemein haben, hätte es solcher schönen Worte nicht bedurft, um die Frauen in die Heimatfront einzugliedern. Blieb dem größten Teil der Frauen – wenn sie überleben wollten – ohnehin nichts anderes übrig, als sukzessive die Arbeitsplätze der Männer einzunehmen, womit sie der Fortführung des Krieges mehr dienten, als ihnen bewusst wurde, so trieb die emotionale Übereinstimmung mit den Kriegszielen manche Frauen in ein Engagement, das weit über das Streben nach Existenzsicherung hinausging.

Eine dieser Frauen war Gertrud Bäumer, die bereits während der wilhelminischen Ära nicht nur als Vorsitzende des Bundes Deutscher Frauenvereine eine einflussreiche Stellung einnahm, sondern auch als Mitredakteurin an der national-liberalen Wochenschrift *Die Hilfe*, die von Friedrich Naumann, dem späteren Mitbegründer und Vorsitzenden der Deutschen Demokratischen Partei, herausgegeben wurde. In ihren Lebenserinnerungen beschrieb Bäumer den Aufbau des »Nationalen Frauendienstes«, und mit Befriedigung konstatierte sie, dass ihm die gesamte praktische Kriegs- und Wohlfahrtspflege übertragen worden sei.<sup>104</sup> Folgt man ihrer Darstellung, so entsteht bald der Eindruck, als hätte die Frauenbewegung mit ihren bisherigen Anstrengungen und Leistungen kein anderes Ziel gehabt, als im Augenblick des Kriegsausbruchs parat zu stehen für die Mobilmachung der Frauen.<sup>105</sup>

<sup>103</sup> Vgl. Rilke 1982 (1915): 32.

<sup>104</sup> Vgl. Bäumer 1933: 272.

<sup>105</sup> Vgl. Bäumer 1933: 270f.

Mit einer solchen Interpretation wäre Bäumer sich wohl keineswegs falsch verstanden vorgekommen. Da der Krieg sich für sie jeder menschlichen Berechnung und Einflussnahme entzog<sup>106</sup>, so war er schon lange vorausbestimmt, und die Macht, die im Verborgenen die Fäden zog, hatte selbstverständlich alles Nötige schon im Voraus arrangiert: Deutschlands militärische Überlegenheit herangebildet und die Frauen mit Wissen und Führungsqualitäten ausgestattet. Der Krieg war ihr somit nicht das Ergebnis fehlgeleiteter politischer Entscheidungen, sondern das große Schicksal<sup>107</sup>, das von dämonischen Kräften vorangetrieben wird.<sup>108</sup>

Die Entscheidungen jener Menschen, die den Krieg als Beweis für die angeblich in der Welt herrschenden dämonischen Kräfte ansehen und sich weigern, ihn als Konsequenz menschlicher Aggressivität und menschlichen Gewinnstrebens zu sehen, sind deshalb in ihren Auswirkungen noch keineswegs unpolitisch. Im Gegenteil. Als 1915 ein internationaler Friedenskongress der Frauen in Den Haag einberufen wurde, lehnte der Bund Deutscher Frauenvereine – bis auf wenige Ausnahmen – eine Beteiligung ab. Noch 1933 begründete Bäumer diesen Schritt mit der Ansicht, eine solche Demonstration hätte dem Weltlauf keine anderen Gesetze aufzwingen können.<sup>109</sup> Die bürgerlichen Frauen, die Jahre und Jahrzehnte vorher angetreten waren, den Weltlauf nicht mehr alleine von den Männern bestimmen zu lassen, die eine gleichberechtigte Mitwirkung bei der Gestaltung der Gesellschaft gefordert hatten, sahen nun die weltpolitischen Ereignisse von undurchschaubaren und unbeeinflussbaren Gesetzen bewirkt. Es galt nicht mehr, die Gemeinschaft der Frauen zu stärken, auf dass die Welt besser werde, sondern die Zukunft lag nun in der von göttlich-dämonischen Kräften geleiteten Nation, im deutschen Vaterland begründet.

Es ist nicht möglich festzustellen, in welchem Maße das geschriebene Wort die Handlungen der Lesenden beeinflusst, aber es kann wohl davon ausgegangen werden, dass eine Schrift wie *Der Krieg und die Frau*, die Gertrud Bäumer 1914 verfasste, mit dazu beitrug, das zaghafte Widerstandspotential solcher Frauen gegen den Krieg zu lähmen, die in ihrer Verzweiflung einen Sinn für den Verlust geliebter Menschen suchten, einen Sinn, der über das Alltägliche hinausdeutete. Gerade

---

<sup>106</sup> Vgl. Bäumer 1933: 269.

<sup>107</sup> Vgl. Bäumer 1933: 250.

<sup>108</sup> Vgl. Bäumer 1933: 253.

<sup>109</sup> Vgl. Bäumer 1933: 288.

diesen Sinn hatte Bäumer mit ihrer Schrift zu vermitteln versucht, und so wird der Krieg als eine Erhebung der Seelen benannt und als »der feierliche Gipfel des Lebens«<sup>110</sup> jener Generation von Frauen, die ihre Männer und Söhne opfern „dürfen“. Solche Sätze aus der Feder frauenbewegter Frauen sind nicht zu entschuldigen. Nicht nur, dass sie sich ohne Wenn und Aber in die herrschende (Männer)Ansicht vom Krieg einfügten, sondern sie trugen auch dazu bei, das Massenmorden zu ermöglichen und zu verlängern, gerade weil Bäumer es verstand, den Frauen einzureden, dass sie durch ihre Opfer mit Volk und Vaterland eins würden und dass der Tod auf dem Schlachtfeld ein sinnvoller Tod sei, der noch im Nachhinein dem Akt des Gebärens die endgültige Weihe gebe und die Anstrengungen bei der Aufzucht des nunmehr Gefallenen veredele. Dass Frauen Gertrud Bäumer diese Worte eher abnahmen, als wenn sie ein Mann geschrieben hätte, ergibt sich auch aus dem Umstand, dass die Anhängerinnen der Frauenbewegung Jahrzehnte vor Kriegsbeginn als Rebellinnen aufgetreten waren, die sich den polizeilichen Schikanen und dem Hohngelächter der Männer ausgesetzt hatten. Sie hatten die existierende Gesellschaft kritisiert und sie als Fragment bezeichnet, solange sie die weiblichen Kräfte ungenutzt lasse. Nun stellten sich dieselben Frauen eindeutig auf die Seite dieser Gesellschaft, indem sie den Kriegsausbruch begrüßten. Wenn Gesellschaftsbefürworter und Gesellschaftskritikerinnen einer Meinung waren, konnte das als Beweis genommen werden, dass der Krieg das war, wofür er ausgegeben wurde. Die Kriegsbegeisterung der Frauen, die der bürgerlichen und teilweise auch der sozialdemokratischen Frauenbewegung angehörten oder nahe standen, ist für die gesamte deutsche Frauenbewegung kein Ruhmesblatt und kann alleine mit der Erziehung zum Krieg nicht erklärt werden. Wer Gabriele Reuters Jugenderinnerungen liest, versteht wohl, dass auch die Mädchen in den Taumel über die deutschen Siege im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 hineingezogen wurden, nicht zuletzt durch die erotische Ausstrahlung der jungen ‚Helden‘ in Uniform, vor allem aber durch das stark bewegende Gefühl, dass die eigene Individualität in einer mystischen Weise aufgehe »im Geiste des geeinten, ruhmvollen Reiches«.<sup>111</sup> Trotzdem, das leidenschaftliche Engagement für den Krieg ist damit noch nicht erklärt, schließlich wurden die Frauen doch auch durch Mütter, Liebesromane und Ballgeflüster dahin erzogen, im

---

<sup>110</sup> Bäumer 1914: 7

<sup>111</sup> Reuter, G. 1921: 171

rauschhaften Glück der Liebe unter Aufopferung ihrer Persönlichkeit mit einem Mann ganz eins zu werden. Dass sich diese Verheißung in der Ehe als Lüge entlarve und dass selbst ihre Verwirklichung, wenn sie denn möglich wäre, nicht wünschenswert sei, da ein solcher Selbstverlust Angstneurosen, Depressionen und Hysterie zur Folge habe<sup>112</sup>, hatten die forschenden Frauen bereits erkannt, und sie versuchten, durch Aufklärung solchen Erkrankungen entgegenzuarbeiten. Das Eins-Werden mit dem Geliebten erschien ihnen suspekt, die Verschmelzung mit dem Deutschen Reich jedoch keineswegs.

Der Einsatz aller Energien für den Krieg kann deshalb auch nicht als Zeichen für eine Anpassung der Frauen an *männliche* Werte gedeutet werden, sondern es war die erneute und darüber hinaus noch freudig vollzogene Unterwerfung unter die *väterlichen* Gesetze. Erstaunen kann dies nicht; denn die Frauen, die dagegen rebellierten, dass man sie von allen gesellschaftspolitischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entscheidungsprozessen ausschloss, dass man ihnen Bildung und Berufsausübung verweigerte und sie juristisch wie Unmündige behandelte, waren ja Väter-Töchter und keineswegs Mütter-Töchter.

Die auch heute noch recht oft zu hörende Behauptung, nach Emanzipation strebende Frauen wollten es den Männern gleichtun, ist nicht nur gegenwärtig keine adäquate Aussage, sondern enthielt auch für den Beginn der Frauenbewegung eine viel zu unpräzise Beschreibung des Beobachteten. Die Frauen, die sich um die Jahrhundertwende und auch später für ihre Rechte engagierten, richteten ihre Handlungen und Ansichten nicht am Männer-Modell schlechthin aus, sondern sie wollten werden wie ihre Väter. Mütter-Töchter akzeptieren die weibliche Rolle mit ihren biologischen und gesellschaftlichen Einschränkungen und richten sich mit ihnen ein. In der Mutter sehen sie einerseits ihr Vorbild, an dem sie sich orientieren, andererseits aber möchten sie über die Mutter „hinauswachsen“ und die ihnen zugewiesene Stellung gekonnter als diese ausfüllen, um die begehrenswerteren Geliebten und die besseren Ehefrauen zu werden. Väter-Töchter hingegen wollen ganz anders sein als ihre Mütter und treten deshalb nicht in Konkurrenz zu ihnen, sondern „übergehen“ sie einfach, als seien sie nicht ganz ernst zu nehmen. Als gleichberechtigte Freundin, als intellektuelle Gesprächspartnerin, als ebenbürtige Vertraute und, wenn es sein muss,

---

<sup>112</sup> Vgl. Meisel-Hess 1978 [1909].

als treue Kampfgefährtin erobern sie sich ihren Platz an der Seite des Vaters.

Die Weigerung, dem Bild der Mutter nachzueifern und ihm ähnlich zu werden, erklärte Sigmund Freud mit der Enttäuschung des Mädchens darüber, von der Mutter nicht mit einem Penis ausgestattet worden zu sein.<sup>113</sup> Freuds Theorie über den Penisneid hat im Laufe der vergangenen Jahrzehnte immer wieder eine sozioökonomische Deutung erfahren, nach der das Mädchen während des Heranwachsens erkennen muss, dass die Mutter ihm nur eine ohnmächtige Stellung in der Welt zu „vererben“ hat, während der Vater als Inkarnation der Macht erscheint.<sup>114</sup>

In ihrem 1895 erschienenen Roman *Aus guter Familie. Leidensgeschichte eines Mädchens* beschrieb Gabriele Reuter eine Familienkonstellation, in der die Mutter sich bedingungslos in solcher Weise den patriarchalischen Gesetzen unterwirft, dass sie nicht nur versucht, ihre Tochter in diesem Sinne zu erziehen, sondern es auch nicht wagt, dem väterlichen Gebot, das Kind nicht zu lieben, sondern es auf seine zukünftige Funktion als Ehefrau und Mutter vorzubereiten, entgegenzuhandeln. Agathe, die so keinen Platz in der weiblichen Gemeinschaft finden kann, sucht Halt bei ihrem Vater. Doch der weist sie unerbittlich auf den Platz, den Frauen seiner Meinung nach einzunehmen haben – einen Platz, an dem die Frau ihr Leben schweigend und handlungsunfähig zu verbringen hat, es sei denn, dass sie den Anweisungen ihres Vaters oder Ehemannes nachkommt. Identitätslos und ohne Ich-Stabilität endet Agathe in der Apathie der geistigen Umnachtung, nachdem auch hysterische und paranoide Wahnzustände keinen Ausweg geboten haben. Karin Tebben weist entschieden darauf hin, dass dieser Roman nicht als die Lebensgeschichte einer Hysterikerin gelesen werden darf, sondern als Spiegelbild einer Gesellschaft, die der Frau den Subjektstatus abspricht und sie in das Reich der Natur verweist, ohne ihr jedoch die Möglichkeiten einzuräumen, ihrer Natur gerecht werden zu können.<sup>115</sup>

Es gibt zu dieser fiktiven Ausgestaltung der schauerlichen Mädchenerziehung innerhalb der bürgerlichen Familie ein reales Gegenbeispiel, wohl das berühmteste im deutschsprachigen Kulturbereich. Gemeint ist die Beziehung Anna Freuds zu ihrem Vater. Schon in jungen Jahren

<sup>113</sup> Freud 1979 [1905]: 169 – 186

<sup>114</sup> Vgl. Beckmann 1996: 34.

<sup>115</sup> Vgl. Tebben 1997: 161 – 166.



wurde sie seine Vertraute, während er ihre intellektuellen Fähigkeiten förderte. War sie einerseits seine Mitarbeiterin und Sekretärin, so doch andererseits auch eine ihm ebenbürtige Kollegin, nachdem sie sich mit ihren Kinderanalysen auf eigene Füße gestellt hatte. Auch erhielt sie im Laufe ihres Lebens nicht weniger Anerkennung für ihre wissenschaftlichen Arbeiten als ihr Vater. Vergleicht man die beiden „Fälle“, die reale Anna Freud mit der fiktiven Agathe, so entsteht der Eindruck, als sei eine Lösung aus der untergeordneten Stellung der Frau nur dort möglich, wo der Vater die patriarchalischen Gesetze für die Tochter partiell aufhebt und sie an der eigenen Machtfülle teilhaben lässt. Damit aber wäre die Emanzipation der Töchter – zu Beginn der Frauenbewegung – von der Befürwortung durch den realen oder internalisierten Vater abhängig gewesen.

Dass die Zuwendung zur Tochter in der hier vorgestellten Art nicht nur in der einen oder anderen Familie sich so darstellte, sondern sich als gesellschaftlicher Prozess niederschlug, lässt sich bei Yvonne Knibiehler lesen, die für die Zeit der Aufklärung und den Beginn des 19. Jahrhunderts das Interesse der Väter an der Bildung ihrer Töchter zu erkennen meint. »Die Herren nahmen sich Zeit, mit ihren Töchtern zu reden, leiteten sie bei der Lektüre an, förderten ihre Begabung für schöne Künste oder Schriftstellerei.«<sup>116</sup> Ein weiteres Beispiel für diese Vater-Tochter-Konstellation gibt auch Christiane Himmelsbach, indem sie über Lida Gustava Heymann schreibt, dass der Vater seine Tochter testamentarisch mit der Vermögensverwaltung betraut habe. Dies war 1896 ein Novum, und das Nachlassgericht beanstandete diese Verfügung auch dementsprechend. »Erst nachdem ein Präzedenzfall aus dem 13. Jahrhundert bekannt wurde, mußte L. G. Heymann akzeptiert werden«.<sup>117</sup>

Allerdings erwarteten die Väter für ihr Entgegenkommen nach wie vor, dass ihre Autorität in keiner Weise in Frage gestellt wurde. Die Unterwerfung Anna Freuds unter das väterliche Gesetz geschah nach zwei Richtungen: Einmal duldete sie bis zu ihrem Tod keine Kritik an der Lehre ihres Vaters, und zum anderen gab es für sie zeit ihres Lebens nie einen anderen Mann. Sie blieb ihrem Vater ewig treu.<sup>118</sup>

Was sich hier auf der privaten Ebene abspielte, fand auch auf der gesellschaftlichen seine Entsprechung. Waren es auch die engagierten

---

<sup>116</sup> Knibiehler 1994: 408

<sup>117</sup> Himmelsbach 1996: 15

<sup>118</sup> Vgl. Gay 1989: 481 – 501.

Frauen des Bürgertums, die um ihre Gleichstellung kämpften, so waren es doch die Vaterfiguren, die den Frauen gestatteten, den gewünschten Platz einzunehmen. Sie hatten entschieden, dass die Frauen ab 1908 an die Universitäten durften, und es lag auch dann noch im Ermessen der Professoren, ob sie Frauen den Zutritt zu ihren Veranstaltungen gewährten oder verweigerten.<sup>119</sup> Nicht anders verhielt es sich, als es um die Frage der politischen Betätigung der Frauen in der Öffentlichkeit ging, um die Parteien- und später um die Wahlrechtsgesetze. Die vermehrten Möglichkeiten für Frauen, sich an den gesellschaftlichen Prozessen zu beteiligen, waren eine Folge ihrer Forderungen, doch auch das Resultat eines partiellen Bewusstseinswandels bei den Männern, auch wenn ihre Zugeständnisse immer von Notwendigkeiten mitbestimmt wurden, sei es, dass man qualifizierte Arbeitskräfte benötigte oder sich durch das Wahlrecht der Frauen einen höheren Stimmenanteil für die eigene Partei versprach. Das Erreichte und Er kämpfte musste den Angehörigen der bürgerlichen Frauenbewegung deshalb auch als das Ergebnis des Verhältnisses zwischen ihnen und dem „guten Vater“, ja selbst Gott erscheinen: »Was war denn Frauenbewegung? Doch einfach alles neue Leben unter den Frauen, das ein unbekannter Gott aus dem Stein des harten Zeitalters schlug.«<sup>120</sup>

Gott-Vater, das Vaterland und das „Reich der Väter“ bildeten die Trias, der sich die kriegsbegeisterten Frauen verschrieben hatten. Das Bild von Gott-Vater war noch völlig ungebrochen. Die Vorstellung, Gott könne weiblich sein oder auch nur, dass Gott die Frau nicht als Untergebene des Mannes erschaffen habe, war noch nicht in das Bewusstsein von Frauen gedrungen, und die Ansätze, die hierzu im Mittelalter entstanden oder aus vorchristlicher Zeit ‚gerettet‘ worden waren, hatten durch den Protestantismus endgültig ihren Tod gefunden. In der Wilhelminischen Zeit wurde Gott noch ganz als Vater und Herr verstanden, der mit ordnender Hand in das Weltgeschehen hineingreift und jeden an seinen Platz stellt. Das Land des Vaters, das Vaterland, hatte die große Liebe des Lebens zu sein, eine irdische, ja ganz sinnliche Liebe zu dem Blut der Väter, der Erde und der Luft. »Vaterlandsliebe ist ein dunkler, heißer, reißender Strom, mit allem Urmenschlichen gefüllt, aller irrationalen Glut, allem naturhaften Lebenswillen.«<sup>121</sup> Das „Reich der Väter“ war in den Vorstellungen der Frauen kein vielgestal-

<sup>119</sup> Vgl. Bäumer 1933: 153f.

<sup>120</sup> Bäumer 1933: 176

<sup>121</sup> Bäumer 1933: 285

tiges. Für Gertrud Bäumer war es mit Feldherren und Staatsmännern angefüllt<sup>122</sup>, für Gabriele Reuter mit den Helden, die Deutschlands Siege erkämpft hatten<sup>123</sup>, für die Dichterin Isolde Kurz mit »eisernen Söhnen«, die das Vaterland aus dem Höllenrachen seiner Feinde erretten würden<sup>124</sup>, und für Ricarda Huch mit Helden, die das Volk aus Bedrückung und Not retteten.

Die Rebellion der bürgerlichen Frauen richtete sich gegen die Mütter, die sie für das patriarchalische System hatten erziehen wollen, und gegen die Männer, mit denen sie nur ein Leben nach dem Vorbild ihrer Mütter hätten führen können; gegen die Väter hat sich diese Rebellion nicht gerichtet. In ihnen sahen die Frauen ihre Bundesgenossen und Förderer, und sie waren bereit, in die Fußstapfen ihrer Väter und Vorväter zu treten. Damit wurden sie auch zu Befürworterinnen des Krieges.

### 2.3 Aufatmend nach der mächtigen Hand greifen

Noch bevor Paul von Hindenburg 1926 Reichspräsident wurde und noch bevor er als Chef des Generalstabs des Feldheeres im August 1916 die Oberste Heeresleitung übernahm, hatte Agnes Miegel – wahrscheinlich Ende August oder Anfang September 1914 – ein hohes Lied auf ihn gesungen, eines, mit dem Helden verehrt werden:

„Das ist Er,  
Der Verheißne, der Greis aus dem Berg Vergessenheit,  
Den unsere Not gerufen.  
Er kam, er hat uns befreit.  
Vergiß ihn nie!“<sup>125</sup>

Mit diesen Zeilen stellte die Dichterin eine assoziative Verbindung her zwischen dem damaligen Oberbefehlshaber der 8. Armee, Paul von Hindenburg, und den Figuren der Kaisersagen, in denen es heißt, dass der Kaiser nicht wirklich tot sei, sondern schlafend in einem Berg sitze – gemeint ist der Untersberg bei Salzburg oder der Kyffhäuser in Thüringen – und auf den Tag warte, an dem das Volk ihn rufe, um Deutschlands Rettung zu bewirken und das kaiserliche Reich wieder

<sup>122</sup> Vgl. Bäumer 1933: 80.

<sup>123</sup> Vgl. Reuter, G. 1921: 161.

<sup>124</sup> Vgl. Kurz 1982 [1914]: 183f.

<sup>125</sup> Miegel 1952: 160

zu errichten. Dass Agnes Miegel diese Sagen kannte, bedarf keines Beweises, war doch sie es selbst, die unter dem Titel *Die Staufen* die folgende Strophe verfasste:

    Noch spricht die deutsche Mutter dem Kind  
    Von Rotbart, dem schlafenden Kaiser,  
    Noch kreisen im kalten Novemberwind  
    Seine Raben am Kyffhäuser.<sup>126</sup>

So mögen ihr vielleicht, als sie Hindenburg dichterisch verherrlichte, drei deutsche Kaiser vor ihr geistiges Auge getreten sein: Karl der Große, der 800 zum Kaiser gekrönt wurde und als Begründer des Römischen Reichs Deutscher Nation gilt; Friedrich I., auch Barbarossa oder Rotbart genannt, der von 1155 bis 1190 darum kämpfte, das auseinanderfallende Reich zusammenzuhalten, und Friedrich II., der sich 1228 gegen den Papst behauptete und so die Macht des Reiches vergrößerte. Alle drei sind nach dem Willen derer, die die Sagen verfassten oder weitererzählten, unsterblich und werden einstmals als ‚Retter in der Not‘ wiederkehren.

Ob Agnes Miegel den Armeeführer Paul von Hindenburg wirklich für die Reinkarnation eines der drei Kaiser gehalten hat, kann nicht mit Sicherheit behauptet werden, doch steht es nicht im Widerspruch zu einer solchen Vermutung, dass nicht sie selbst die Worte vom „Greis aus dem Berg“ spricht, sondern sie von einem alten Menschen mit greisem Haupt und rosigem, wohl zahnlosem Mund sprechen lässt. Das aber ist in mehrfacher Hinsicht überzeugender und eindringlicher, als wenn sie selbst die Verbindung zwischen *Hindenburg* und dem harrenden Kaiser gezogen hätte. Die Erinnerung alter Menschen reicht weit in die Vergangenheit zurück und ist deshalb ein Garant dafür, dass die jüngeren Generationen die Verbindung zur Vergangenheit nicht verlieren, dass sie eingebettet bleiben in die Geschichte ihres Volkes. So jedenfalls ist die Vorstellung bei traditionsbewussten Menschen oder gar in ganzen Gesellschaften zu finden, die die Bedeutung neuer Vorkommnisse danach beurteilen, ob sie sich in historisch Bekanntes und Vertrautes einfügen lassen oder nicht. Aber alte Menschen stehen auch näher am Grab, und im Angesicht des Todes verbietet sich die Lüge von selbst, so dass davon ausgegangen werden kann, dass ihre Worte der Wahrheit entsprechen. Zeit ihres Lebens hat Agnes Miegel ausschließlich aus der Vergangenheit deutscher Geschichte geschöpft und deren Gestalten und Ereignisse als das ursprünglich Menschliche gefeiert. Die Ge-

---

<sup>126</sup> Miegel 1923: 85

genwart war ihr deshalb kaum etwas anderes als eine Wiederholung des immer gleichen Rhythmus. Aktuelle Vorgänge als Ausdruck qualitativer Veränderungen im sozialen Miteinander oder in der wirtschaftlichen Entwicklung zu betrachten, muss ihr fremd gewesen sein. Deshalb war es ihr auch wohl nicht möglich, ein schlichtes Gedicht auf den Sieger von Tannenberg zu schreiben, sondern er musste verklärt werden zu einem Erretter Deutschlands, wie er – nach dem hier dargestellten Geschichtsbewusstsein – in regelmäßigen Intervallen immer wiederkehrt, sei es als Kaiser, Kriegsherr oder Führer.

Trotz aller Verklärung aber hatte Agnes Miegel ein Gedicht auf einen lebenden Menschen der Gegenwart geschrieben, und sie hatte die Ereignisse im Blick, die sie im Alltag umgaben. Ihre Erleichterung bezog sich in erster Linie hierauf, und sie erklärt, warum sie so voller Dankbarkeit war:

Und eine freudezitternde, schwingende Stimme schrie:  
„Sieg! Sieg“ Wir schlugen die Russen  
bei Tannenberg!“<sup>127</sup>

Dass die Dichterin immer andere Menschen sprechen lässt, bedeutet nicht, dass sie sich vom Gesagten oder von den Gefühlen, die damit gleichzeitig zum Ausdruck gebracht werden, distanzierte. Im Gegenteil, sie suggeriert damit das Einverständnis zwischen sich und dem Volk. Gemeint sind die Menschen in ihrem Heimatort, der Garnisonsstadt Königsberg, die gleich zu Beginn des Krieges, wegen der Nähe zur Front, das Herannahen der russischen Armee fürchteten.

[...] Königsberg erlebt auch als erste Großstadt den Strom der Flüchtlinge von der Grenze, die über die Weichsel streben, erlebt überfüllte Züge, Strohnottlager in Schulen und Turnhallen und vielerlei Schrecken bei Mensch und Kreatur. Die Besetzung der östlichen Kreise der Provinz durch die Russen, die ersten Meldungen von Tod, Brand und Qual gehören mit dazu.<sup>128</sup>

Aber schon in den ersten Kriegstagen, vom 26. bis 31. August 1914, siegte bei Tannenberg die 8. Armee unter Hindenburg über die russische Narew-Armee. Dieser Sieg, den die Deutschen in Ostpreußen mit Erleichterung erlebten, muss ihr als mit einem mystischen Glanz überzogen erschienen sein, als sei hier eine späte Wiedergutmachung geschehen; denn 1410 hatte das Heer des Deutschen Ordens gerade an derselben Stelle eine Niederlage erlitten, als es ausgezogen war, die

<sup>127</sup> Miegel 1952: 159

<sup>128</sup> Piorreck 1990: 109

einheimischen Polen und Litauer zu unterwerfen und Raum im Osten zu schaffen für die zweitgeborenen, landlosen deutschen Bauernsöhne. Ein solcher Sieg zu Beginn des Krieges konnte darüber hinaus hoffen lassen, dass er erst den Anfang zu weiteren Siegen darstellen würde.

So scheint es erst einmal gar nicht verwunderlich, wenn Anni Piorreck über dieses Gedicht schreibt: »Es sind Verse voller Dank für die Befreiung der Heimat, Verse, die anders waren als die Kriegsgedichte dieser Zeit, fern vom Hurra-Patriotismus, schwer vom Wissen um Krieg und Entsetzen.«<sup>129</sup>

Tatsächlich findet sich in Miegels Gedichten keine Begeisterung für den Krieg. Man kann ganz banal sagen, dass ihr der Frieden lieber war, dass er ihr als das Eigentliche erschien. Im Gedicht *Heimkehr des Gefangenen* ist von „Arbeitsglück und Feierabendfrieden“, von „wohlgeborgener Alltäglichkeit“<sup>130</sup> die Rede. Es kann auch nicht verwundern, dass das Entsetzen als solches empfunden und geschildert wird, wenn man es, wie es Agnes Miegel geschah, tagtäglich vor Augen hat. Heroische Verse fließen ohnehin nur solchen aus der Feder, die sich fern vom Kriegsgeschehen aufhalten können.

Trotzdem – es ist, als hätte Anni Piorreck nur die halbe Wahrheit gesehen oder sehen wollen, wenngleich sie die Worte „schwer vom Wissen um den Krieg“ wie einen Köder auslegt, der – sobald man angebissen hat – dazu treibt zu fragen, was Agnes Miegel denn über den Krieg gewusst haben mag, außer dass er Entsetzliches mit sich bringt. Dabei stößt man auf eine kuriose Antwort:

Am Fenster sprach der alte Mann:

[...]

„Die Sonne zieht Blut.

So viel Blut trank sie nicht mehr

Seit dem Tag von Sedan“ –<sup>131</sup>

Es gibt keine Täter, keine menschliche Schuld, keine politische Entscheidung und keinen wirtschaftlichen Nutzen. Der Krieg vollzieht sich nach undurchschaubaren und nicht zu beeinflussenden Gesetzen. Wie einst in früheren Kulturen dem Sonnengott Menschenopfer dargebracht wurden und die Priester und seine Anhänger in dem Glauben verharrten, nicht sie seien es, die hier töteten, sondern eben der Gott, so verbannte auch Agnes Miegel das tägliche Morden auf dem Schlacht-

<sup>129</sup> Piorreck 1990: 110

<sup>130</sup> Miegel 1952: 165

<sup>131</sup> Miegel 1952: 158

feld in den mystischen Bereich, der unberührt bleibt von ethischen Grundannahmen und menschlichen Gesetzen. Doch wer sich herausgefordert fühlt, näher hinzusehen, dessen imaginäre Kommunikation mit der Dichterin endet bei den physikalischen Gesetzen, nach denen Blut nun einmal zum größten Teil aus Wasser besteht und demzufolge in der Sonne verdunstet.

Möchte man nun widersprechen und den Krieg um keinen Preis als Folge der Naturgesetze akzeptieren, so würde wohl auch Agnes Miegel dem zustimmen und sagen, dass die Gesetze der Natur nur einen höheren Willen zum Ausdruck brächten, sozusagen den Kampf zwischen Oberwelt und Unterwelt, dessen Schauplatz nun einmal die Erde ist, auf dem er ausgetragen wird und in dem sich der Mensch bewähren muss, indem er sich auf die richtige Seite stellt.

Ohne Zweifel stand für sie Hindenburg auf der richtigen und damit auf der göttlichen Seite. Deshalb reichte es auch nicht, ihm für die eigene Errettung dankbar zu sein, sondern er musste als göttliche Schicksalsmacht verherrlicht werden, nennt sie ihn doch *St. Michael* in einem Brief an Lulu von Strauss. Damit aber vertrat sie nicht nur die Ansicht, Hindenburg sei von der himmlischen Macht geschickt, und führte auch nicht nur den Gedanken fort, der Armeeführer stehe direkt in einer Traditionslinie mit den großen Kaisern der deutschen Geschichte, sondern sie bezog auch – ihr selbst wahrscheinlich unbewusst – eindeutig politische Stellung, da der Heilige Erzengel Michael für die Vertreibung der Mächte aus der Finsternis zuständig ist und damit für den Kampf gegen den Teufel und das Böse. Wer aber könnte damit anderes gemeint sein als die Russen, denen wenige Tage vorher der Krieg erklärt worden war; denn auf der Seite des Lichts standen ja schon die Deutschen.

Wie sich diese Gedanken in der Gestalt des *Erzengels Michael* miteinander verbinden können, zeigt eine Schrift über die Heiligengestalten von 1954.

Er [St. Michael] ist der große Schutzherr des deutschen Volkes, der lichte Engel mit blitzendem Schwert, der einst den Geist der Finsternis in den Abgrund warf. Sein Bild trugen schon die Langobarden auf ihren Mützen und Sturmbannern. In seinem Namen schwuren sie den Eid der Treue. In die Brandung der Meere hinein bauten die Normannen ihm ihre Heiligtümer. Seinen Tag, den 29. September, erhob Karl der Große zum christdeutschen Feiertag. [...]

Michael ist auch der Engel der Kraft. Er ist der Kriegsherr und Sieger der himmlischen Feldschlacht. Darum trugen unsere Väter sein Bild im Kampfe voran. Unter seinem wallenden Banner schlug Otto I. mit seinem tapferen Vasall, dem Bischof von Augsburg, das ungarische Reiterheer.<sup>132</sup>

Es sind drei Stränge, die sich damit für Agnes Miegel in der Gestalt *Hindenburgs* verbinden: der Feldherr als Vertreter der göttlichen Schicksalsmacht, der in der Traditionslinie der deutschen Kaiser steht und vom Geiste *St. Michaels* beseelt gegen die Hölle kämpft. Aber es kommt noch ein vierter hinzu, auf den ihre Biographin Piorreck verweist. In der Familie Miegels wurde der Geist der Befreiungskriege gegen Napoleon weitergetragen, an dem der Großvater und seine Brüder teilgenommen hatten. Diese kriegerischen Erlebnisse, die mit ihnen verbundene Sehnsucht nach Freiheit und die Liebe zum Vaterland seien die Grundlage gewesen, von der aus Agnes Miegel das Kriegsgeschehen betrachtet und verstanden habe.

Bedenkt man diese Prägungen, so ist die Idealisierung des Generals durchaus nachvollziehbar. Befremdlich aber bleibt trotzdem die letzte Strophe, mit der der Armeeführer zum schützenden Vater erhöht wird und die deshalb einer zusätzlichen Betrachtung bedarf.

Und ein verstörtes, zerquältes Land  
Griff aufatmend nach Deiner mächtigen Hand  
Und lehnte sich wie ein Kind an Deine Knie!<sup>133</sup>

Dieses Gedicht über Hindenburg und die Schlacht bei Tannenberg steht als ein Beispiel für die grundsätzlichen Intentionen der Verfasserin, die sie auch in den noch folgenden Jahrzehnten ihres Lebens artikuliert und in Literatur „umsetzte“. Als Agnes Miegel es schrieb, war sie bereits 35 Jahre alt, aber ihr erfolgreichster Lebensabschnitt stand ihr noch bevor, obgleich sich ihre Haltung zur männlichen Macht, wie sie sich in den drei Zeilen unumwunden offenbart, nie änderte. Niemals wurde sie in all den Jahren müde, die mächtige Hand, auch wenn sie schlug, mit schönen Worten zu küssen. Diese Lust an der Unterwerfung, die sie bis an die Grenze des Unerträglichen – unerträglich für die Lesenden – schreibend genoss, gipfelte 1941 in einem Gedicht auf den Führer Adolf Hitler, dem sie sich wie eine alternde Braut anbot, die wegen ihrer Lebenserfahrungen tief und glühend zu lieben vermag:

<sup>132</sup> Hünemann 1954: 557f.

<sup>133</sup> Miegel 1952: 160



Nicht mit der Jugend  
überschäumendem Jubel erlebt ich das Wunder  
Deines Nahns.

Mit dem schweigend ehrfürchtigen Staunen  
leidgeprüften Herzens, geläutert im Opfer,  
das seiner Kindheit Welt  
in Krieg und Stürmen vergehen sah, —  
und das anders, tief und glühend ergriffen  
stumm Dich grüßte!<sup>134</sup>

Es ist hier nicht der Ort, der masochistischen Struktur im seelischen Erleben der Dichterin auf den Grund zu gehen. Auffällig aber ist, dass der Eingriff in das Leben eines anderen Menschen von ihr als Liebe verstanden wurde, wie es in ihrem Gedicht *Dein Götterrecht* zum Ausdruck kommt:

Und du sprachst: „Ich hab’ kein Recht  
In dein Leben einzugreifen“ –  
Soll denn meinen Scheitel nie  
Je des Glückes Sonne streifen?<sup>135</sup>

Liest man ihr Werk, so muss man zu dem Schluss kommen, dass das Glück um so größer wird, je massiver der Eingriff erfolgt. Auf die Fragen, die daraus entstehen, gibt Léon Wurmser sehr knappe und eindringliche Antworten:

Warum ist ihre *Leidenschaft so an Erniedrigung geknüpft*? Das ist die Rätselfrage des Masochismus: „*Warum ist Liebe Schmerz?*“ Es besteht eine wilde Sehnsucht nach etwas Absolutem. Und dieses romantische Verlangen ist verbunden mit dem „*Rettungswunsch*“.<sup>136</sup>

Mit ihren Schriften, die zwischen diesen beiden Gedichten, dem auf Hindenburg und dem auf Hitler, entstanden und mit denen sie den kindlichen Gehorsam Erwachsener und die Lust der Frauen an der Selbstzerstörung mit den Mitteln der Ästhetik propagierte, konnte sie in der Weimarer Republik zu Ruhm und Ansehen gelangen.

---

<sup>134</sup> Miegel 1941: 15

<sup>135</sup> Miegel 1923: 29

<sup>136</sup> Wurmser 1993: 137

## 2.4 Durch den Brunnen des Todes zum Leben

Während einige Frauen wegen ihrer politischen Aktivitäten und ihrer öffentlichen Auftritte im Mittelpunkt standen und unumwunden ihren Gedanken schriftstellerisch oder als Rednerinnen Ausdruck gaben, verhielten sich andere in einer Weise, die heute Anlass zu Missverständnissen geben kann; denn nicht alle, die sich der jubelnden Stimmung verweigerten, sich mit ihren Gefühlen zurückhielten oder gar den Krieg als Todesbringer beschrieben, waren deshalb auch Kriegsgegnerinnen. Aus der Gruppe der Schriftstellerinnen sind unter dieser Prämisse vor allem Ricarda Huch und auch Ina Seidel, der das nächste Kapitel gewidmet ist, zu nennen.

In ihrem Brief vom 9. August 1914 schrieb Ricarda Huch an ihre Freundin aus der Züricher Studienzeit, an Marie Baum<sup>137</sup>, dass sie sich einstweilen noch nicht aufrege. Die Ruhe, mit der Ricarda Huch in dem hier zitierten Brief auf den Ausbruch des Krieges reagierte, bot Jutta Bendt und Karin Schmidgall Anlass zu der Behauptung, die Dichterin habe über die Kriegsstimmung in München als distanzierte Beobachterin berichtet.<sup>138</sup> Wovon sie sich aber ausschließlich distanzierte, waren jene Menschen, die den Ausbruch des Krieges nutzten, um ihre angestaute Wut über die allgemeinen Enttäuschungen des Lebens in legitimer Weise an denen auszulassen, die nun offiziell als Feinde galten. So schrieb sie: »Schon jetzt leben die häßlichsten populären Instinkte auf – unter der Maske patriotischer Begeisterung.«<sup>139</sup>

Es müssen Sätze dieses Inhalts gewesen sein, die auch Thomas Anz veranlasst haben, Ricarda Huch mit Heinrich Mann, Franz Pfemfert und Annette Kolb zu jenen SchriftstellerInnen zu zählen, »die sich schon zu Kriegsbeginn durch offene Kritik, auffälliges Schweigen oder vorsichtige Distanz der allgemeinen Stimmung verweigert«<sup>140</sup> hätten. Tatsächlich entzog sich Ricarda Huch dem allgemeinen Jubel und schrieb in dem schon erwähnten Brief an Marie Baum, dass sie persönlich allem fern stehe. Die Begründung hierfür ist aber keineswegs in einer Ablehnung des Krieges zu sehen.

---

<sup>137</sup> Marie Baum arbeitete mit Gertrud Bäumer in der Ausbildung von Sozialarbeiterinnen eng zusammen. Später waren beide in der Weimarer Republik Reichstagsabgeordnete für die DDP.

<sup>138</sup> Vgl. Bendt/Schmidgall 1994: 201.

<sup>139</sup> Huch 1986: 59

<sup>140</sup> Anz 1996: 245

Als die Mobilmachung verkündet wurde, war Ricarda Huch bereits fünfzig Jahre alt, und niemand erwartete von ihr, dass sie, Blumensträuße werfend, die in den Krieg ziehenden Soldaten verabschieden würde. Auch war im selben Jahr der Mann gestorben, den sie seit ihrem 19. Lebensjahr liebte und mit dem sie, als er endlich von seiner Frau geschieden war, doch nicht mehr hatte zusammenleben können. Die Tragik dieses Liebesverhältnisses beschäftigte die Dichterin fast bis an ihr Lebensende und ließ für Jubel und Euphorie keine Kraft mehr. Nicht zuletzt aber findet sich für ihre Zurückhaltung eine Erklärung, die bereits in der Einleitung dieser Arbeit angedeutet wurde. Ricarda Huch war ohne Zweifel in ihrer Erscheinung und in ihrem Auftreten das, was man damals eine Dame nannte. Über diese gesellschaftliche Erscheinung hatte Rosa Mayreder, die spätere Vorsitzende der »Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit«, bereits 1905 geschrieben, dass ihre Voraussetzungen Schönheit, Vermögen und die Abkunft aus einer sogenannten guten Familie seien<sup>141</sup>, und sie müsse über die Gabe verfügen, »die eigene Persönlichkeit durch die Umgangsformen zum Ausdruck zu bringen«.<sup>142</sup> Zu diesen Umgangsformen gehörte auch das Maßhalten in allen Dingen. Gefühlsausbrüche waren nicht gestattet. Dort, wo Überschwang empfunden wurde, blieben der Dame nur solche Wege, ihn nach außen zu tragen, die von ihrer Umgebung gebilligt wurden und mit ihrer Erziehung im Einklang standen. Ricarda Huchs Weg war der des Schreibens, sei es über die Liebe oder über den Krieg.

Nirgendwo anders hat sie so eindrucksvolle Bilder über die „Schönheit“ des Krieges geschaffen und mit so viel Schwärmerei die „Lust“ am Sterben in der Schlacht geschildert, wie in ihrem *Garibaldi*-Roman, an dem sie in den Jahren 1906 und 1907 arbeitete. *Garibaldi*, der schon als armer Schiffsjunge – so wollte es die Dichterin – das »begrabene Herz Italiens«<sup>143</sup> spürte, wurde die Idee der Einigung Italiens und seiner Befreiung von der Herrschaft Österreichs und Frankreichs ebenso zur Passion wie die Vorstellung der Aufhebung der Beherrschung Roms durch den Vatikan. Die Symbiose, die nach Ansicht der Dichterin zwischen *Garibaldi*, dem Volk und der Erde bestand, auf der einstmals im Kampf Italien errichtet werden sollte, verlieh *Garibaldi* die Legitimation zum unantastbaren und unumschränkten Führer, der wie

<sup>141</sup> Vgl. Mayreder 1978 [1905]: 147.

<sup>142</sup> Mayreder 1978 [1905]: 149

<sup>143</sup> Huch 1960: 49

die Sonne am Himmel stand, während das Volk wie unzählbare, beherrschte Sterne ihn umflimmerte.<sup>144</sup> So wie *Garibaldi* mit dem Land und das Land mit ihm verbunden war und so wie das Volk sich eins fühlte mit dem noch nicht existierenden Italien, so verschmolz das Volk auch mit *Garibaldi*, wo immer er auftrat, und jeder einzelne opfer-te bereitwillig seine Einzigartigkeit und sein Leben.

So kann es nicht verwundern, dass ihm die Freiwilligen in Palermo und in den anderen umkämpften Städten in Scharen zuströmten,

um den großen Kampf mitzukämpfen. [...] Garibaldi war überall: auch die ihn nicht sahen, spürten seine Gewalt und stürzten ihm besinnungslos über Leichen nach in den Tod, so wie ein herrschender Weltkörper die minderen unaufhaltsam zum Untergange an sich zieht.<sup>145</sup>

Wen wird es erstaunen, dass dieselbe Frau, die den Tod im Gefolge *Garibaldis* als lustvolle Auflösung im Kosmos phantasierte, selbst ins Feld ziehen wollte? Doch die einstmalige Begeisterung Ricarda Huchs für kämpferische Auseinandersetzungen, die um der Freiheit willen geführt wurden und um der Bedrängnis zu entgehen – und Deutschlands Eintritt in den Ersten Weltkrieg interpretierte sie in keiner anderen Weise –, scheint einem gemäßigteren Gefühl gewichen zu sein, nach dem es als eine Selbstverständlichkeit angesehen wird, dem Vaterland zu dienen. So beneidete sie Anton Kippenberg nicht um die Möglichkeit, fürs Vaterland sterben zu dürfen, sondern darum, dass er Rekruten ausbilden und damit, wie sie meinte, nützlich sein konnte.

Wer sich und seine Kraft nicht opfert, so könnte man als Motto über Ricarda Huchs Gedanken und Schriften setzen, verfehlt sein Leben; denn für sie waren Opferbereitschaft und wahres Christentum identisch. Sich auf Martin Luther beziehend, war sie der Ansicht, dass die meisten Christen Heiden seien, da sie egoistischen Trieben folgten, anstatt freiwillig Sterbende zu sein, »die zu leiden und sich zu opfern bereit«<sup>146</sup> seien.<sup>147</sup>

---

<sup>144</sup> Vgl. Huch 1960: 406f.

<sup>145</sup> Huch 1960: 245

<sup>146</sup> Huch 1922: 53

<sup>147</sup> Dass die Bereitschaft, sich für ein Ziel zu opfern, das nicht von den eigenen Interessen bestimmt wird, den Menschen adelt, war zur Zeit des Ersten Weltkrieges eine weit verbreitete Lebenshaltung, die sich sogar bei Käthe Kollwitz wiederfand, die der Befürwortung des Krieges keineswegs verdächtig ist und die es sich lebenslang zum Vorwurf gemacht hat, den Bitten ihres ältesten Sohnes, als Freiwilliger in den Krieg ziehen zu dürfen, nachgegeben zu haben. So schrieb sie in ihr Tagebuch: »Wie Hans war in jenen

Die Bereitschaft, sich selbst auf den Altar zu legen, war für Ricarda Huch nicht nur der Maßstab, an dem sie das wahre Christentum eines einzelnen Menschen, ja ganzer Völker meinte messen zu können, sondern sie beurteilte auch die geschichtlichen Epochen nach ihm. Im Altertum sei das Sichopfern selbstverständlich gewesen und im Mittelalter habe sich wenigstens noch der Machttrieb<sup>148</sup> geäußert, doch in der modernen *civitas hominis* regele sich das Leben nicht mehr aus dem Unbewussten, womit die schaffende Kraft verloren gegangen sei.<sup>149</sup>

Mit dieser Beurteilung der menschlichen Entwicklung in Vergangenheit und Gegenwart teilte Ricarda Huch die schon beschriebene Ansicht vieler ihrer Zeitgenossen, nach der der moderne Mensch seiner Wurzeln entfremdet und zu einem seelenlosen Wesen geworden sei, der Mechanisierung und der staatlich geregelten Ordnung ausgeliefert. In diesem Sinne maß Ricarda Huch ihre Mitmenschen an einem von ihr entworfenen Ideal, dem handelnden Genius, einer Verkörperung des göttlich-natürlichen Wesens. An dieser Richtschnur konnte der moderne Mensch nur scheitern. Ihn charakterisierte Else Hoppe nach Huch'schem Verständnis, als sie schrieb, dass ihm die Kultur zur Zivilisation, die Zivilisation zur Dekadenz entartet sei. Die Folge davon sei, dass er seine unbewusste Natur eingebüßt und den Verstand auf Kosten des Instinkts und des Herzens erweitert habe.<sup>150</sup> Das mit sich zerfallene Individuum ist nach dieser Betrachtungsweise selbstverständlich nicht in der Lage, ein Gemeinschaftsleben zu führen, in dem jeder einen Platz einnimmt, der ihm von Gott und der Natur zugewiesen wird. Das sei auch der Grund dafür – so Hoppe immer noch im Huch'schen Sinne –, dass die Gesellschaft gespalten sei in Wissenschaft und Geldwirtschaft, in besitzende und nichtbesitzende Bevölkerungsschichten, in Kopf- und Handarbeiter. Deshalb gebe es Klassenkampf anstelle eines Lebens für das Gemeinwohl.<sup>151</sup>

---

Tagen! Ganz einfach. Bescheiden gab er sich hin ohne Worte. Dabei heiter. Ruhig und liebevoll. Er gibt seine junge unschuldige Brust.« (Kollwitz 1989: 151)

<sup>148</sup> Diese Aussage bleibt unverständlich – da gemeinhin der Machttrieb als etwas der Opferbereitschaft Entgegengesetztes verstanden wird –, wenn nicht die Definition des Begriffs Machttrieb, wie Ricarda Huch sie gab, angeführt wird: »Man verwechselt meistens Machttrieb und Herrschsucht, zwischen welchen doch ein himmelweiter Unterschied ist. Machttrieb ist natürlich und insofern gut, er will Ausdehnung und setzt sich dem Gegendruck anderer aus, die sich auch ausdehnen wollen; Herrschsucht ist böse, sie will über allen stehen, um unberührt und unverändert zu bleiben.« (Huch 1922: 18)

<sup>149</sup> Vgl. Huch 1922: 33.

<sup>150</sup> Vgl. Hoppe 1951: 753f.

<sup>151</sup> Vgl. Hoppe 1951: 754f.

In diesem Kontext wurde der Krieg von Ricarda Huch als ein Mittel verstanden, dieser Entwicklung entgegen zu wirken und sie sogar rückgängig zu machen. Er würde den Menschen zwingen, seinen Instinkten wieder mehr Raum zu geben und sich in die Gemeinschaft einzuordnen. Damit erschien der Dichterin gerade der lebenszerstörende und todbringende Krieg als die Kraft, die den Menschen zu seinem eigentlichen Wesen führt, zu den natürlich-göttlichen Quellen des Lebens, die »aber nur durch den Brunnen des Todes«<sup>152</sup> zu erreichen seien.

Deshalb stellen die Ruhe und die Distanz, die der am Beginn dieses Kapitels erwähnte Brief an Marie Baum ausstrahlt, nur die eine Hälfte der Wahrheit dar, folgt doch jener Textstelle, in der die Dichterin behauptet, sich nicht aufzuregen, eine Ergänzung, die ihre Einstellung zu dem soeben erklärten Krieg unmissverständlich macht: »Ich rege mich einstweilen noch nicht sehr auf, weil ich mir denke, es kann und wird nicht sehr lange dauern, und weil ich von der Überlegenheit der deutschen Kraft und Kultur wirklich überzeugt bin.«<sup>153</sup>

Als sie diese Zeilen schrieb, befand sich Deutschland seit neun Tagen im Krieg und hatte bereits die luxemburgische Souveränität verletzt und die Neutralität Belgiens durch einen Überfall ignoriert, der Geiselererschießungen, Sexualverbrechen und die Zerstörung eines Teils der Stadt Löwen und ihrer berühmten Universitätsbibliothek mit einschloss.<sup>154</sup> Diese Verstöße gegen das Völkerrecht und gegen die grundlegenden Prinzipien der Humanität sowie die Missachtung kulturellen Erbes ließen die Schreiberin der zitierten Briefstelle keineswegs an der für existent gehaltenen Überlegenheit der deutschen Kultur zweifeln oder die Legitimität der deutschen Kriegserklärungen vom 1. und 3. August, erst an Russland und dann an Frankreich, in Frage stellen.

War Ricarda Huch am Anfang des Krieges überzeugt gewesen, dass er gerade wegen Deutschlands überlegener Kultur nicht lange währen könnte, so verlor sie, je länger und verlustreicher er sich entwickelte, ihren Glauben, wohl nicht an die deutsche Kultur, aber an ihr Volk. An ihm »vermißt[e] sie den heldischen Geist der Antike und des Germanentums [...], weil es nicht einmal verstanden habe, groß zu sterben.«<sup>155</sup>

---

<sup>152</sup> Hoppe 1951: 768f.

<sup>153</sup> Huch 1986: 59

<sup>154</sup> Vgl. Ungern-Sternberg, J. v./Ungern-Sternberg, W. v. 1996a: 54.

<sup>155</sup> Hoppe 1951: 764

Dass die proklamierte Bereitschaft der Dichterin und Denkerin Ricarda Huch, selbst in den Krieg zu ziehen, und die kaum verständliche Überheblichkeit, mit der sie das heldische Sterben von anderen Menschen forderte, nichts mit ihrem ganz alltäglichen Leben zu tun hatte, wird an der Reaktion auf ihr Magenleiden ersichtlich. Als nämlich, so schreibt Stefanie Viereck, in Deutschland die Lebensmittel immer knapper wurden und Diätvorschriften keine Berücksichtigung mehr finden konnten, fuhr Ricarda Huch mit ihrer Tochter und einer ärztlich begründeten Sondergenehmigung in die Schweiz.<sup>156</sup> Während nicht nur an den Fronten die deutschen Soldaten starben, sondern auch die in der Heimat verbliebenen Menschen an Hunger, Angst und ärztlicher Unterversorgung litten, floh Ricarda Huch, statt das Leid ihres Volkes, an das sie solch hohe Ansprüche stellte, zu teilen, dorthin, wo es kein den Krieg begleitendes Elend und keinen Hunger gab.

Als sie in ihren Briefen über den Krieg sprach, hatte sie nicht den gemeint, der da soeben erklärt worden war, sondern jene ästhetische Transformierung, die sie selbst geschaffen hatte, wenn sie historische Ereignisse literarisch überhöhte und verherrlichte, wie sie es beispielsweise in dem schon erwähnten Roman über *Garibaldi* getan hatte. So hatte ein Krieg zu verlaufen, dem sie eine volksverbindende und alles erneuernde Kraft zuschreiben konnte: die Befehlsgewalt in den Händen eines charismatischen Führers, die Opferbereitschaft in den Herzen des Volkes und die Rettung des Vaterlandes als das große bestimmende Ziel vor Augen. Was sie aber in München, ihrem damaligen Wohnort sah, waren, nach Aussagen von Stefanie Viereck, Schieber und elende, zerschossene Gestalten,<sup>157</sup> denen Führer, Volk und Vaterland mittlerweile einerlei waren.

## 2.5 Mit den Tränen der Frauen das Kriegsfeuer löschen

Die kuriose und widersprüchliche Behauptung, dass der Tod eine Befreiung für den Menschen aus seiner selbstverschuldeten Entfremdung sei und ihn ins Leben führe, ist in den Schriften Ina Seidels – bei partieller Lektüreauswahl oder ausschließlich werkimmanenter Betrachtung – nicht zu finden. Der Krieg wird in den Gedichten am Beginn des Krieges stets als eine schmerzbereitende, zerstörende und todbringen-

---

<sup>156</sup> Vgl. Viereck 1990: 216.

<sup>157</sup> Vgl. Viereck 1990: 217.

de Kraft dargestellt, so dass es leicht fällt, gerade aus ihnen eine kritische Haltung zum Krieg herauszulesen.<sup>158</sup>

In ihrem Gedichtband *Neben der Trommel* her wird den Lesenden die mit dem Krieg einhergehende Verzweiflung der Menschen nahegebracht. Dort ist von Frauen die Rede, »die kein Sieg auf Erden/Jemals trösten kann«<sup>159</sup>, weil sie ihren Mann oder ihren Sohn verloren haben. Es kommen die Soldaten zu Wort, die nicht mehr daran glauben können, dass sie »um der Heimat Glück«<sup>160</sup> kämpfen. Auch trauert die Dichterin um die schon in jungen Jahren Gefallenen<sup>161</sup>, klagt gemeinsam mit den Mädchen, die Todesbräute bleiben und niemals Mütter werden<sup>162</sup>, und führt uns – nach ihrem Verständnis – die Unausweichlichkeit vor Augen, nach der aus kleinen Jungen wie »Milch und Blut« große Jungen wie »Stahl und Eisen« werden.<sup>163</sup> Es ist aber gerade die Behauptung dieser Unausweichlichkeit, die den Begriff der Kritik im Zusammenhang mit Seidels Kriegsverständnis nicht zulässt. Kritisiert werden kann immer nur »eine menschliche Aktivität oder etwas, was in irgendeiner Weise auf das Handeln von Personen zurückzuführen ist«.<sup>164</sup> Zwar sieht Seidel, dass die Männer einander töten, sich von den Frauen abwenden, so dass der Lebensstrom unterbrochen wird, und dass sie sogar der Mutter Erde »in das heil'ge Antlitz«<sup>165</sup> schlagen, doch auch sie sind in ihren Augen nur Opfer eines undurchschaubaren Geschehens, allerdings keines politischen.

Die Überzeugung, dass ein Krieg schon vor der menschlichen Entscheidung, ihn zu erklären oder vorzubereiten, im ‚großen Schicksalsbuch‘ vorherbestimmt ist, hat Ina Seidel, wie Gertrud Bäumer, während ihres ganzen Lebens nicht revidiert. In ihrem *Lebensbericht*, der 1970, vier Jahre vor ihrem Tod, erschien und die Jahre 1885 bis 1923 zum Inhalt hatte, schreibt sie über den Tod ihrer Münchner Freunde:

Dohrn wie auch Friedrich Huch starben schon 1913, an akuter Erkrankung der eine, der andre durch einen Skiunfall: das Schicksal, das über ihrer Generation hing und noch Tausende treffen

<sup>158</sup> Vgl. z.B. Grötzinger 1993: 180ff.

<sup>159</sup> Seidel 1915: 4

<sup>160</sup> Seidel 1915: 5

<sup>161</sup> Vgl. Seidel 1915: 8.

<sup>162</sup> Vgl. Seidel 1915: 9.

<sup>163</sup> Seidel 1915: 11

<sup>164</sup> Bormann 1973: 812

<sup>165</sup> Seidel 1915: 19



sollte, hat wohl schon nach einzelnen von ihnen gegriffen, ehe die Trommeln das Signal gaben und die ersten Schüsse sich lösten.<sup>166</sup>

Wer dieses Schicksalsbuch schreibt, darüber muss nicht lange gerätselt werden, ist doch in einem anderen Gedicht mit dem Titel 1914 zu lesen:

*Gott* ersteht im Eisentanze, / *Gott* ersteht im schweren Wetter.  
Eiche, laß dem Sturm die Blätter, / Opfre, Deutschland, wie er will!  
Deinem Rächer, deinem Retter, / Der dich glüht zu neuem Glanze.  
Halt ihm still!<sup>167</sup>

Dass Gott nach christlichen Vorstellungen im Gebet ersteht und in der Zusammenkunft der Gemeinde, dürfte Ina Seidel, die in ihrer Familie von evangelischen Pfarrern umgeben war, bekannt gewesen sein. Demnach wird hier der Kampf auf dem Schlachtfeld, auf dem Menschen mit eisernen Waffen aufeinander einschlagen und sich gegenseitig umbringen, als eine Form des Gottesdienstes verstanden. Allerdings ist der Dichterin in diesen Versen mit der Verwendung der Metapher ‚Eiche‘ eine „Fehlleistung“ unterlaufen, die offenbart, dass sich dieser Krieg nur rechtfertigen ließ, wenn man bereit war, die viel gerühmten Werte der christlich-abendländischen Kultur zu verleugnen. Wohl war die Eiche als Sinnbild deutscher Stärke und Standfestigkeit als Selbstverständlichkeit in der Bilderwelt der Deutschen verankert, so dass man behaupten könnte, sie wäre nur deshalb in dieses Gedicht geraten, weil man den Lesern etwas Vertrautes hätte anbieten wollen, doch ist es vor dem politischen Hintergrund von Bedeutung, dass die Eiche ihren ehrenvollen Platz in germanischer Frühzeit erhielt, indem sie dem unbesiegbaren Gott Donar geweiht worden war. Mit der Anrufung der Eiche wird deshalb erkennbar, dass nicht mehr dem christlichen Gott gedient wird, der alle Völker zu Brüdern im Glauben vereinigt, die gemeinsam auf die Rückkehr Jesu Christi warten und damit auf die Errichtung des Tausendjährigen Friedensreiches, sondern den Göttern der germanischen Vergangenheit. Ihnen, den nationalen Göttern, wollte man sich opfern und darauf vertrauen, dass sie Deutschland zum Sieg führten.<sup>168</sup> Auch in dieser Hinsicht arbeiteten die Vertre-

<sup>166</sup> Seidel 1970: 160

<sup>167</sup> Seidel 1919: 121

<sup>168</sup> Der Schweizer Theologe Karl Barth, der wegen seines Wohnorts Distanz halten konnte zum kriegesischen Geschehen, kam bereits in seiner Predigt vom 6. September 1914 zu dieser Einschätzung: »Aber was sollen wir dazu sagen, wenn...dieser alte Sturmgott Wotan der heidnischen Germanen wieder hervorgeholt und zum wahren Gott gemacht wird, während alles das, was wir von Gott wissen könnten durch Jesus Christus, gleich-

ter des christlichen Glaubens – bis in die heutige Zeit gilt Ina Seidel als christliche Schriftstellerin<sup>169</sup> – und die Nationalverbände, die von einem aus der germanischen Rasse entspringenden Sendungsbewusstsein der Deutschen sprachen, Hand in Hand.

Es soll hier nicht die christliche Religion als eine ethisch höherstehende von anderen Religionen oder Glaubensrichtungen abgegrenzt werden. Entscheidend ist nur die Frage, zu welchem Zeitpunkt, bei welcher Gelegenheit und unter welchen Prämissen ein christlich erzogener Mensch die ihm vermittelten Werte nicht mehr als der Wirklichkeit angemessen ansieht und zu welchen Konsequenzen ihn diese Entscheidung treibt.

Die Gedichte, die sie am Beginn des Krieges niederschrieb, waren wohl keine Antikriegsgedichte, doch ließen sie das Entsetzen über Tod und Schmerz spüren. Je mehr die Schrecken aber verblassten oder nur alltäglich wurden, um so eher konnte sich die Dichterin der „erlösenden“ Seite des Krieges hingeben, wie sie in der 1920 erschienenen Erzählung *Freddys Errettung* zu erkennen gibt. Der in die Welt hinausgetriebene Mann, der an einem Gefühl der Heimatlosigkeit krankt, ist ein immer wiederkehrendes Thema in ihren Romanen. Auch *Freddy* ist ein Umhergetriebener. Wenn ihn ein Steamer von Sidney nach Frisco bringt oder er in Kalkutta Kisten schleppt, so könnte er – fragte ihn jemand – die Kraft nicht erkennen, die ihn um die ganze Erde treibt. Nur, dass er es nirgends aushält, sich abgelehnt, verachtet und falsch behandelt fühlt von den „ordentlichen“ Bürgern und sich aber auch nicht den Deklassierten zugesellen mag, weiß er. Aus dieser Heimatlosigkeit erlöst ihn der Krieg, und seine Schöpferin spart nicht mit ihren Worten, um die Seligkeit und Verzückung eines Menschen zu schildern, der sein Ziel gefunden zu haben meint, der sein ihm lästiges Ich aufgeben darf, erst in der Gemeinschaft, dann im Verbluten auf dem Schlachtfeld.

Freddy war aufgesprungen und starrte dumpf staunend nach Westen, – verblutete dort ein Gott sein Herz? In dem Telegraphenbaum, an dem er lehnte, sang es hohl, er blickte empor, wie zuckten und schwirrten die Drähte! Und was sang, was dröhnte da von Osten heran? Militär, dachte Freddy, – aber nein, sie trugen keine Uniform, junge Landleute waren es, im Sonntagsrock,

---

sam, in die Rumpelkammer gestellt wird auf spätere bessere Zeiten?« (Zit. n. Wahl 1996: 33)

<sup>169</sup> Vgl. Arnim 1972: 170 – 184.

kleine Bündel in den Händen, Blumen am Hut, – aber sie marschierten im Glied, sie schritten im Takt ihrer Lieder, und ihre Lieder sangen Krieg! Der Einsame stand wie verzaubert und starrte dem Trupp nach [...] „Nehmen die mich denn?“ Freddy fragte fast ohne Atem, berauscht von wilder Seligkeit, überwältigt von dieser Aussicht, sich einer Welt von Gefahr und Abenteuern mit Ehren hingeben zu dürfen. [...]

Und da marschierte Freddy schon, und da hatte er sein Ziel, und die weiße Straße trug ihn vorwärts, hinein in den großen, blutroten Abendhimmel.<sup>170</sup>

Bei einem solchen Ausmaß an Euphorie und Seligkeit liegt der Verdacht nahe, dass es hier nicht nur um die Flucht vor der Heimatlosigkeit geht. Tatsächlich ist auch die Frage der Schuld mitbehandelt. Als junger Gymnasiast floh *Freddy* aus dem Haus seines Vormunds, in dem er seit dem frühen Tod der Eltern lebte. Seine Schuld resultiert nicht so sehr aus seinem Ungehorsam, sondern daraus, dass er sich mit seiner Flucht in eine Lebenslage brachte, die ihn zwang, sich seiner selbst bewusst zu werden. Damit wiederholt *Freddy* die menschliche Ursünde, aus der die Unabwendbarkeit des Todes resultiert.

Die Schilderung des Leidens am Krieg steht bei Ina Seidel gleichwertig neben der Glorifizierung des Kampfes. Diese Aufteilung ist ihr möglich, weil sie das Leiden in erster Linie den Frauen zuordnet und das Kämpfen mit Waffen ausschließlich den Männern. Wer immer auch dieser Gott war, den Ina Seidel im Sinn hatte, der Krieg war ihr ein göttliches Gebot, und es war die Aufgabe der Männer, sich opfernd, diesem Gebot zu folgen und »Tod gegen Tod zu tauschen«.<sup>171</sup> Die Frauen hingegen hatten die Pflicht, durch ihre aktive Trauer das Friedensreich zu schaffen, das dann aber nicht mehr „von dieser Welt“ sein würde.

In einer Zeit, in der Frauen an der Macht der Väter partizipieren wollten, entwarf Seidel prononciert weibliche Frauen, die ihr Geschlecht primär über die Mutterrolle definierten. In ihrem *Lebensbericht* schrieb sie, dass sie keinen Zugang zur Frauenbewegung gefunden habe und dass ihr die Forderungen nach völliger Gleichberechtigung mit dem Mann fremd geblieben seien.<sup>172</sup> Das heißt jedoch nicht, dass sie in ihren Romanen nur Frauen hätte auftreten lassen, die sich in ihrer seelischen

<sup>170</sup> Seidel 1920b: 212f.

<sup>171</sup> Seidel 1933: 285

<sup>172</sup> Vgl. Seidel 1970: 169f.

Bedürftigkeit an den Mann anlehnen. Mit der weiblichen Hauptperson ihres berühmtesten Romans, *Das Wunschkind*, mit *Cornelie Echter von Mespelbrunn* bereicherte Ina Seidel die deutsche Literatur sogar um eine sehr eigenwillige, energische und unzerstörbar anmutende Frauengestalt, die sich in wohltuender Weise von den passiv leidenden Romanfiguren des 19. Jahrhunderts unterscheidet, ob sie nun *Effi Briest*, *Anna Karenina* heißen oder auch *Madame Bovary*, die nur in selbstzerstörerischer Weise zu agieren verstehen. Deshalb wirkte *Cornelie* nicht nur auf jene reizvoll, denen Deutschland über alles ging, sondern auch auf jene, die die Frau des 20. Jahrhunderts tatkräftig und entscheidungsfähig sehen wollten. Die Auflagenhöhe des Romans von über einer Million<sup>173</sup> dürfte auch hierin ihre Begründung finden.

Der Roman *Das Wunschkind* war wohl schon seit 1912 geplant, trotzdem wurden in ihm die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges aufgenommen, wurde er doch erst 1923 wirklich konzipiert.<sup>174</sup> Bereits am Anfang des Romans betrauert *Cornelie* nicht nur den Tod ihres kleinen Sohnes, sondern sie muss auch bald darauf den Verlust ihres gegen die napoleonischen Truppen kämpfenden Ehemannes ertragen lernen. Auf den folgenden Seiten des umfangreichen Werkes wird den Lesenden die Sorge und Angst *Cornelies* um *Christoph*, das noch in der letzten gemeinsamen Nacht gezeugte *Wunschkind*, in einer Weise nahe gebracht, dass sie mit der Mutter um den Sohn bangen und mit ihr auf seine Rückkehr hoffen, nachdem er sich zur *Befreiungsarmee* gemeldet hat, ist er doch, wie Karl August Horst es nennt, »das Unterpand ihres Lebens«.<sup>175</sup> Diese Fähigkeit Ina Seidels, nicht nur die Leserinnen, sondern auch die Leser mit der Suggestivkraft ihrer Bilder vom Leiden am Krieg anzurühren, muss dafür verantwortlich gemacht werden, dass das *Wunschkind* nicht selten als Anti-Kriegs-Roman verstanden wurde, so auch noch 1992 von Werner Mittenzwei.<sup>176</sup>

Einer solchen Einschätzung kann hier aber nicht beigespflichtet werden. Nicht umsonst schreibt Manfred Kluge, dass es sich bei diesem Werk um einen Erziehungsroman handele.<sup>177</sup> Erzogen aber wird nicht nur *Cornelie*, sondern vor allem die Leserin. Ina Seidel suggeriert ihr überzeugend, dass sie ihren Schmerz über den Verlust ihrer Söhne nur all-

---

<sup>173</sup> Vgl. Dackweiler 1991: 83.

<sup>174</sup> Vgl. Kluge 1974: 10278.

<sup>175</sup> Horst 1956: 103

<sup>176</sup> Vgl. Mittenzwei 1992: 152.

<sup>177</sup> Vgl. Kluge 1974: 10278.

zu gut nachempfinden könne, und sie zeigt ihr eine weibliche Gestalt, eine Mutter, der das Schicksal es nicht erspart, den durch den Krieg verursachten Schmerz bis zur bitteren Neige auszukosten. Aber: *Cornelie* wird, trotz aller Zweifel am Sinn des Krieges, bis zuletzt nicht zu einer Kämpferin gegen den Krieg. Die Dichterin selbst fasste es in Worte, dass sie ihren Roman keineswegs als »Ausdruck einer pazifistischen Weltanschauung im Sinne einer wirklichkeitsfremden kampfscheuen Einstellung«<sup>178</sup> verstanden wissen wollte. Wie *Cornelie* sollten die Mütter »durch tätige Liebe«<sup>179</sup> und damit durch »Hingebung an Land und Volk ihrer Herkunft und ihres Blutes«<sup>180</sup> das Leiden überwinden.

Wenn Ina Seidel forderte, dass Frauenbewegung Friedensbewegung sein müsse, wie Werner Mittenzwei hervorhebt<sup>181</sup>, dann meinte sie damit, dass es die Aufgabe der Frauen sei, die auf den Schlachtfeldern Getöteten zu ersetzen, den Strom des Lebens nicht abreißen zu lassen. Damit dienten sie nach ihrer Meinung nicht nur dem Vaterland und der Volksgemeinschaft, sondern in diesem Akt offenbare sich die Gottheit selbst: »Wenn wir Geopferten werden zu *Opfernden*, haben wir heimgefunden ins Herz der Dinge und Gottes.«<sup>182</sup> Das Reich des Friedens, obgleich nur durch die Tränen der Frauen, die eines Tages das Feuer des Krieges löschen würden<sup>183</sup>, erreichbar, war für Ina Seidel doch nur im Spirituellen denkbar, lauten doch die letzten Worte des Romans: »Dann [wenn die Frauen den Frieden geschaffen haben, A. D.-H.] setzt der Sohn der Mutter die Krone aufs Haupt«.<sup>184</sup> Diese Verschmelzung des männlichen und weiblichen Wesens, womit der ewige Frieden gesichert wäre, wie Ina Seidel betonte, ist nur als ein überzeitliches Ziel zu verstehen.<sup>185</sup>

## 2.6 »Die Waffen nieder!«

Der Aussage, dass der Krieg etwas Schreckliches sei, würden die meisten Menschen wohl zustimmen, ebenso, dass ein friedliches Zusam-

---

<sup>178</sup> Seidel 1934b: 188

<sup>179</sup> Seidel 1934b: 188

<sup>180</sup> Seidel 1934b: 188

<sup>181</sup> Vgl. Mittenzwei 1992: 152.

<sup>182</sup> Seidel 1934b: 1987

<sup>183</sup> Vgl. Seidel 1930: 482f.

<sup>184</sup> Seidel 1930: 483

<sup>185</sup> Vgl. Seidel 1934b: 189.

menleben der Völker als ein erstrebenswertes Ziel angesehen werden könne. Die Meinungen divergieren erst dann, wenn davon gesprochen wird, eine Zukunft ohne Krieg könnte mehr sein als nur eine Utopie. Halten die einen den Krieg für den „Vater aller Dinge“ (Heraklit), auch für den großen Erzieher, so andere für untrennbar vom menschlichen Wesen und das auf ewige Zeit. Wieder andere meinen, den Frieden ‚herbeibomben‘ zu können, indem sie einen allerletzten Krieg führen, der alle weiteren Kriege endgültig verhindern werde. Nicht wenigen ist der Krieg ein Übel, das Gott den Menschen auferlegt hat, so dass Widerstand nicht nur sinnlos, sondern auch sündig ist. So wird die Zahl derer, die man als Pazifisten bezeichnen kann, immer kleiner, und auch sie lassen sich noch einmal unterteilen in solche, die zu ihrer Gewaltlosigkeit mit allen Konsequenzen stehen, und solche, die neben ihrer Überzeugung, dass eine friedliche Welt aufgebaut werden könne und müsse, Platz einräumen für die Vorstellung von einem ‚gerechten Krieg‘ oder einer ‚heiligen Gewalt‘.

Ist die Anzahl der konsequenten Pazifisten, gemessen an der Weltbevölkerung, auch gering und ihr Einfluss auf das Weltgeschehen nicht nachprüfbar, so erweist sich doch die Phantasie vom „ewigen Frieden“ als ein unabweisbarer Bestandteil des menschlichen Denkens und Sehens. So wie einst *Adam* und *Eva* im Paradies mit allen Lebewesen gewaltlos verkehrten, so wird, nach christlichen Vorstellungen, eines Tages das neue Jerusalem erstehen, in dem Gott neben den Menschen wohnt und ihnen die Tränen trocknet. »Der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein.«<sup>186</sup> Für die gläubigen Juden wird mit der Ankunft des Messias das Friedensreich errichtet und damit auch Recht und Gerechtigkeit wiederhergestellt.<sup>187</sup> Was den Gläubigen das Paradies ist, ist den Kommunisten die Urgesellschaft, in der die Menschen friedlich miteinander gelebt hätten, da alles allen gehört habe und niemand durch einen Krieg sich habe bereichern können. Diese Theorie, in Verbindung mit der Behauptung, die Urgesellschaft sei mutterrechtlich organisiert gewesen, hat bis heute ihre Anziehungskraft nicht verloren, so dass auch Ernst Bloch schrieb, der Traum vom „ewigen Frieden“ sei ein echtes mütterliches utopisches Ziel.<sup>188</sup> Von Lewis Henry Morgan für die Irokesen bekundet und von Johann Jakob Bachofen für die Griechen, nahmen sich Karl Marx

---

<sup>186</sup> *Offenbarung* 21, 4

<sup>187</sup> Vgl. Reuter, H.-R. 1983: 123f.

<sup>188</sup> Vgl. Bloch 1969: 1048.

und Friedrich Engels der Idee von einer mutterrechtlich organisierten Form des Zusammenlebens in der Frühgeschichte der Menschheit an, um der Arbeiterklasse eine neue Gesellschaftsstufe zu verheißen, auf der sich die ‚Ethik‘ der Urgesellschaft mit den technisch-industriellen Möglichkeiten des Kapitalismus verbinden lasse. August Bebel konzentrierte sich dann noch einmal auf die machtvolle Stellung der Frauen, deren Nachklänge bis ins Mittelalter zu erkennen seien und trug somit seinen Teil dazu bei, dass der Traum von einer Welt, in der Frauen ihren ursprünglichen Platz wieder einnehmen können, auch weiterhin existiert. In der Schrift *Weib und Macht* sprechen ihre VerfasserInnen im Untertitel davon, dass die Urgeschichte der Frau fünf Millionen Jahre gewährt habe und stellen in ihren weiteren Ausführungen die Behauptung auf, von echten Gynaikokratien sei kein Krieg ausgegangen.<sup>189</sup>

Es sei dahingestellt, ob solche Theorien beweisbar sind oder nicht. Im Allgemeinen aber existiert bis heute die Vorstellung, dass Frauen, da sie Leben gebären, nicht zu denen gehören können, die es wieder zerstören wollen. Die Propagierung der Gewaltfreiheit ist jedoch an kein Geschlecht gebunden. Rief Jesus hierzu auf und riet, auch noch die andere Wange hinzuhalten, wenn man einen Schlag erhalten habe<sup>190</sup>, so bezeichnete Lao Tse den Gebrauch von Waffen mit dem Weg des Tao für unvereinbar.<sup>191</sup> Nach dieser Lehre wird der Mensch angehalten, zwischen »Kopf und Herz, Geist und Gefühl, Intelligenz und Instinkt«<sup>192</sup> ein Gleichgewicht zu schaffen, da nur der unvollkommene Mensch den Ausweg aus Konflikten im Kampf suche.

Von einer ganz anderen Warte aus, von einer ausschließlich vernunftbetonten, hat sich die Aufklärung in diese Weltsicht eingemischt. Minutiös und detailversessen zeichnete Immanuel Kant die einzelnen Schritte auf, die ein Staat seiner Meinung nach zu gehen habe, wenn der Frieden gesichert werden sollte. Dabei wurde unter anderen die Idee des Völkerrechts wohl erstmalig entwickelt. Kant beurteilte das alltägliche Verhältnis der Menschen, die nebeneinander leben müssen, als ein feindliches, das jedoch durch die bürgerliche Verfassung in

<sup>189</sup> Vgl. Fester u.a. 1980: passim.

<sup>190</sup> Vgl. *Matthäus* 5, 39.

<sup>191</sup> Lao Tse 1981 [ca. 600 v. u. Z]: 31

<sup>192</sup> Cooper 1981: 40

Grenzen gehalten werde. Genauso könne auch das Verhältnis der Staaten zueinander durch das Völkerrecht geregelt werden.<sup>193</sup>

Die eigentliche pazifistische Bewegung aber begann mit einem Roman – teils Liebesgeschichte, teils Tendenzschrift –, der 1889 erschien und nach publizistischen Kriterien ein Sensationserfolg<sup>194</sup> wurde: *Die Waffen nieder!* von Berta von Suttner. Die Handlung ist – um ein im Roman häufig wiederkehrendes Adjektiv zu verwenden – herzerreißend. Eine solche Empfindung bei den LeserInnen hervorzurufen, lag durchaus im Interesse der Autorin, hoffte sie doch, der geschilderte Schmerz der Ich-Erzählerin wecke »in einigen Herzen tatkräftigen Abscheu«<sup>195</sup> gegen den Geist des Krieges.

*Martha* – die Ich-Erzählerin des Romans – verliert noch vor Vollendung ihres zwanzigsten Lebensjahres ihren ersten Ehemann, der 1859 im Kampf um die Herrschaft Österreichs in Italien fällt. Aus dem Feldzug, in dem Österreich 1864 an der Seite Preußens gegen Dänemark um Schleswig-Holstein kämpfte, kehrt ihr zweiter Ehemann wohl unverehrt zurück, doch war die Angst um ihn so groß, dass *Martha* am Tage seiner Einrückung ein totes Mädchen zur Welt brachte. Schon zwei Jahre später wendet sich Österreich gegen die einstigen Verbündeten. Die siegreichen preußischen Truppen schleppen die Cholera auch in die Familie *Marthas*, und an ihr sterben erst ihre drei Geschwister und dann der Vater, der sich im wahrsten Sinne des Wortes die beinahe gesamte Auslöschung seiner Familie so zu Herzen nimmt, dass er einen Infarkt erleidet. Mit Mann und Sohn verlässt *Martha* Österreich, um in Paris zu leben. Die Hoffnung, hier nun ein friedliches und für den Frieden wirkendes Leben führen zu können, zerschlägt sich. Im Krieg Frankreichs gegen Preußen 1870/71 wird *Friedrich*, *Marthas* Ehemann, als vermeintlicher preußischer Spion verdächtigt und erschossen. Das letzte Kapitel zeigt *Martha* 18 Jahre später im Kreise ihrer zwei Kinder und ihrer Freunde. Die Verlobung der Tochter steht bevor, und man feiert die Taufe des ersten männlichen Nachkommens ihres Sohnes. Ein versöhnender Neubeginn? Berta von Suttner mochte wohl hieran nicht glauben, lauten doch die letzten Worte *Marthas*: »Weh mir!---«<sup>196</sup> Wie recht sie damit hatte, wusste die Verfasserin bei der Veröffentlichung ihres Romans nicht, und da sie im Juli 1914 starb, ist ihr das

<sup>193</sup> Vgl. Kant 1998 [1796]: 203 u. 208 – 213.

<sup>194</sup> Vgl. Steffahn 1998: 72 – 85.

<sup>195</sup> Suttner o.J. [1889]: 512

<sup>196</sup> Suttner o.J. [1889]: 522



Wissen vom endgültigen, wenn auch fiktiven Schluss ihres Buches erspart geblieben: Hätte sie doch den Roman derart fortschreiben müssen, dass Sohn und Enkel gemeinsam in die große Materialschlacht des Ersten Weltkriegs ziehen müssen.

Frauen, die voller Begeisterung für den Krieg plädierten, stiegen – so wurde hier bisher behauptet – in die Fußstapfen der Väter, gliederten sich in die patriarchalische Gesellschaft ein in der Hoffnung, an der Machtfülle teilzuhaben. Bei der im Roman geschilderten Taufe hält ein k. u. k. Oberst a. D. eine Rede, die nach dem Willen der Verfasserin nur zu deutlich erkennen lässt, dass ‚in den Krieg ziehen‘ auch heißt, sich den Vätern zuzugesellen und sie durch den eigenen Heldentod zu ehren.<sup>197</sup> Nicht die Kraft der Frauen setzte von Suttner dieser Gesinnung entgegen, wie sie überhaupt ihren Geschlechtsgenossinnen keine besondere Aufgabe im Kampf um den Frieden zuwies, sondern die allgemeine Abkehr von der Verherrlichung der Vergangenheit. Statt sich für die Ehre der Väter zu opfern, sollte für die Enkelsöhne eine friedliche Welt errichtet werden.<sup>198</sup>

Ogleich Carl von Ossietzkys Beurteilung, es handele sich hier um den larmoyanten Roman einer weltfremden Frau<sup>199</sup>, nicht von der Hand zu weisen ist, hat Berta von Suttner es doch verstanden, gegen einen komplizierten Prozess anzuschreiben, bei dem die Menschen den Schmerz über die Leiden des Krieges erst verleugnen und ihn in einem zweiten Schritt als Zeichen ihrer Vaterlandsliebe preisen. Wenn dieser Prozess einmal unterbrochen wäre, so glaubte von Suttner, würden die Menschen, allen voran die Herrschenden, die Könige und Staatsmänner, für den Frieden eintreten. Ein internationales Schiedsgericht, wie es auch Kant vorschwebte, das zwischen den streitenden Ländern vermitteln sollte, war ihr großer Traum. Für ihren unermüdlichen Kampf um seine Verwirklichung erhielt sie 1905 den Friedensnobelpreis.

## 2.7 »Eine Art Irrsinn ergriff die Deutschen«

Während der Bund deutscher Frauenvereine in seiner Mehrheit eine Beteiligung an der Internationalen Frauenkonferenz in Den Haag 1915

<sup>197</sup> Vgl. Suttner o. J. [1889]: 516.

<sup>198</sup> Vgl. Suttner o. J. [1889]: 522.

<sup>199</sup> Vgl. Ossietzky 1972 [1924]: 40.

ablehnte, hielten sich nach Recherchen von Ute Gerhard insgesamt 28 Frauen nicht an diesen Beschluss.<sup>200</sup> Zu denen, die aus dem Deutschen Reich nach Holland fuhren, gehörten auch Anita Augspurg und Lida Gustava Heymann, die beide dem radikalen Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung zugerechnet werden. Für sie war der Krieg das Ergebnis des männlichen, zerstörenden Prinzips und resultierte damit aus »dem Grundsatz der Gewalt, der Autorität, des Kampfes aller gegen alle, der Furcht des einen vor dem andern«.<sup>201</sup> Das weibliche Prinzip hingegen sei das aufbauende, das der »gegenseitigen Hilfe, der Güte, des Verstehens und Entgegenkommens«.<sup>202</sup> Deshalb entspreche es der Natur der Frau, sich für die Beendigung des Krieges einzusetzen und, darüber hinaus, die Welt nach dem weiblichen Prinzip umzugestalten.

Anita Augspurg hatte nicht nur für das Zustandekommen der Internationalen Frauenkonferenz gearbeitet, sondern tat sich dort auch als Mitbegründerin des »Internationalen Ausschusses für einen dauerhaften Frieden« hervor, der sich später »Internationale Frauenliga« nannte. Bereits vor dem Krieg waren für sie der Kampf um den Frieden und um das Frauenstimmrecht identisch. Säßen erst einmal Frauen in den Parlamenten, dann würden die Geldmittel für den Militärhaushalt gestrichen, und die ethischen Forderungen fänden auch im Verkehr der Völker ihre Anwendung.<sup>203</sup> Mit ihrer Weigerung, die Verwundeten zu pflegen, stießen Augspurg und Heymann auch unter den Frauen auf wenig Verständnis, vermutlich deshalb, weil Pflege und Schmerzlinde- rung seit jeher in den Arbeitsbereich der Frauen fallen und nicht wenig zu ihrem Selbstverständnis und Selbstvertrauen beitragen. Lida Gustava Heymann aber nannte es einen Wahnsinn, Menschen zu heilen, nur um sie neuen Qualen auszusetzen.<sup>204</sup>

Es wurde auf der Konferenz in Den Haag beschlossen, Deputationen zu den einzelnen Regierungen zu schicken mit der Aufforderung, den Krieg zu beenden und Frieden zu schließen. Dass diese Bemühungen ohne positive Ergebnisse verliefen, dafür machte Heymann in ihrer Autobiographie das Kapital und das Militär verantwortlich: »Was kümmerten sie sich darum, ob ganze Völker weiter hingeschlachtet

---

<sup>200</sup> Vgl. Gerhard 1992: 311.

<sup>201</sup> Heymann 1980 [1917/1922]: 65

<sup>202</sup> Heymann 1980 [1917/1922]: 65

<sup>203</sup> Vgl. Gerhard 1988: 100.

<sup>204</sup> Vgl. Heymann 1992: 135.

wurden, wenn ihnen nur weiterhin materieller Gewinn bzw. militärischer Ruhm in Aussicht standen!«<sup>205</sup>

An dem großen Werk der Friedenssicherung wollte auch Claire Goll, die damals noch Claire Studer hieß, mitwirken. Obwohl sie sich nicht in der Frauenbewegung, weder im gemäßigten noch im radikalen Flügel, engagierte, meinte doch auch sie, gerade den Frauen wachse hierbei eine besondere Aufgabe zu. Claire Goll gehörte zu denen, die außerhalb des Kriegsrausches blieben und der Euphorie fremd gegenüberstanden. In ihren sechzig Jahre später erschienenen Memoiren *Ich verzeihe keinem* schrieb sie in dem schnoddrigen, erfrischenden Ton, in dem das ganze Buch gehalten ist:

Ich war politisch noch unerfahren, aber das Militär hatte bei mir schon immer, im Frieden wie im Krieg, Brechreiz erregt. Je länger sich die Schlächtereie hinzog, desto bleierner senkten sich die düstere Stimmung und die alte germanische Besessenheit über das Land. Ich konnte nicht mehr ausgehen oder eine Zeitung aufschlagen, ohne den dringenden Wunsch zu verspüren, woanders zu sein — in einem Land, das noch nicht alle Grundbegriffe der Vernunft aufgegeben hatte.<sup>206</sup>

Niemals war ihr der Krieg das große Schicksal, die von Gott gesandte Strafe oder die Prüfung, in der ein Volk sich zu bewähren hatte. Von »kriegerischer Raserei«<sup>207</sup> und »kriegerischem Schwachsinn«<sup>208</sup> sprach sie, und die Soldaten betrachtete sie nicht als Helden, sondern als Schlachtvieh.<sup>209</sup> Angesichts des Grauens wollte sie für Frieden, Völkerverständigung und ein vereintes Europa arbeiten.

Dass Menschen, aufgewachsen in einer den Krieg bejahenden Atmosphäre und erzogen zu einer Vaterlandsliebe, die den Opfertod mit einschließt, den Krieg herbeisehnen und seinen Beginn jubelnd begrüßen, ist – trotz eines Gefühls des Befremdens – nachvollziehbar. Doch wie gelingt es einem Menschen, sich der Suggestivkraft der Masse, der von ihr ausgehenden Ansteckungsgefahr zu entziehen, nicht einzustimmen in das gleichklingende ‚Hurra‘-Geschrei? Intelligenz mag für eine solche Verweigerung eine gute Basis abgeben, eine Garantie bietet sie allerdings nicht, wurden doch bisher in der vorliegenden Arbeit nur

---

<sup>205</sup> Heymann 1992: 147

<sup>206</sup> Goll 1978: 33

<sup>207</sup> Goll 1978: 34

<sup>208</sup> Goll 1978: 35

<sup>209</sup> Vgl. Goll 1978: 34.

Menschen vorgestellt, an deren Intelligenz niemand zweifeln kann und die sich trotzdem der Massenstimmung nicht entgegenstellten. Will man den Untersuchungsergebnissen Le Bons vertrauen, deren Anfänge auf Beobachtungen während des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 zurückgehen, so vermag die Intelligenz eines Einzelnen innerhalb der Masse gar nichts.

Die Entscheidungen von allgemeinem Interesse, die von einer Versammlung hervorragender, aber verschiedenartiger Leute getroffen werden, sind jenen, welche eine Versammlung von Dummköpfen treffen würde, nicht merklich überlegen.<sup>210</sup>

Die Begründung hierfür findet sich in dem Akt der Selbstaufgabe, bei dem jeder/jede die eigene Individualität um jene Anteile beschneidet, die nicht mit der Masse in Einklang zu bringen sind. So reduzieren sich alle auf den kleinsten gemeinsamen Nenner.

Wenn Claire Goll zu dieser Reduzierung ihrer Persönlichkeit nicht bereit war, dann deshalb, weil sie es bereits zu einem früheren Zeitpunkt sehr schmerzhaft gelernt hatte, ihr Selbst nicht zerstören zu lassen. In seiner 1971 erschienenen Schrift *Wie eine Meinung in einem Kopf entsteht* behauptet E. A. Rauter, dass »die Informationen, denen wir ausgesetzt werden, [...] sich in unseren Köpfen zu Urteilen und Überzeugungen«<sup>211</sup> fügten, die dann wiederum unsere Handlungen steuerten. Wollte man einen Menschen in der Weise beeinflussen, dass er sein Leben freiwillig in der Bundeswehr verbringe, so müsse man ihm andere Informationen zukommen lassen als einem, der Kühe anbeten solle. Ist eine solche Einschätzung im Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg auch überzeugend – beweist er doch gerade die Macht der gesteuerten Informationen –, so muss doch darauf verwiesen werden, dass sich Rauter damit begnügt hat, *Über das Herstellen von Untertanen* zu reflektieren.

Claire Goll wurde aber offensichtlich keine Untertanin, und man fragt sich in diesem Kontext, welche Informationen dies verhinderten. Bedenkt man, dass nicht nur Medien oder verbale Äußerungen Informationen übermitteln, sondern auch Prügel und perverse Quälereien, so könnte hier ein Teil der Antwort zu finden sein. Ihre Erziehung nannte Claire Goll soldatisch, und ihre Mutter verglich sie Jahrzehnte später mit den Gestaposchergen.<sup>212</sup> Der Zwang, Auswege zu finden, um phy-

<sup>210</sup> Le Bon 1953 [1895]: 16

<sup>211</sup> Rauter 1972: 7

<sup>212</sup> Goll 1971: 7

sisch und psychisch nicht zugrunde zu gehen, hatte sie früh gelehrt, dass es auf der emotionalen Ebene keinen Unterschied gibt zwischen dem privaten Krieg zweier Menschen und dem, den ganze Völker ausfechten. Doch kann die erlebte Brutalität nicht der einzige Baustein gewesen sein, der ihr das Fundament der Freiheit zu errichten erlaubte, imitieren doch nur zu viele die Rolle ihrer Peiniger und werden selbst zu Sadisten. Der selbst erlebte Schmerz sensibilisiert noch nicht für den anderer Menschen, sondern erst die Reflexion hierüber weckt den Anspruch, das Leiden in der Welt zu verringern. Zu dieser Bewusstwerdung verhalf ihr, wie Claire Goll schrieb, ihre Lehrerin Julie Kerscheneiter, die sie Menschlichkeit und Vergebung gelehrt habe. Ihre Biographie *Traumtänzerin. Jahre der Jugend* ist ein einziges Hohelied auf diese Frau, die Liebe, Verständnis und konsequente Haltung in einer Weise zu mischen verstand, an der das verstörte Mädchen seelisch gesunden konnte und die ihr genügend Stärke gab, alleine stehen zu können und sich nicht an gängige, weit verbreitete Ansichten anlehnen zu müssen.

Nachdem sie in die Schweiz emigriert war und ihren Lebensunterhalt schreibend verdiente, wandte sie sich mit ihren Worten vor allem an die deutschen Frauen und setzte Emanzipationswillen mit Friedenssehnsucht gleich. Den Krieg interpretierte sie 1917 als einen Beweis dafür, dass die Männer nicht imstande seien, die Völker zu leiten. Deshalb müssten die Frauen ihre Passivität überwinden und ihrer »Erdball-Aufgabe« gerecht werden, »der Mitarbeit an der Vergeistigung und Verbrüderung aller Menschen, müßten erkennen, daß eine Freiheit in einem noch ganz unbekannten Sinn und damit eine ungeheure Verantwortung an der Höherentwicklung der Menschheit [ihrer] wartet.«<sup>213</sup>

Die Frauen seien am europäischen Zusammenbruch, das heißt am Krieg, mitschuldig, weil sie ihre Macht, die Fähigkeit zu lieben, nicht zu nutzen verstanden hätten. Nicht länger sollten die Frauen Märtyrerinnen sein und sich einfügen in den Chor der Klagenden, sondern jede Einzelne sollte ihren Wert erkennen und an den eigenen Schmerzen wachsen. Während die kriegsbegeisterten Frauen Ich-Weitung forderten und zur Aufgabe des Egoismus mahnten, ging Claire Goll den Weg in die entgegengesetzte Richtung. Selbst- und Ich-Bewusstsein waren ihr das erstrebenswerte Ziel, das aber keineswegs in die Isolation füh-

---

<sup>213</sup> Goll 1989a [1917]: 11

ren sollte. Mit der neu gewonnenen Kraft und dem Selbstvertrauen sollte die Welt mit Liebe umspannt werden, damit ein friedliches Leben möglich würde. War bisher die Liebe der Frauen missbraucht worden, um sie zu Dulderinnen zu erziehen, so sollte die Liebe sie von nun ab beflügeln, Widerstand zu leisten gegen die, die ihre Söhne mit Lügen in den Tod trieben.

## **2.8 »... die Ihr den Glauben an die Menschheit vergiftet habt...«**

Ebenfalls von der Schweiz aus arbeitete Annette Kolb für ihre Vision von einem friedlichen Zusammenleben der Menschen, indem sie sich für die französischen und deutschen Kriegsgefangenen gleichermaßen einsetzte. Dass dieses Engagement aus dem Bedürfnis erwuchs, die Lebensbedingungen der gefangenen Männer erträglicher zu gestalten, steht wohl außer Frage, doch verdeutlichte Annette Kolb mit ihren humanitären Aktivitäten in erster Linie, dass sie sich in die von Staat und Militär verordnete Feindschaft zwischen Deutschen und Franzosen nicht finden konnte und wollte. Sie sei untüchtig zu begreifen, so schrieb sie, »daß zur Ergänzung, ja, wie Liebende zur Ergänzung geschaffene Nationen sich hinschlachten«<sup>214</sup> sollten. Das Bild, das vor ihrem inneren Auge entstand und das die französische und die deutsche Nation als Liebespaar vereinte, war nicht nur eine Metapher, sondern hatte einen lebensgeschichtlichen Grund, war sie doch die Tochter einer Französin und eines Deutschen.

Lange bevor der Mensch im Laufe seiner individuellen Entwicklung die Welt als einen Ort der politischen Entscheidungen erkennt, von denen er betroffen ist und zu denen er sich stellen muss, hat er sich bereits Urteile über seine nächste Umgebung gebildet, die er dann mehr oder weniger modifiziert auf das Weltgeschehen transponiert. Gerade im Wirken Annette Kolbs findet sich für eine solche Ansicht ein realer Bezug, gehörte doch nach Carl J. Burckhardts Auslegung ihr ganzes Leben »dem heroischen Versuch, den Einklang des Menschenpaares, dem sie das Dasein verdankt, auf die Beziehungen zwischen ihrem Vaterland und ihrer Wahlheimat zu übertragen.«<sup>215</sup>

---

<sup>214</sup> Kolb 1917: 11

<sup>215</sup> Burckhardt 1964: 453

Stets hat sie sich beiden Ländern verbunden gefühlt, und während sie den Deutschen einen gründlicheren, männlicheren und einen – nach ihrer Wortwahl – weiter ausgebuchteten Geist bescheinigte, schrieb sie den Franzosen politische Erfahrung und Schulung zu. Zum Nutzen Europas hatte sie zu einer Verschmelzung der beiden Nationen aufgerufen.<sup>216</sup> Aber nicht ihre schönsten Träume wurden Wirklichkeit, sondern das genaue Gegenteil trat ein. Statt sich als Bürgerin eines deutsch-französischen Reiches fühlen zu können, wurde sie mit Beginn des Ersten Weltkrieges heimatlos, anfangs in ihrem seelischen Erleben<sup>217</sup>, später real, als sie in die Schweiz emigrierte, da sie wegen ihrer Antikriegshaltung in Deutschland nicht mehr gern gesehen war. Als sei dies noch nicht genug, verdächtigten sie aufgrund ihres Einsatzes für die Kriegsgefangenen sowohl der deutsche als auch der französische Nachrichtendienst, dass sie jeweils für die andere Seite spionierte.<sup>218</sup>

Allerdings hatte dieser Verdacht eine Vorgeschichte, die am 15. Januar 1915 begonnen hatte, als Annette Kolb trotz vielfältiger Warnungen in Dresden einen Vortrag zu halten versuchte mit dem Titel *Die Internationale Rundschau und der Krieg*. Mit ihm setzte sie sich, wenn auch nicht zwischen alle Stühle, so aber doch zwischen den deutschen und den französischen. Sie verurteilte die Zeitungsberichte beider Länder, in denen Gräueltaten der Feinde detailliert und als Ausdruck ihres Sadismus geschildert wurden. Nicht nur, dass sie darum bangte, diese Artikel könnten nach Kriegsende einen wirklichen Frieden verhindern, da sie den Glauben an die Menschheit vergifteten, sie behauptete vielmehr auch, dass die so eingehend dargestellten Verstümmlungen der gefallenen oder verwundeten Soldaten von den Zeitungsschreibern frei erfunden worden seien. Deshalb warf sie der Bevölkerung beider Länder vor, es versäumt zu haben, gegen die Hetzkampagnen ihrer Pressevertreter zu revoltieren:

Man hat schon Regierungen davongejagt, aber der Herausgeber eines Hetzblattes thront wie ein Gesalbter des Herrn auf seiner Redaktion. Argwöhnisch wird das Tun und Treiben eines Monarchen verfolgt, wer aber hat es gewagt, gegen den „Matin“ einzuschreiten, der schlimmer als eine russische Knute Wahrheit, Vernunft und Mäßigung unterdrückt?<sup>219</sup>

---

<sup>216</sup> Vgl. Kolb 1917: 21.

<sup>217</sup> Vgl. Kolb 1917: 13.

<sup>218</sup> Vgl. Breitbach 1977: 213f.

<sup>219</sup> Kolb 1917: 159

Dass dieser Vortrag auch eine Werbung um Verständnis für die Situation der „Halbgermanen“ in Frankreich und der „Halbromanen“ in Deutschland, also für die eigene Zerrissenheit während der Zeit des Krieges, darstellte, ging in der Empörung über Annette Kolbs Angriffe vollständig unter. Wenn hier gerade auf die Darstellung dieses Lebensgefühls hingewiesen wird, dann nicht, um der Autorin Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sondern um die Behauptung aufzustellen, dass sie eigentlich keine Kriegsgegnerin war. Der Kampf zwischen Deutschen und Franzosen erschien ihr wie ein Bruderkrieg, wie ein Streit zwischen Vater und Mutter und wie ein unerträglicher Konflikt ihrer eigenen widerstreitenden Wesensanteile. Obgleich man von ihr eine generelle Ablehnung des Krieges hätte erwarten können, da sie in ihm nicht zu Unrecht den Geist Preußens und des Protestantismus wiederfand, während sie sich selbst als Münchnerin verstand und zum Katholizismus bekannte, waren ihr weniger „familiäre“ Kampfhandlungen herzlich egal.

Die Franzosen waren jetzt nicht minder meine Brüder als die Deutschen, denn sie waren mir nicht minder anverwandt; daß ich sie widereinander heilig hielt, war meine Not, aber meine Heimat lag jetzt zwischen ihnen! **Mochte man in Polen immerzu vordringen und als Sühne für Ostpreußen von Rußland an sich reißen so viel man wollte; gerne!** Aber je tiefer nach Frankreich hinein der Boden von den Schritten der als Feinde vordringenden Deutschen erdröhnte, je fremder, je verbannter fing ich an mich unter ihnen zu fühlen.<sup>220</sup>

Es bedarf wohl keiner Diskussion darüber, dass das Sterben im Krieg – unabhängig davon, ob man diesem ablehnend oder befürwortend gegenübersteht – nicht als natürliche Todesart verstanden wird. Nur der biologische Alterstod, der endogen bestimmt ist, wird als ein solcher anerkannt.<sup>221</sup> Meinungsverschiedenheiten treten erst bei der Frage auf, ob der „Heldentod“ auf dem „Feld der Ehre“ dem als sinnlos erlebten Akt des Sterbens Wert und Weihe verleihe und ihm damit die Sinnlosigkeit nehme, oder ob im Gegenteil die Meinung vertreten wird, der Mensch habe ein Recht darauf, wie die biblischen Gestalten des Alten Testaments lebenssatt zu sterben, nachdem er alle Entfaltungs- und Erlebnismöglichkeiten ausgekostet hat. Überlegungen dieser Art tangierten Annette Kolb, wenn es um die Verurteilung des Krieges ging, nicht.

<sup>220</sup> Kolb 1917: 129; Hervorhebung von mir, A. D.- H.

<sup>221</sup> Vgl. Scherer 1979: 19f.



So weist Helga Noe zu Recht auf jene Stelle in der Dresdner Rede hin, in der ein potentieller Krieg Europas gegen äußere Feinde verherrlicht wird.<sup>222</sup>

Nach wie vor sind es die Mannen des Hagen, die es in Ewigkeit nicht anders wissen werden, als in der Stunde der Not ihr friedliches Tagewerk zu lassen und hinzustürmen, wohin die Gefahr sie ruft; ohne Neugierde, zu wenig neugierig fast. Es ist ihnen genug, die Tore des Reichs bedroht zu wissen. Die Wächter des Rheins werden noch als die Wächter Europas aufstehen, wenn erst die gemeinsame Not es zusammenschloß.<sup>223</sup>

Ihr Engagement für die Kriegsgefangenen oder auch ihr gezieltes Eingreifen, mit dem sie verhinderte, dass eine bereits zusammengetriebene Gruppe belgischer Frauen als Arbeitskräfte nach Deutschland deportiert wurde, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass die »Mannen des Hagen« für die sich aristokratisch gebende Annette Kolb nichts anderes als eine stumpfe, gesichtslose Masse waren. Ein Recht auf individuelle Lebensgestaltung und die Befreiung von dem Zwang, sich als Teilchen einer Tötungsmaschinerie einfügen zu müssen, konnte sie nur jenen zugestehen, die sich aufgrund ihrer intellektuellen Größe aus der Masse hervorhoben. Auf Goethe berief sie sich, als sie in ihrem Roman *Daphne Herbst* von einer »Rangordnung der Seelen« sprach, die, fände sie Berücksichtigung, verhindern könnte, »daß unsere herrlichsten Errungenschaften [...] Werkzeuge unseres Irrsinns, unseres Untergangs, werden«.<sup>224</sup> Obgleich sich der zugewiesene Platz in dieser Rangordnung nicht aus einer Klassenzugehörigkeit ergab, war die Vorstellung Annette Kolbs doch nichts weniger als elitär; denn wenn auch weder Adel, Geld noch Bildung die seelische Größe garantierten, so konnte doch andererseits derjenige, der aufgewachsen war, ohne hiermit in Berührung gekommen zu sein, nur einen niedrigen Platz in dieser Rangordnung einnehmen.

<sup>222</sup> Vgl. Noe 1986: 143.

<sup>223</sup> Kolb 1917: 142. An anderer Stelle gab Kolb deutlich zu erkennen, was sie unter Friedensliebe und Mitgefühl verstand. Mit beiden Eigenschaften verband sie die diplomatischen Bemühungen *Catharina von Sienas*, die zwischen den verfeindeten Stadtstaaten des heutigen Italiens vermittelte, um sie zu einem gemeinsamen Kreuzzug gegen die Mohammedaner zusammenzuführen. Die Friedensliebe fand somit ihre Grenzen dort, wo der Kampf dem Fremden, Unbegreiflichen galt, und des Mitgefühls bedurfte der nicht mehr, der im Kampf gegen die Andersgläubigen zu Tode kam. (Kolb 1914: 84f.)

<sup>224</sup> Kolb 1954 [1927]: 312

An Annette Kolbs Einstellung zum Krieg lässt sich aber auch ein Dilemma erkennen, das nicht nur das ihre war. In ihrem Essay *Die Last* sprach sie 1918, angestachelt von ihrem Hass auf die Kriegstreiber, von einer Schlacht, zu der sie noch als Schatten jubelnd hinstürmen würde. Gemeint war der Kampf der „Kinder des Lichts“ gegen die „Söhne der Finsternis“, das heißt der Friedfertigen gegen die Gewalttäter. Das Böse zu vernichten, um dem Guten zum ewigen Sieg zu verhelfen, ist aber in der Geschichte eine immer wiederkehrende Losung, mit der Kriege, Völkermorde und Massenhinrichtungen gerechtfertigt werden. Doch erscheinen uns die Inquisitoren unterschiedlichster Couleur, die die Welt zur Ehre Gottes oder für eine bessere Zukunft von Hexen und Ketzern befreien wollen, selbst als die „Werkzeuge des Teufels“.

Auch Annette Kolb erlag – wenn auch nur in ihrer Phantasie – der Versuchung, »den Fuss auf den Nacken der Schlechten, der Unentwickelten, der Unterarten zu setzen«<sup>225</sup>.

## 2.9 »Gegen Mammons Kraft und Wahn«

Begnügte Annette Kolb sich damit, gegen den Krieg zwischen Frankreich und Deutschland Stellung zu beziehen und später sich für die Versöhnung beider Länder einzusetzen, so wollte Berta Lask ihren Beitrag dazu leisten, dass die ganze Welt eines Tages friedlich würde. Allerdings kam sie zu dieser Haltung erst nach dem Ersten Weltkrieg. Mit ihrem Roman *Stille und Sturm*, an dem sie nach Aussage ihrer Tochter von 1938 bis 1952 im sowjetischen Exil schrieb und in dem die Autorin Selbsterlebtes mit Fiktivem verwob<sup>226</sup>, gestaltete sie sich selbst einen idealen, das heißt einen mit den Richtlinien der kommunistischen Theorien der Sowjetunion unter Stalin in Einklang gebrachten Lebenslauf. Die den Roman durchziehende Frage lautet: Wie wird aus einem Mädchen bürgerlich-jüdischer Herkunft eine treue Vasallin der Arbeiterklasse? Um hierauf den Lesenden eine Antwort zu geben, gestaltete Berta Lask die einzelnen Stufen des Weges, den bürgerlich erzogene Menschen zurücklegten, bis sie zur Kommunistischen Partei gelangten, in geradezu klassischer Weise aus.

<sup>225</sup> Kolb 1918: 3

<sup>226</sup> Vgl. Lask, M. 1974: 5.

Am Anfang der politischen Bewusstwerdung steht die noch ganz gefühlsmäßig gewonnene Erkenntnis, Krieg, Armut und Ausbeutung seien ein Unrecht, das bekämpft werden müsse. Auf ein festes Fundament wird diese Erkenntnis gestellt, als die Romangestalt *Gertrud* den fast schon typisch anmutenden Weg der jungen Frauen aus bürgerlichem Hause um die Jahrhundertwende geht. Von Literatur und Malerei gleichermaßen begeistert und offen für die sich entwickelnden sozialen Ideen, verlangt sie nach Bildung und beruflicher Perspektive. Die Auseinandersetzung mit philosophischen Ideen, die Beurteilung der Gegenwartskunst als ein Beispiel dafür, dass sich die einst fortschrittliche Kraft der Bourgeoisie in Zerrissenheit und Nonsense gewandelt habe, und die Begegnung mit proletarischem Elend führen bei *Gertrud* dann zu Sympathien mit der Sozialdemokratischen Partei. Doch die konterrevolutionäre Rolle, die die SPD nach dem Krieg einnimmt, lassen den Schritt in die Kommunistische Partei wie zwangsläufig erscheinen.

Noch als junges Mädchen verteidigt sie im Lyzeum *Helene Langes* während einer Unterrichtsstunde begeistert Kleists *Penthesilea*, die tapfer wie ein Mann an der Spitze ihrer Truppen gekämpft habe, da sie den Himmel habe erstürmen wollen. Wer dies aber nicht wolle, der könne »auch auf Erden nichts Großes ausrichten«.<sup>227</sup> Diese Szene – fiktiv oder real – kontrastiert mit den übrigen Darstellungen zum Thema Krieg im genannten Roman, aber auch mit Berta Lasks Gedichten. Schon auf den ersten Seiten von *Stille und Sturm* klingen die Schrecken des Krieges an; denn nachdem die *Mutter Gertruds* in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts ihr erstes Kind zur Welt gebracht hat, sagt die zur Gratulation erschienene *Hauptmannswitwe*: »Schade, daß es kein Mädchen ist. [...] Vom Balkan her [wird] ein großer Krieg kommen. [...] Darum ist's besser, jetzt Töchter zu gebären«.<sup>228</sup> Tatsächlich meldet sich *Egon*, der Erstgeborene, zu Beginn des Ersten Weltkrieges freiwillig, um sich nicht wie fahnenflüchtig fühlen zu müssen.<sup>229</sup> Mit Trauer und Selbstironie zieht er an die Front und kehrt nicht mehr zurück.

*Gertrud*, die ihren Bruder nur voller Verzweiflung gehen lassen kann, engagiert sich von nun an gegen den Krieg, und die Autorin Berta Lask nutzt die folgende Schilderung, um zu beweisen, sie selbst habe wie ihre Figur bereits zu dieser Zeit den Krieg aus dem Blickwinkel des Mar-

---

<sup>227</sup> Lask 1974: 43

<sup>228</sup> Lask 1974: 9

<sup>229</sup> Vgl. Lask 1974: 182.

xismus heraus verstanden. Als *Gertrud* im Frühjahr 1918 zu einer Friedenstagung fährt, begegnen ihr dort »Jugendvereine, Pazifisten, Theosophen, Sozialpolitiker, Anarchisten, Jünger chinesischer Weisheit, des Buddhismus und indischer Atemkunst.«<sup>230</sup> Über dieses breite Bündnis kann sie sich keineswegs freuen; denn für alle, die meinen, den Frieden kraft ihres Geistes sichern zu können, sei es durch überzeugende Reden oder durch ethische Erziehung, sei es durch Fasten oder durch die Aufnahme von Prana<sup>231</sup>, findet sie nur abfällige Worte. Allein die Ausführungen eines jungen Mannes, der dem linken Flügel der Freideutschen Jugend angehört und der »seine Linie gegenüber den breiigen Pazifisten, Vegetariern, Gottsuchern und abergläubischen Wirrköpfen«<sup>232</sup> vertritt, kommen *Gertruds* eigenen Vorstellungen entgegen.

Die Sicherheit in den politischen Anschauungen, die Berta Lask ihrer Hauptgestalt unterstellte, war aber nichts anderes als eine nachträglich schriftstellerisch geleistete Wunscherfüllung, wie ihrer 1921 erschienenen Gedichtsammlung *Rufe aus dem Dunkel* zu entnehmen ist, deren Schwerpunkt auf solchen Gedichten liegt, die in den Jahren 1914 – 1918 geschrieben wurden und den Krieg thematisieren. Für diese Gedichte gilt samt und sonders aus Sicht der Kommunistischen Partei Deutschlands das, was Gertrud Alexander in der *Roten Fahne* über die Kunstrichtungen Expressionismus, Kubismus und Konstruktivismus schrieb, dass sie nämlich »lediglich als Auflösungserscheinungen der bürgerlichen Kultur und Kunst, der ganzen ausweglosen Mentalität und Ideologie des Bürgertums«<sup>233</sup> angesehen werden können, da sie nicht zur Tat befeuern, wie dies an anderer Stelle gefordert wird.<sup>234</sup>

In Berta Lasks Gedichten ist kein Jubelton vernehmbar, wenngleich unter dem allgemeinen Eindruck des mit Begeisterung begrüßten Kriegsbegins in der Dichterin für einen Augenblick die Vorstellung erwacht sein muss, es sei möglich, »jauchzend mit sieghaftem Schwung«<sup>235</sup> zu sterben. Aber schon in der nächsten Strophe des Gedichts *Vieltausend Tode* von 1914 sterben die jungen Männer mit »erdgewandtem Gesicht«<sup>236</sup> und liegen begraben unter den nachfolgenden Toten, deren Blut sie bedeckt. Das Entsetzen über den soeben stattfindenden Krieg

---

<sup>230</sup> Lask 1974: 219

<sup>231</sup> Lebensodem; kosmische Energie

<sup>232</sup> Lask 1974: 219

<sup>233</sup> Alexander 1973b [1923]: 191

<sup>234</sup> Vgl. Alexander 1973a [1921]: 130.

<sup>235</sup> Lask 1921: 22

<sup>236</sup> Lask 1921: 22

ist jedem ihrer Gedichte zu entnehmen und die Verzweiflung über eine Welt, in der sich in einem scheinbar sinnlosen Prozess die Epochen des Wohlergehens und Aufblühens mit denen des Grauens und Zerstörens abwechseln, wie er in dem Gedicht *Das Weib* von 1915 benannt ist. Doch lautet die letzte Zeile dieses Gedichts: »Wird das Kind einst hellere Sonnen und Sterne schauen?«<sup>237</sup> Ein Jahr später versuchte die Dichterin hierauf eine Antwort zu finden. Zwischen den übrigen Gedichten, die getragen sind von einem Ton des Jammers und der Klage über das, was Menschen einander antun, steht das *Selbstgericht*, das mit den Worten beginnt: »Ich habe mitgetötet/Jeden, der draußen fällt«.<sup>238</sup> Auf Mitläufertum lautet die Anklage und darauf, nicht genug für die Wahrheit gekämpft und es versäumt zu haben, Panzer und Kanonen zu zerstören. Einzig an dieser Stelle wird ein Zusammenhang zwischen dem Krieg und den kapitalistischen Profitinteressen hergestellt, indem nicht nur das Versäumnis benannt wird, nicht gegen den Krieg gekämpft zu haben, sondern auch, »keinen Felsblock geschleudert [zu haben] gegen Mammons Kraft und Wahn«.<sup>239</sup>

Dieser Satz alleine macht aber noch keine kommunistische Gesinnung aus. Wer zu jener Zeit davon sprach, dass man am Krieg auch reich werden könne, der meinte damit im Allgemeinen die Schieber und kleinen Kriegsgewinnler, vielleicht noch jene Unternehmen, die ihre Waffen an die kriegführenden Länder verkauften, an Freund und Feind zugleich, auf keinen Fall aber die von den Nationalverbänden in Deutschland propagierten Aussichten, ein militärischer Sieg über andere Länder werde den Reichtum Deutschlands vermehren. Die Nutzung des Krieges zur Befriedigung der eigenen Gewinnsucht wurde von daher eher als Charakterfehler Einzelner gewertet, aber kaum als kapitalismushärent.

Einen solchen Zusammenhang sahen zu diesem Zeitpunkt nur wenige, so zum Beispiel Rosa Luxemburg und Clara Zetkin. Berühmt geworden ist vor diesem Hintergrund Rosa Luxemburgs Satz, für den sie im Februar 1914 zu einem Jahr Gefängnis verurteilt wurde: »Wenn uns zugemutet wird, die Mordwaffen gegen unsre französischen oder anderen Brüder zu erheben, dann rufen wir: Das tun wir nicht!«<sup>240</sup> In ihrer Rede vor dem Landgericht in Frankfurt am Main – die kaum der

---

<sup>237</sup> Lask 1921: 11

<sup>238</sup> Lask 1921: 17

<sup>239</sup> Lask 1921: 17

<sup>240</sup> [Luxemburg] 1920: 9

Verteidigung dienen konnte, da mit ihr immer deutlicher das von herrschender Seite als verurteilungswürdig erachtete Gedankengebäude offen gelegt wurde – zeigte sie den ihrer Meinung nach bestehenden Zusammenhang von imperialistischen Expansionswünschen und der drohenden Kriegsgefahr auf.

In der populärsten Schrift der marxistischen Theorie, dem *Manifest der Kommunistischen Partei* definierten Karl Marx und Friedrich Engels 1848 die modernen Kapitalisten als eine Klasse, die von ihrem »Bedürfnis nach einem stets ausgedehnteren Absatz für ihre Produkte [...] über die ganze Erdkugel«<sup>241</sup> gejagt werde. Überall müsse sie sich, um konkurrenzfähig zu bleiben und um als Klasse zu überleben, einnisten, müsse überall anbauen und Verbindungen herstellen. Dabei schrecke sie nicht davor zurück, zum Mittel des Krieges zu greifen, wenn ihrem Expansionsbedürfnis Grenzen gesetzt würden, sei es durch die Aristokratie, durch fortschrittsfeindliche Interessengruppen innerhalb der eigenen Klasse oder durch die Kapitalisten anderer Länder. Um in einem solchen Krieg zu siegen, ja, um ihn überhaupt führen zu können, sehe sie sich genötigt, das Proletariat um Hilfe zu bitten.<sup>242</sup>

Auf die beim Lesen spontan entstehende Frage, warum die Arbeiter, denen – wie Paul Levi es formulierte – ohnehin schon der Schweiß erpreßt wird, dann auch noch ihr Blut opfern sollten<sup>243</sup> und warum sie dies auch immer wieder getan haben, gibt der Marxismus eine differenzierte Antwort: Solange die Bourgeoisie gegen die Beschränkungen der Aristokratie und gegen Fortschrittsunwillen kämpfe, sei ihr Kampf auch der des Proletariats, weil der Übergang zum Sozialismus nur von der historischen Stufe des Kapitalismus und seiner hoch entwickelten Industrie aus möglich sei. Nur von dieser Basis aus könnten die sozialen und wirtschaftlichen Umwälzungen in die Wege geleitet werden. Alle Kriege, die in diesem Kontext geführt werden, heißen deshalb nach dieser Theorie auch gerechte Kriege, bereiten sie doch den Boden für die Errichtung der kommunistischen Weltherrschaft, mit der alle Kriege auf ewige Zeiten beendet sein werden. So jedenfalls formulierte es Karl Marx unter anderem 1870 in einer *Adresse an die Mitglieder der Internationalen Arbeiterassoziation in Europa und den Vereinigten Staaten*,

<sup>241</sup> Marx/Engels 1974 [1890]: 465

<sup>242</sup> Vgl. Marx/Engels 1974 [1890]: 471.

<sup>243</sup> Vgl. [Luxemburg] 1920: 5.

in der es hieß, dass »die Allianz der Arbeiter aller Länder schließlich den Krieg ausrotten«<sup>244</sup> werde.

Gerade aber diese Allianz der Arbeiter, ohne die nach marxistischer Vorstellung niemals eine wirtschaftlich und sozial gerechte Gesellschaft und auch selbstverständlich kein Weltfrieden errungen werden kann, wird nicht nur durch den Kampf um die eigenen Interessen gestärkt, sondern in hohem Maße auch durch die Einbeziehung der Werktätigen in die Kriege der Bourgeoisie; denn dadurch würden die Arbeiter politisiert und für die zukünftigen Aufgaben der Weltrevolution und Machtübernahme geschult. So kann die Vaterlandsverteidigung von den marxistisch denkenden Menschen durchaus befürwortet werden, sofern sie zu dieser Politisierung der Volksmassen beiträgt.

Der Vorwurf an die Sozialdemokratische Partei der Wilhelminischen Zeit, aus Opportunismus und Machtbesessenheit für den Krieg gestimmt zu haben und dabei ihre parteipolitische Plattform verlassen zu haben, kann also nur teilweise aufrechterhalten werden. In der Auseinandersetzung innerhalb der SPD um die Bewilligung der Kriegskredite ging es nicht um eine ethische Sichtweise des Krieges im Sinne des 5. Gebots, nicht um das Erschrecken über Tod, Schmerz und Verzweiflung und auch nicht um das individuelle Recht auf Leben. Die Geister schieden sich in erster Linie an der Frage, ob dieser Krieg angesichts der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung noch einer sei, der zum Nutzen des deutschen Proletariats geführt werden könne. Sahen die einen in ihm einen Beitrag zur Überwindung des russischen Despotismus, so die anderen nur noch einen imperialistischen Beutefeldzug, an dem die Arbeiterklasse in keiner Weise partizipieren könne.

Christel Neusüß hat überzeugend herausgearbeitet<sup>245</sup>, dass Rosa Luxemburg sehr wohl ein Gespür besaß für das Leiden der Menschen durch die Jahrhunderte. Was sie jedoch beispielsweise für die unterdrückten, ausgebeuteten und zu Tode gehetzten Völker der Kolonialländer benannte, findet sich in ihren Aussagen gegen den Ersten Weltkrieg so nicht wieder. Der Sinn eines Krieges ergab sich auch für sie – eingefügt in den marxistischen Kontext – aus dem Nutzen, den er für die Weltrevolution bot oder eben nicht bot. So verurteilte sie auch nicht den Krieg als solchen auf ihrer Vortrags- und Agitationsreise durch das

---

<sup>244</sup> Marx 1976 [1870]: 7

<sup>245</sup> Vgl. S. 106ff. d. Arbeit.

Deutsche Reich, sondern sie forderte die Arbeiter auf, gegen den Militarismus aufzubegehren und damit gegen die Ansicht der Herrschenden, die Arbeiter via Kadavergehorsam in den Krieg schicken zu können. Ein gerechter Krieg könne nur der sein, so sagte sie vor Gericht, der aus dem Bedürfnis des Volkes erwachse, das Vaterland zu verteidigen. Was sie allerdings während dieser Ausführungen verschwieg, war, dass auf einer solchen Grundlage in der kapitalistischen Epoche überhaupt kein Krieg mehr hätte zustande kommen können. Die Begründung hierfür hatte Clara Zetkin bereits 1907 formuliert, als sie schrieb: »Wo ist das Anrecht der Ausgebeuteten auf den Heimatboden? Es ist für viele zum Mietkontrakt des Laubenkolonisten zusammengeschrumpft, für noch mehr zur Anwartschaft auf das Grab im Armenfriedhof.«<sup>246</sup>

Während Rosa Luxemburg fast die gesamte Kriegszeit im Gefängnis verbrachte, war es vor allem Clara Zetkin, die in der Zeitung *Die Gleichheit*, dem Organ der proletarischen Frauenbewegung, gegen den Krieg schrieb und 1915 eine internationale Frauenkonferenz in Bern einberief. Die Verbreitung der im Anschluss daran verfassten Flugblätter, mit denen die Frauen des werktätigen Volkes aufgerufen wurden, für Frieden und Sozialismus zu kämpfen, bezahlte allerdings auch sie wegen versuchten Landesverrats mit einem Gefängnisaufenthalt.

In diesem Aufruf schilderte Clara Zetkin die Leiden der proletarischen Frauen der kriegführenden Staaten: den Schmerz über den Tod der Männer und Söhne, die finanzielle Not, die doppelte Arbeitsbelastung und die Erkenntnis, dass die Verheißung, zu einer großen Volksgemeinschaft zu gehören, nur eine Lüge war. Der stattfindende Krieg stellte nach dieser Sichtweise die höchste Stufe des Leidens am Kapitalismus dar. Dass ein Krieg der Armen gegen die Reichen in seinen Auswirkungen – unter dem Gesichtspunkt des Leidens – auch nicht anders verlaufen könnte, darüber schwieg Clara Zetkin keineswegs, doch was ihr im einen Fall nur als ein ohnmächtiges Sich-Fügen erschien, verwandelte sie im anderen Fall mit Worten zum heroischen Kampf.

Wir [Proletarierfrauen, A. D.-H.] sind durch die harte Schule des Lebens in der kapitalistischen Ordnung gegangen, und wir sind in ihr zu Kämpferinnen geworden. Uns ist die Stärke zu Opfern gekommen, die viel schwerer fallen als die Hingabe unseres eige-

---

<sup>246</sup> Zit. n. Elsner 1988: 170.



nen Blutes. Darum können wir die Unsrigen kämpfen und fallen sehen, wenn es die Sache der Freiheit gilt. Für diesen Kampf wollen wir dafür sorgen, daß die Frauen der Massen erfüllt werden von dem Geiste jener sagenhaften antiken Mütter, die ihren Söhnen den Schild reichten mit den Worten: »Entweder mit ihm oder auf ihm!«<sup>247</sup>

Die eingangs aufgestellte Behauptung, *Gertruds* Begeisterung für den Kampfesmut *Penthesileas* vertrage sich nicht damit, dass die Autorin den Krieg ansonsten als ein Unheil darstellte, das in das Leben der Menschen verheerend einbricht, kann dann nicht aufrecht erhalten werden, wenn man akzeptiert, dass sie sich der kommunistischen Auslegung über den Krieg anschloss. Wie ein roter Faden zieht sich Berta Lasks Versuch, sich darüber klar zu werden, was gute Gewalt und was schlechte Gewalt sei, durch ihren Roman. Dass sie ihn in einer Zeit schrieb, in der die Tage angefüllt waren mit den Nachrichten über Schauprozesse, staatlich angeordnete Ermordungen und Deportationen nach Sibirien, erklärt vielleicht, warum er wie ein verzweifelter Versuch anmutet, sich einerseits von dem möglichen Verdacht, nicht in das stalinistische System zu passen, ‚reinzuwaschen‘ und andererseits die zu beobachtenden Verbrechen als gute Gewalt zu deuten, die nötig ist, damit das Kind, wie es im Gedicht heißt, einst hellere Sonnen und Sterne schauen wird.

## 2.10 Zusammenfassung

Wenn im Begeisterungstaumel über den Kriegsausbruch die warnenden und protestierenden Stimmen untergingen, so galt das auch für die der schreibenden Frauen. Gehört und akzeptiert wurden nur die Worte, die die Lüge, Deutschland sei von den Nachbarstaaten zum Krieg gezwungen worden, weitertrugen und die die Liebe zur Heimat in der Weise mystifizierten, als müsse sie durch den Opfertod gefeiert werden. Mehr noch: Erst das Erlebnis des Krieges gebe der individuellen Existenz die eigentliche Weihe, schlosse die Menschen der Heimat zu einer großen Gemeinschaft zusammen und führe sie geradewegs in das Herz Gottes.

Fühlten die einen Frauen sich aufgerufen, die Opferrolle zu akzeptieren und die für existent gehaltene überzeitliche, spirituelle Dimension

---

<sup>247</sup> Zetkin 1980 [1912]: 141

des Krieges zu genießen, indem sie in masochistisch-lustvoller Weise sich bereit erklärten, das Liebste hinzugeben (Gabriele Reuter), so hofften die anderen, durch ihre tatkräftige Mitwirkung am Krieg, die vor allem auch darin bestand, ihre Geschlechtsgenossinnen zur Kriegstauglichkeit zu erziehen, sich die gleichberechtigten Plätze neben den Vätern zu erobern.

Diese pragmatischen Hoffnungen, gepaart mit der romantischen und teilweise ästhetisierenden Verklärung des Kriegsgeschehens, schlossen eine Sichtweise aus, mit der der Krieg als eine Folge imperialistischen Expansionsstrebens hätte erkannt werden können. Die Negierung dieses doch offen zutage liegenden Motivs für seinen Ausbruch ist jedoch nicht nur bei denen zu beobachten, die sich für den Krieg aussprachen, sondern auch bei den Gegnerinnen. Die Kritik der hier vorgestellten Schriftstellerinnen am Krieg war – anders als bei den radikalen Vertreterinnen der bürgerlichen Frauenbewegung und den linken Wortführerinnen der SPD, die später die Kommunistische Partei mitgründeten – nicht politisch motiviert, sondern war aus den emotionalen Erlebnissen ihres bisherigen Lebens erwachsen. Dieser selbstbewusste Rekurs auf das eigene Erleben bot aber gerade die Grundlage für eine jeweils individuelle Einstellung zum Krieg, die diese Frauen daran hinderte, sich vom Strom der allgemeinen Kriegsbegeisterung mittragen zu lassen.

Einig aber waren sich die Frauen – unabhängig davon, ob sie für den Krieg waren oder dagegen –, dass sich an seinem Ende Deutschlands Zukunft ganz anders darstellen müsse, als wenn der Frieden erhalten geblieben wäre. Glaubten die einen, sich durch ihre Mitwirkung am Krieg ein Recht auf eine gesellschaftliche und politische Gleichstellung errungen zu haben, so meinten andere, dieser Krieg habe gezeigt, dass die Männer nicht fähig seien, die Welt zu regieren, da ihre zerstörerischen Kräfte einer weiblichen Grenzziehung bedürften. Vertraten die gemäßigten Vertreterinnen der Sozialdemokratie die Meinung, die ArbeiterInnen hätten ihre vaterländische Gesinnung im Krieg bewiesen und sich damit für eine Mitwirkung am Staat ausreichend qualifiziert, so sahen die radikalen Kräfte in der Kampfeswilligkeit der Arbeiterklasse, verbunden mit der Enttäuschung über die kapitalistische Gesellschaft, eine Voraussetzung für die proletarische Revolution. Die Geburt des neuen Menschen – edler, reiner und auch dem Göttlichen näher – war eine weitere Vision, die Frauen und Männern gleichermaßen vertraut war und die Eingang fand in solche Sozialismusvorstel-

lungen, die sich parallel zu denen der Kommunistischen Partei und unter Einfluss der revolutionären Stimmung entwickelten.

Fragt man nach dem „weiblichen Blick“ auf das Kriegsgeschehen, so muss er als eine Palette von unterschiedlichen Blicken verstanden werden. Neben der femininen Unterwerfung unter die Gesetze der Väter findet sich der Versuch, als Frau den Platz des Vaters einzunehmen. Es zeigt sich, dass die eingangs zitierte These aus Soltaus Dissertation, die Frauen hätten sich nach patriarchalischen Verhältnissen gesehnt, nicht nur als Unterwerfung, sondern auch als „Identifikation mit dem Aggressor“ (Anna Freud) gedeutet werden kann. Daneben aber waren, wenn auch noch verhalten, Stimmen zu vernehmen, die ihrer Hoffnung Ausdruck gaben, die Liebesfähigkeit der Frauen könnten die patriarchalischen Gesetze wirkungslos werden lassen und somit zu einer friedlichen Welt beitragen.



### 3 Die Novemberrevolution von 1918 und die Zeit der Gewalt

In ihrer Erzählung *Kassandra* schrieb Christa Wolf: »Wann ein Krieg beginnt, das kann man wissen, aber wann beginnt der Vorkrieg«<sup>248</sup>. Unschwer lässt sich diese Frage auch auf Revolutionen transferieren. Wann begannen die Vorbereitungen für den 9. November 1918, an dem Tausende von Menschen in Berlin ihre Erbitterung über Krieg und Kaiser bekundeten und nach der Republik riefen?

Die Vorstellung, eine Gesellschaft sei durch eine Revolution zu verändern und auf diesem Wege könne denen Macht und Reichtum entrisen werden, die beides für sich allein beanspruchten, war seit der Französischen Revolution nicht nur ein fester Bestandteil der Ideenwelt Europas, sondern löste auch – anfangs – Begeisterungstürme bei den deutschen Dichtern und den gebildeten Ständen aus. »Frankreich schuf sich frei«, jubelte 1789 Friedrich Klopstock und setzte in seinem Gedicht *Kennet euch selbst* die Mahnung hinzu: »Das sind sie also, das/sind sie,/Unsere Brüder, die Franken; und wir?«<sup>249</sup> Christoph Martin Wieland sprach mit Hochachtung von

den edlen Männern, die ihr Charakter, ihr Mut und ihre vorzüglichen Geisteskräfte an die Spitze einer durch den unleidlichsten Despotismus aufs äußerste gebrachten großen, edeln, aufgeklärten, geist- und mutvollen Nation gestellt hatten.<sup>250</sup>

Das Aufbegehren der arbeitenden Menschen gegen unzumutbare Arbeits- und Lebensbedingungen ist uns seit der Antike bekannt, die Erkenntnis jedoch, als arbeitender Mensch einer eigenständigen Klasse anzugehören, die sich mit ihrer spezifischen Gesellschaftsbetrachtung von den übrigen Klassen abhebt und demzufolge auch andere Wege finden muss, will sie ihre Forderungen durchsetzen, entwickelte sich mit dieser Konsequenz erst in der letzten Phase der Französischen Revolution. Dass die arbeitenden Menschen nicht nur ein Recht darauf hätten, die Welt nach ihren Bedürfnissen zu gestalten, sondern dass dies sogar ihre historische Pflicht sei, davon sprachen nicht nur Marx und Engels in ihrem *Kommunistischen Manifest*, sondern auch Ferdinand Lassalle in seinem *Arbeiterprogramm*; denn dieser vierte Stand, der frei war von Besitztümern und Vorrechten, sei gleichbedeutend mit dem ganzen Menschengeschlecht. »Seine Sache ist daher in Wahrheit

---

<sup>248</sup> Wolf 1983: 76

<sup>249</sup> Klopstock 1979 [1789]: 27

<sup>250</sup> Wieland 1979 [1790]: 36

die Sache der **gesamten Menschheit**, seine Freiheit ist die Freiheit der **Menschheit selbst**, seine **Herrschaft ist die Herrschaft aller**.<sup>251</sup>

Aber weder die sozialen Verhältnisse, unter denen die Arbeiter vor dem Ersten Weltkrieg hatten leben müssen, noch der Kriegsausbruch hatten zu revolutionären Erhebungen geführt, und niemand hat wohl voraussehen können, dass gerade in diesem Krieg der Keim heranwuchs, aus dem die Novemberrevolution als Frucht hervorging.

In seiner Schrift über die Weimarer Republik betont Reinhard Kühnl, dass die Novemberrevolution von 1918 den alten Machtapparat so gut wie ohne Blutvergießen gestürzt habe.<sup>252</sup> Mag dies auch für den Beginn der Revolution Gültigkeit haben, ihre Niederschlagung war um so blutiger. Der Streik vom 5. Januar 1919 gegen die revolutionsfeindliche Politik der mittlerweile allein regierenden SPD, der auch unter dem Namen „Spartakusaufstand“ bekannt geworden ist und in dem der Ausspruch des Volksbeauftragten Noske, »Einer muß der Bluthund sein«, eine traurige Berühmtheit erlangt hat, ist für die Niederschlagung der Revolution nicht nur ein Beispiel, sondern die Unterdrückung dieses Streiks bildete auch den Auftakt für die konterrevolutionären Aktionen, die noch folgen sollten.

Allerdings blieb nicht nur der „Spartakusaufstand“ erfolglos, sondern auch die Aufstandsversuche aus den rechtsgerichteten Kreisen scheiterten. Doch lässt sich gerade am Kapp-Putsch aus dem Jahre 1920 zeigen, dass sein Misserfolg, anders als derjenige, der den linken Protesten beschieden war, nicht dem zielgerichteten Eingreifen der Reichsregierung zu verdanken war, sondern dem demokratisch gesinnten Teil des Volkes; denn nachdem sich die Reichswehr geweigert hatte, auf die Aufständischen zu schießen, floh die Reichsregierung von Berlin nach Stuttgart und überließ es dem Gründer der Deutschen Vaterlands-Partei, Wolfgang Kapp, eine neue Regierung zu bilden. Diese aber konnte sich nur vier Tage im Amt halten, da sowohl die Berliner Beamenschaft als auch die Arbeiter und ihre Gewerkschaften ein hohes Maß an demokratischer Verantwortlichkeit bewiesen und mit ihrem Widerstand und durch einen Generalstreik ihre Mitarbeit verweigerten.

Zusammenfassend und kommentierend schreiben Hermand und Trommler über diese Phase der Weimarer Republik, in der Gewalt und Hass herrschten:

---

<sup>251</sup> Lassalle 1946 [1862]: 34

<sup>252</sup> Vgl. Kühnl 1993: 11.

Somit ging aus der Weimarer Nationalversammlung zwar eine Republik hervor, die jedoch nur ein Teil der deutschen Bevölkerung wirklich als die ihre empfand und die daher von vornherein auf höchst unsicherem Boden stand. Denn diese Republik war zu Anfang nur ein Kaiserreich ohne Kaiser [...], in der in Verwaltung, Bildungswesen, Justiz und Armee weiterhin die alten Mächte dominierten.<sup>253</sup>

Unschwer lässt sich eine Antwort darauf finden, warum die Linken in weiten Kreisen der Bevölkerung nach dem Ersten Weltkrieg abgelehnt, verachtet, gehasst und ermordet wurden. Wer für die traumatische Erfahrung, dass Deutschland diesen Krieg verloren hatte, nicht dessen Anstifter und Nutznießer verantwortlich machen wollte, dem standen als „Sündenböcke“ die Linken zur Verfügung, von denen behauptet wurde, dass sie Deutschlands Stärke von innen untergraben hätten und deshalb wie Feinde zu behandeln seien.

Alle diejenigen, die die Linken verantwortlich machen mussten, weil sie einen „Schutzschild“ gegen die Wahrnehmung der doch offensichtlich gewordenen Ursachen des Krieges benötigten, fanden in dem späteren Reichspräsidenten<sup>254</sup> Paul von Hindenburg eine Orientierungsfigur, da er bereits 1919 mit seiner »Dolchstoßlegende« die Behauptung aufgestellt hatte,

nicht der militärische Kriegsablauf sei für die deutsche Niederlage entscheidend gewesen, sondern daß ›die deutsche Armee von hinten erdolcht worden‹ [sei]. Seines Erachtens hätten allein die Arbeiter, die Politiker im Reichstag und die Friedenspropaganda den Zusammenbruch der deutschen Armee verursacht.<sup>255</sup>

Diese öffentlich bekundete Ansicht ließ sich mit der Vorstellung, dass nun der Feind Deutschlands im Inneren des Landes zu finden sei und mit den Mitteln des Krieges vernichtet werden müsse, reibungslos in Einklang bringen und so kann es auch nicht verwundern, dass sie nicht ohne Folgen blieb. Die Ermordung linker Politiker oder aber solcher, die dem Versailler Vertrag zugestimmt oder öffentlich darauf hingewiesen hatten, dass jede Weigerung, ihn anzuerkennen, Deutschlands Untergang besiegeln würde, war eine davon. Neben Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Kurt Eisner und Hugo Haase sind auch der Reichsfinanzminister Matthias Erzberger und der Reichsaußenminister Walter

<sup>253</sup> Hermand/Trommler 1978: 19f.

<sup>254</sup> Ab April 1925.

<sup>255</sup> Kobeling/Hopp 1996: *Hindenburg begründet „Dolchstoßlegende“*

Rathenau zu nennen, womit die Liste aber keineswegs abgeschlossen ist.

Der Parteienstreit, die politischen Morde, die Angst vor Gewalt und die fast verzweifelte Identifikation des Einzelnen mit dem von den Siegermächten gedemütigten deutschen Volk bestimmten für den Zeitraum von 1919 bis 1923 das Lebensgefühl der Menschen und finden sich als Themen auch in der Literatur und in den Stellungnahmen der Schriftsteller und Schriftstellerinnen wieder.

### 3.1 »Wir sind so sehr verkommen«

Als Thomas Mann 1922 behauptete, die Republik habe sich in den Herzen der Jugend hergestellt, als sie todesbereit in den Krieg gezogen sei, kam er der Wahrheit damit durchaus nahe, allerdings in einem ganz anderen Sinne, als er, der den Krieg, am Schreibtisch arbeitend, wohlighenoss, es gerne geglaubt hätte. Nicht das Gefühl unsagbaren Glücks darüber, für das Vaterland kämpfen zu dürfen und sterbend mit ihm eins zu werden, sondern der Hass auf den Krieg trieb die Menschen dazu, eine neue Gesellschaftsordnung zu fordern. Der Krieg dauerte gerade erst drei Monate, da schrieb der 17-jährige Erich Krems<sup>256</sup> von der Westfront an den bekannten Führer der Jugendbewegung, an Gustav Wyneken: »Jetzt, nach der gemachten Begeisterung, spüren sie's alle: Haß gegen den Krieg. Und der wird bei ihnen zum Haß gegen die Regierung, die den Krieg führt.«<sup>257</sup> Die Erkenntnis, dass dem Krieg nichts Heroisches anhaftete, hatte nicht lange auf sich warten lassen. Der erhoffte ehrenvolle Kampf Mann gegen Mann gehörte – was man vorher nicht bedacht hatte – der Vergangenheit an, und überdies stellten sich Verwundung und Tod in der Realität keineswegs als lustvoll heraus.

Auch die Worte der Dichter klangen nun anders, nicht aller, doch derer, die den Krieg am eigenen Leib zu spüren bekamen. Oskar Kanehl, der die ältere Generation mit der enthusiastischen Darstellung des jugendlichen Kampfgeistes hatte beschämen wollen, schrieb ein Jahr nach Kriegsbeginn:

---

<sup>256</sup> Erich Krems war ein Freund Peter Kollwitz', der schon nach wenigen Tagen seiner freiwilligen Kriegsteilnahme beim Übergang von einem Geschützgraben in den anderen erschossen wurde.

<sup>257</sup> Zit. n. Grober 1996: 80.



Kein Mensch freut oder ärgert sich  
 Über den lieben Gott oder das Vaterland,  
 Von dem sein Sang singsangt.  
 Es gibt überhaupt nicht Freude oder Haß mehr in uns.  
 Wir sind so sehr verkommen.<sup>258</sup>

Nicht nur an den Kriegsschauplätzen setzte früh die Ernüchterung ein, sondern auch an der ‚Heimatfront‘. Schon im Februar 1915 kam es in Berlin und anderen Städten zu den ersten Demonstrationen gegen die durch den Krieg bedingte Lebensmittelknappheit<sup>259</sup>, und für den 18. März ist eine Frauendemonstration für den Frieden ausgewiesen.<sup>260</sup> Fast monatlich äußerte sich von nun an der Unmut der Arbeiterinnen und Arbeiter in Streiks und Demonstrationen. Wurden diese Aktionen anfangs auch nur von wenigen getragen, so erhöhte sich die Zahl der Beteiligten mit dem Fortgang des Krieges unaufhaltsam, was nicht verwundern kann. Die Lebensmittelkrise hatte ein katastrophales Ausmaß angenommen; denn nicht nur die amtlich festgesetzten Zuteilungen konnten nicht geliefert werden, sondern auch die Preise für Lebensmittel, für Bekleidung und Schuhwerk waren um das Zwei- bis Siebenfache gegenüber 1913 gestiegen, während die Reallöhne etwa 25 Prozent unter denen der Vorkriegszeit lagen und die Arbeitszeit schon seit Anfang 1915 auf täglich zehn bis zwölf Stunden, auch sonntags, verlängert worden war.<sup>261</sup>

Nicht zuletzt aber waren es die Informationen über die Oktoberrevolution in Russland, die auch in Deutschland die Hoffnung auf eine erfolgreiche Machtübernahme durch die Arbeiterklasse stärkten. So streikten im Januar 1918 mehr als eine Million ArbeiterInnen in der Rüstungsindustrie und forderten einen sofortigen Frieden<sup>262</sup>, aber auch die Gewährung demokratischer Rechte und Freiheiten. Es zeigte sich bei diesem Streik, »daß die Sozialdemokratische Partei [...] viel Sympathie unter der Arbeiterschaft eingebüßt hatte. Die Stimmung neigte offenbar mehr der im April 1917 gegründeten Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei zu, die radikalere Lösungen verkündete.«<sup>263</sup>

Geschehen aber war viel mehr, als dass nur gesagt werden könnte, die eine Partei habe die Sympathien ihrer Wähler und Mitglieder verloren

<sup>258</sup> Kanehl 1982b [1915]: 119

<sup>259</sup> Vgl. Arendt/Scholze 1984: 92.

<sup>260</sup> Vgl. Brinker-Gabler 1980: 148ff.

<sup>261</sup> Vgl. *Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*, Kap. VI, 1967: 19.

<sup>262</sup> Vgl. Arendt/Scholze 1984: 110.

<sup>263</sup> Neubauer 1972: 172

und eine andere habe sie gewonnen. Die SPD und vor allem ihre Funktionäre, die in so euphorischer Weise ihr Einverständnis mit der Monarchie und der kapitalistischen Wirtschaft demonstrierten, hatten das Vertrauen in ihre Politik bei all jenen zerstört, die ihre Hoffnungen auf eine sozial gerechtere und politisch demokratische Zukunft gesetzt hatten oder gar auf eine sozialistische Republik. Das galt ebenso für die Gewerkschaften und ihre bereitwillige Zurückhaltung während des Krieges, sobald es um die Durchsetzung der Arbeiterforderungen ging. Mehr noch: An dem 1916 verabschiedeten »Gesetz über den Vaterländischen Hilfsdienst«, das den Arbeitern »den letzten Rest von Freizügigkeit nahm und sie der Despotie von Unternehmern und auch Militärs auslieferte«<sup>264</sup>, hatten sie mitgewirkt, und 1918 bildeten sie gemeinsam mit den Unternehmern die »Zentrale Arbeitsgemeinschaft«, die ihre Aufgabe darin sah, die nahende Revolution aufzuhalten und einer zu befürchtenden Verstaatlichung aller Wirtschaftszweige entgegenzuarbeiten.<sup>265</sup>

Die Abdankung des Kaisers auf Drängen des Prinzen Max von Baden, die Ernennung Friedrich Eberts zum Reichskanzler und die in Aussicht gestellten parlamentarischen Wahlen konnten die Rebellion nicht mehr aufhalten. Die Wirkungslosigkeit dieser Reformen begründet Volker Arnold einmal damit, dass die

Demokratisierung von oben im kommunalen und betrieblichen Bereich für die Arbeiter keine positiven Auswirkungen [mit sich brachte, daß sie außerdem] weder am Herrschaftsapparat noch an seiner sozialen Struktur etwas [änderte und daß sie drittens] die obersten militärischen Organe, insbesondere die Seekriegsleitung, der Regierungsgewalt entzog.<sup>266</sup>

Dem hierarchischen Modell einer Gesellschaft, in der Befehle und Anordnungen von oben nach unten weitergegeben werden und der Mensch immer ausschließlich der nächsthöheren Instanz verantwortlich ist, setzten die Streikenden und Revoltierenden die Arbeiterrätebewegung entgegen. Selbst in den Parteien, in denen doch nur der „aufsteigen“ kann, der von der Mehrheit der Basis gewählt wird, erweist sich – beobachtbar am alltäglichen Umgang mit der Macht – das hierarchische Modell des Obrigkeitsstaates bis in unsere Tage als unzerstörbar, da die auf ihre Posten Gewählten „vergessen“, wer sie dort

---

<sup>264</sup> Schneider/Kuda 1968: 18

<sup>265</sup> Vgl. Schneider/Kuda 1968: 15.

<sup>266</sup> Arnold 1985: 44

hingebacht hat. Dieser Prozess ist eine spezielle Variante der Entfremdung und Selbstentfremdung, deren gründliche Bearbeitung durch philosophische Anschauungen und tiefenpsychologische Deutungen noch aussteht. Die ArbeiterInnen aber, die sich noch vor der Novemberrevolution aktiv für eine neue Gesellschaftsform einsetzten, durchschauten diesen Vorgang auch ohne Universitätsstudium und vertrauten auf eine Handlungsweise, die mit dem Kampfruf »Alle Macht den Räten!« populär wurde, und mit der

Kapitalismus, bürgerliche Demokratie und Staatsbürokratie [...] von unten, den Betrieben her, überwunden werden [und] alle politischen und wirtschaftlichen Leitungsaufgaben künftig in den Händen demokratisch gewählter, streng kontrollierter und jederzeit abberufbarer Räte liegen [sollten].<sup>267</sup>

Zu dem Erschrecken über das tägliche Massensterben und dem Leiden an unzumutbaren Lebensbedingungen war für die, die daran geglaubt hatten, Deutschland habe sich zur Wehr setzen müssen, eine große Erschütterung hinzugekommen. Noch während des Krieges wurde die Schrift *Wahn oder Wille* des Fürsten Lichnowsky, der deutscher Botschafter in London gewesen war, bekannt. Überzeugend vertrat er die Ansicht, weder England noch Russland hätten den Krieg gewollt und das Attentat von Sarajewo habe Deutschland als ein willkommener Vorwand gedient, andere Länder überfallen zu können.<sup>268</sup> Ebenso verhielt es sich mit der Wirkung der Aufzeichnungen Wilhelm Muehlons, die am Ende des Jahres 1917 im In- und Ausland verbreitet wurden und in denen Deutschland die alleinige Schuld am Krieg zugewiesen wurde.<sup>269</sup> Muehlon war Direktor der Abteilung Kriegsmaterial der Firma Krupp gewesen und hatte bereits im Juli 1914 erfahren, »daß Österreich-Ungarn Aktionen gegen Serbien plane und das Deutsche Reich diese Aktionen zu unterstützen beabsichtige.«<sup>270</sup> So wie Käthe Kollwitz es in ihr Tagebuch eintrug, so werden es wohl viele Deutsche auch empfunden haben: »Die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky und der Brief von dem Dr. Muehlon schlagen mich unsagbar nieder. Das Gefühl betrogen zu sein. Wir alle betrogen.«<sup>271</sup> Die jungen Leute, zu denen auch ihr gefallener Sohn Peter gehörte, seien doch nur deshalb zu ihrem Opfer bereit gewesen, weil sie in der Überzeugung gelebt hätten,

---

<sup>267</sup> Schneider/Kuda 1968: 7

<sup>268</sup> Vgl. Röhl 1971: 39 – 64.

<sup>269</sup> Vgl. Benz 1988: 132 – 135.

<sup>270</sup> Bohnke-Kollwitz 1989: 833

<sup>271</sup> Kollwitz 1989: 359

dass sie Deutschland verteidigen müssten. Sie alle könnten – hätte dieser Betrug nicht stattgefunden – noch leben.

Die Überzeugung, betrogen worden und von den eigenen Führern in ein sinnloses Gemetzel gejagt worden zu sein, war wohl der stärkste Motor für die Entstehung einer revolutionären Stimmung im Volk. Ein Zusammengehen der protestierenden Soldaten mit den streikenden ArbeiterInnen hatte sich erstmals am 2. August 1917 abgezeichnet, als 400 Matrosen der Kriegsmarine den Dienst verweigerten und in der Bevölkerung für ihre Handlung Verständnis fanden.<sup>272</sup> Ein knappes Jahr später weigerten sich in Wismar Soldaten, auf Frauen zu schießen, die die Verteilung von Lebensmitteln erzwungen hatten.

Gemeinhin gilt die Befehlsverweigerung der Matrosen der Kriegsmarine vom 28. Oktober 1918 in Kiel als das auslösende Moment der Revolution. Glaubte der Admiralsstab immer noch, Deutschland könne diesen Krieg gewinnen, und meinten die höheren Seeoffiziere, ein „ehrentvoller Untergang“ sei besser als ein „schmachvoller Friede“, so wollte die Mannschaft sich nicht mehr in eine Schlacht gegen die englische Flotte treiben lassen, deren verlustreiches Ende nur zu offenkundig war.<sup>273</sup> Doch blieb es nicht bei der Befehlsverweigerung. Gefordert wurde die sofortige Beendigung des Krieges, die Abdankung des Hauses Hohenzollern, die Aufhebung der Belagerung der Stadt Kiel, die bereits wenige Tage nach den Aktionen der Matrosen von den Arbeiter- und Soldatenräten verwaltet wurde, die Freilassung aller politischen Gefangenen und die Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts für Frauen und Männer.<sup>274</sup> Von Kiel breitete sich das revolutionäre Geschehen über Deutschland aus, und kaum jemand konnte sich der Stimmung entziehen, die die Hoffnung auf das ganz Neue begleitete. Selbst Ricarda Huch hatte in ihrer verhaltenen Art bereits am 17. September 1918 auf die durch Streiks und Demonstrationen verursachten Unruhen und auf die reale Bedrohung für das bestehende Königtum in Bayern durchaus befürwortend geschrieben:

Der Zusammenbruch so alter Mächte hat etwas Tragisches, und es kränkte mich anfangs, daß das Tragische im allgemeinen so wenig empfunden wurde. Schließlich muß man aber einsehen, daß sie wohl nicht hätten stürzen können, wenn sie nicht schon innerlich ganz morsch gewesen wären und nicht mehr lebendig

---

<sup>272</sup> Vgl. Arendt/Scholze 1984: 106.

<sup>273</sup> Vgl. Polzin 1975: 10.

<sup>274</sup> Vgl. Polzin 1975: 13.

im Herzen des Volkes gewurzelt hätten; infolgedessen läßt der Sturz im allgemeinen kalt.<sup>275</sup>

Neben Begeisterung und zurückhaltender Zustimmung, wurden aber von Anfang an auch die Gegner der Revolution aktiv. Wer im Kampf eine Erlösung aus dem sinnlos gewordenen Dasein sah, gehörte nicht zwangsläufig auch zu denen, die sich den permanenten Krieg wünschten. Doch war die deutsche Niederlage für viele, die sich einen »Platz an der Sonne« erhofft hatten, mehr als sie vertragen konnten. Schon gar nicht mochten sie daran glauben, dass die Kräfte der deutschen Soldaten nicht ausgereicht hatten, das ganz Neue, das Bessere zu schaffen. Die Überzeugung, dass der verlorene Krieg nur eine Folge hinterhältigen Verhaltens der in der Heimat Verbliebenen sein könne, war eine Möglichkeit, wie der Erkenntnis über die eigene Ohnmacht aus dem Weg gegangen werden konnte. Als „Dolchstoßlegende“ ist diese Anschuldigung in das Repertoire der geschichtlichen Begriffe eingegangen.<sup>276</sup>

Dass Schriftstellerinnen zu einer ähnlich ablehnenden Haltung gegenüber der Revolution und der Republik kamen, dafür gibt es genug Belege, bemühte sich doch unter anderen Ina Seidel 1920 um den Nachweis, dass die Novemberrevolution nichts mit den politischen Entwicklungen Deutschlands zu tun haben könne. Ihr war die Revolution nichts anderes als eine verheerende Kraft, die wie eine Sturmflut von Westen (Frankreich) nach Osten (Russland) gezogen war und nun nach Westen zurückkehrte, wobei sie sozusagen aus geographischer Notwendigkeit Deutschland heimsuchte.<sup>277</sup>

Am deutlichsten aber äußerte Gertrud Bäumer im November 1918 in der Zeitschrift *Die Frau* ihre mit Angst und Grauen durchsetzte Verachtung für die rebellierenden Volksmassen. Mehr noch als das Chaos im Alltagsleben fürchtete sie die Gefahren für die ideellen Werte, wie sie der Krieg angeblich in den Herzen der Menschen hatte aufblühen lassen: »Heldentum, einheitlicher Wille, Opfersinn, straffe Ordnung«.<sup>278</sup> Das alles werde nun von den Massen in den Schmutz getreten. Damit aber bangte sie ganz offensichtlich um die von Männern propagierten und hochgehaltenen Werte, die gemeinhin als die Tugenden gelten, mit denen die Grenzen eines Landes geschützt und erweitert werden

<sup>275</sup> Huch 1986: 79

<sup>276</sup> Vgl. Bundeszentrale für politische Bildung 1973: 5.

<sup>277</sup> Seidel 1965 [1920]: 177

<sup>278</sup> Bäumer 1918: 69

können. Wie sehr Gertrud Bäumer, eine herausragende Gestalt der bürgerlichen Frauenbewegung, damit ihre Verachtung für ihre Geschlechtsgenossinnen zum Ausdruck brachte, lässt sich einem in Aussage und Intention ähnlichen Artikel von Hanna Hellmann entnehmen, die ein Jahr später in derselben Zeitschrift sich an Heraklits Behauptung, dass der Krieg der Vater aller Dinge sei, anlehnte und nicht den Gebärdt als schöpferisch interpretierte, sondern im Gegenteil die Vernichtung des Lebens.

Denn tatsächlich steht die Frau nach ihrer Wesensart anders zum Krieg, anders zur Macht und Gewalt als der Mann. [...] **Es entspricht ihrem Versagen auf dem Gebiet des großen Schaffens.** Denn auch das große Schaffen ist letzte Machtäußerung und ist nicht ohne Gewalt. Sich entgegenstellen – herausreißen – aufprägen – sein Selbst behaupten gegen jeden Widerstand.<sup>279</sup>

Was sich hiermit bereits andeutet, ist, dass die schreibenden und frauenbewegten Frauen, die den Krieg begeistert begrüßten oder ihn als notwendig akzeptierten, die Revolution ablehnten, nicht zuletzt, weil ihr die heldischen Tugenden fehlten. Wenn nun das Männliche beziehungsweise Heldische von den bürgerlichen Frauen gleichgesetzt wurde mit einer ordnungsschaffenden Gewalt und der Krieg ebenfalls in diesem Sinne verstanden wurde, dann mag die Frage gerechtfertigt sein, ob Revolutionen demgegenüber nicht nur als ordnungsverletzend, sondern auch als etwas Weibliches zu verstehen sind. Wer den Krieg befürwortet und die Revolution ablehnt, kann dies nicht mit seiner Abneigung gegen Gewalt begründen. Es ist vielmehr die Angst vor Unordnung, Ungesetzlichkeit, ja vor dem Chaos, was ihn oder sie treibt. Dass der Mann Gesetz und Ordnung in die ursprünglich von Frauen gestaltete Welt gebracht habe, ist keine selten anzutreffende Sichtweise, und der Verdacht liegt nahe, Revolutionen könnten damit als die Wiederkehr vergangener matriarchalischer Zeiten wahrgenommen werden. Tatsächlich finden sich für solche Behauptungen sowohl in den realen Geschehnissen der Novemberrevolution als auch in den Gedanken und Bildern über sie Bestätigungen, wie sich im weiteren Verlauf dieses Kapitels zeigen wird.

---

<sup>279</sup> Hellmann 1919: 22; Hervorhebung von mir, A. D.- H.

### 3.2 Die ganze Macht in die Hände der Frauen oder in die der arbeitenden Masse?

Aus dem schon im letzten Kapitel vorgestellten Roman *Stille und Sturm* von Berta Lask ist über die Novemberereignisse nicht viel anderes zu erfahren, als das, was sich auch in der offiziellen DDR-Geschichtsschreibung niedergeschlagen hat: die Hinhaltetaktik der SPD gegenüber den Forderungen der Arbeiter nach Enteignung des Kapitals und des Großgrundbesitzes, die „Verbrüderung“ der SPD mit den politischen Kräften, die Monarchie und Militär befürwortet und gestärkt hatten, und dass der Spartakusbund die einzige revolutionäre Kraft in Deutschland gewesen sei. Dass Berta Lask beziehungsweise *Gertrud*, wie sie im Roman heißt, der SPD ablehnend gegenüberstand und sich der genannten Gruppierung innerhalb der USPD, also dem Spartakusbund, zugehörig fühlte, wird den Lesenden wohl mitgeteilt, doch ist es unüberlesbar, dass die Autorin bemüht ist, ihre damaligen Gedanken und Handlungen hinter inhaltsleeren Sätzen zu verstecken wie dem hier zitierten: »Auf einer großen Kundgebung rief Gertrud die Frauen auf, beim Bau des neuen Staates mitzuhelfen.«<sup>280</sup> Diese Aussage erweist sich als Worthölse, da unter dem Begriff „neuer Staat“ in den ersten Wochen und Monaten vielerlei verstanden wurde: parlamentarische Demokratie, sozialistischer Staat oder Räterepublik; bürgerlich-kapitalistische oder sozialistische Wirtschaftsordnung, und selbst über die Ausgestaltung jeder dieser Möglichkeiten gab es in den Detailfragen heftige Debatten und tätliche Auseinandersetzungen. Das galt nicht weniger für die Frauenbewegung, ja selbst wenn man nur die proletarische betrachtet, die sich wie die gesamte Arbeiterbewegung in drei Strömungen aufteilte, wenngleich die Grenzen fließend waren und die Frauen zusammenarbeiteten und gemeinsame Veranstaltungen organisierten.<sup>281</sup>

Dass Berta Lask im Moskauer Exil und auch später in der DDR wenig geneigt war, ihre Aktivitäten während der Novemberrevolution eindeutig zu benennen, findet wohl nicht zuletzt eine Begründung darin, dass die angedeutete Nähe zur USPD beziehungsweise zum Spartakusbund nicht der Realität entsprach. In einem 1923 veröffentlichten Aufsatzband von der Autorin ist auch der Artikel *Die Mission der Frau* zu lesen, in dem die revolutionären Umwälzungen derart verklärt

<sup>280</sup> Lask 1974: 226

<sup>281</sup> Vgl. Arendt/Scholze 1984: 9.

werden, dass die Assoziation zum Einzug in das Tausendjährige Friedensreich, wie es in der *Offenbarung Johanni* dargestellt ist, hervorgerufen wird und die Lesenden gleichzeitig Anweisungen erhalten, von welcher Art die emotionale Befindlichkeit zu sein hat, mit der sie sich dem Neuen zu nähern haben.

Doch wer eingehen will durch das hohe Tor, das jetzt geöffnet steht, darf nicht gleichgültig und müde, nicht neugierig drängend und nicht festfreudig erwartend gehen, auch nicht willenlos gestoßen, nicht ängstlich fragend und schwankend. Sondern entschlossen, zielwollend müssen wir aufbrechen, einen Stern über uns, festen Boden unter uns.<sup>282</sup>

Durch die Gestaltungskraft der Frauen sollte eine neue Welt erstehen, nachdem die Männer das einstmals von ihnen selbst Erbaute in Trümmern gehauen hatten. Imperialismus und Männerherrschaft waren für Berta Lask am Beginn der Weimarer Republik noch Synonyme. Gefährlich sei der Weg, den Männer gingen; denn das in der Welt zu beobachtende Unglück entstamme der Zerspalteneheit des männlichen Geistes. Keineswegs aber führte sie es zu diesem Zeitpunkt auf die Widersprüche zurück, wie sie der Klassengesellschaft nach Auslegung der Marxisten inhärent sind.

Der männliche Geist, begnadet und verdammt, sich hundertfältig zu spalten und zu objektivieren, zerflatterte in seine Objektivierungen und Zerspalteneheit und fand nicht mehr zu sich zurück. Schöpferische Einheit, die vielfach ausstrahlend wieder zusammenströmt, ging verloren.<sup>283</sup>

Dem setzte sie die Fähigkeit der Frauen entgegen, eine Synthese zu schaffen. Sie sollten die Einheit des Lebensgefühls herstellen, im Kampf die Gegensätze vereinen und dabei gleichzeitig in sich selbst ruhen, auf die Wahrheit lauschen, die aus dem eigenen Inneren kam und dem misstrauen, was von außen, von den Männern an sie herangetragen würde.

Was die Parteien rechts und links von uns erwarten und fordern, soll uns nicht ablenken von unserem Ziel. Was kluge Politiker rechts und links uns als wichtigstes Gegenwartsprogramm aufnötigen wollen, soll uns nicht irreführen. Was die Menschheit von uns erwartet und fordert, wollen wir hören, den Ruf, der widerklingt in unserem eigenen Herzen, den kein anderer uns übermit-

---

<sup>282</sup> Lask 1923e: 3

<sup>283</sup> Lask 1923e: 4



teln kann, den wir selber auffangen, wenn unser Wille rein und stark genug ist.<sup>284</sup>

Es ist wohl eher der Heilige Geist, der uns aus solchen Sätzen anweht, die Aufforderung, die Welt auf dem spirituellen Wege zu verändern. Mit den ganz alltäglichen Auseinandersetzungen des politischen Kampfes hat eine solche Einstellung gar nichts zu tun. In *Stille und Sturm* aber wird der Eindruck vermittelt, als habe *Gertrud*, das alter ego Berta Lasks, auf jener Kundgebung von dem gesprochen, was die Gruppe um Karl Liebknecht – der als einziger kommunistischer Politiker im Roman positiv hervorgehoben wird<sup>285</sup> – und Rosa Luxemburg als notwendige Aktivitäten im Tagesgeschehen ansah. Das aber war zuallererst einmal die aktive Mitarbeit in den Arbeiter- und Soldatenräten, über die Schneider und Kuda schreiben:

In den Novembertagen des Jahres 1918 bildeten sich in Deutschland spontan Arbeiter- und Soldatenräte. Als Kinder der Revolution suchten sie zu erkämpfen, was die Vorkriegssozialdemokratie mit der vagen Formel »Besitzergreifung der Produktionsmittel durch die Gesellschaft« umschrieben hatte und nun nicht mehr durchsetzen mochte: ein sich selbst verwaltendes Gemeinwesen, die sozialistische Demokratie.<sup>286</sup>

Zwar sind mit diesen zwei Sätzen – ungeachtet der sprachlich missglückten Wendung von der Besitzergreifung der Produktionsmittel – die Arbeiterräte gut charakterisiert, aber es entsteht der Eindruck, als hätten sie sich aus dem Nichts entwickelt, als seien sie zur Zeit der Novemberrevolution erstmals in Erscheinung getreten. Demgegenüber aber heißt es bei Volker Arnold:

In nahezu allen Revolutionen der neueren Geschichte Europas ist die eigenartige Erscheinung nachzuweisen, daß das bisher vom Gebrauch politischer Freiheit ausgeschlossene „Volk“ räteähnliche Organisationsformen spontan konstituierte und in ihnen eine völlig neue politische Öffentlichkeit entwickelte, in der mit aller Tradition zentralistischer und bürokratischer Herrschaft über politisch Unmündige gebrochen wurde.<sup>287</sup>

Die Entscheidung für eine solche Organisationsform zeugt von der Bereitschaft und dem Willen, sich um die sozialen Belange selbst zu küm-

---

<sup>284</sup> Lask 1923e: 7

<sup>285</sup> Vgl. Lask 1974: 144.

<sup>286</sup> Schneider/Kuda 1968: 7

<sup>287</sup> Arnold 1985: 77

mern statt sie in die Hände eines anderen zu legen, der dann nur noch seinem Gewissen und der Parteidisziplin verantwortlich ist. Damit soll auch verhindert werden, dass sich an die Stelle der alten Machtelite eine neue setzt, auch wenn diese durch die Verbundenheit mit den Revoltierenden dorthin gelangt ist. Das Wissen darüber, wie schmal der Grad zwischen Machtausübung und Machtmissbrauch ist, kann als eine weitere Ursache dafür angesehen werden, dass die Delegierten der Räte immer nach unten, also ihren Wählern gegenüber verantwortlich sein sollen und dass sie jederzeit abgewählt und ersetzt werden können, sobald sie ihr Amt nicht im Sinne derer versehen, die sie delegiert haben.

Die Vorstellung, proletarische Forderungen seien durch die Aktivitäten funktionierender Räte zu erfüllen, entwickelte sich in dem kurzen Zeitraum, in dem die Pariser Commune 1870/71 entstehen und wirken konnte, bis sie von ihren Feinden blutreich zerschlagen wurde, und lebte, bevor die deutschen Arbeiter dieses politische Modell in den Alltag umsetzten, in Russland als Folge der Oktoberrevolution 1917 auf. Gemeinsam war allen diesen Versuchen das Ziel, die politische und wirtschaftliche Macht zu erobern. Die Umstrukturierung der Wirtschaft beinhaltete die Enteignung der Großunternehmen und die Überführung der Produktionsmittel in die Hände der Arbeiter, die Produktion von Gebrauchsgütern zur Bedürfnisbefriedigung aller und die Aufhebung jener Bedingungen, die zu einer Entfremdung des Menschen führen. Auf der politischen Ebene sollte der bisher existierenden bürgerlichen Ideologie eine sozialistische entgegengehalten werden und vor allem über Schulen, kulturelle Einrichtungen und die gesellschaftlichen Institutionen Verbreitung finden.

Dass dieses Modell während der deutschen Revolution Gefahr lief zu scheitern, lässt sich einmal daran ablesen, dass bereits am Nachmittag des 9. November die SPD und USPD sich als Revolutionsregierung gerichteten, um der Vorstellung entgegenzutreten, dass »die gesamte Macht [...] allein in den Händen von gewählten Vertrauensmännern der ganzen werktätigen Bevölkerung und der Soldaten liegen«<sup>288</sup> könne. So standen sich von Anfang an zwei Institutionen gegenüber, die nicht miteinander arbeiteten, sondern von der jede für sich den Anspruch erhob, die Revolution zu verteidigen.

---

<sup>288</sup> *Geschichte der Deutschen Arbeiterbewegung*, Kapitel VI, 1967: 103

Eine Frau, die die damit einhergehende Gefahr der Konterrevolution schon in den ersten Tagen des revolutionären Geschehens erkannte, war Rosa Luxemburg. Bereits am 8. November war sie von den Aufständischen aus dem Breslauer Gefängnis befreit worden, und ihre DDR-Biographen Annelies Laschitzka und Günter Radczun wurden nicht müde, Luxemburgs energiegeladenen Einsatz für die Revolution zu rühmen.<sup>289</sup> Obgleich der pädagogische Impetus des Autorenpaars unüberhörbar ist, mit dem die LeserInnen aufgefordert werden, der Führerin der Arbeiterbewegung nachzueifern, ist doch erkennbar, dass Rosa Luxemburg bis zu ihrer Ermordung am 15. Januar 1919 wohl kaum Zeit gefunden haben dürfte, ihre Kleider zu wechseln. Der vielgerühmte und oftmals beschworene Zustand des In-Sich-Ruhens, der angeblich Teil des weiblichen Wesens ist<sup>290</sup>, muss ihr, zumindest in jenen Wochen, unbekannt gewesen sein.

Es war allerdings keineswegs der Siegestaumel, der sie fortriss, sondern eher die Überzeugung, dass ihr Wissen und ihre Opferbereitschaft nötig seien, um die sozialistische Gesellschaft zu errichten. Dass die proletarische Revolution dem geschichtlichen Ablauf inhärent sei, davon war Rosa Luxemburg als Marxistin überzeugt, und auf die damaligen revolutionären Vorgänge setzte sie ihre ganze Hoffnung, wobei ihr selbst die Niederlagen nichts anderes waren als »ein Teil unserer Kraft und Zielklarheit«<sup>291</sup> auf dem Wege zum Endziel. Die Abdankung des Kaisers, die für viele der Aufbegehrenden schon ein zu bejubelnder Erfolg war, bedeutete für sie hingegen nur den Beginn einer Bewegung, die den Sozialismus zum Ziel haben musste.

Man dachte, es sei nur nötig, die alte Regierung zu stürzen, eine sozialistische Regierung an die Spitze zu stellen, dann werden Dekrete erlassen, die den Sozialismus einführen. Das war wiederum nichts als eine Illusion. Der Sozialismus wird nicht gemacht und kann nicht gemacht werden durch Dekrete, auch nicht von einer noch so ausgezeichneten sozialistischen Regierung. Der Sozialismus muß durch die Massen, durch jeden Proletarier gemacht werden. Dort, wo sie an die Kette des Kapitals geschmiedet sind, dort muß die Kette zerbrochen werden.<sup>292</sup>

---

<sup>289</sup> Vgl. Laschitzka/Radczun 1971: 445 bis Schluss.

<sup>290</sup> Vgl. dazu z.B. den 1899 veröffentlichten Aufsatz von Lou Andreas-Salomé (1987): *Die in sich ruhende Frau*.

<sup>291</sup> Luxemburg 1958e [1919]: 140ff.

<sup>292</sup> Luxemburg 1958d [1918]: 116

Die politische Übernahme des Staates erscheint nach dieser Sichtweise fast als eine Handlung von sekundärer Bedeutung. Die wirtschaftliche Eroberung wurde als die Vorbedingung angesehen, wenn die Diktatur des Proletariats, die nach marxistischem Verständnis die höchste Form der Demokratie ist, errichtet werden sollte. Da Rosa Luxemburg nicht davon ausging, dass dieses Ziel mit den demonstrierenden Arbeitermassen umstandslos zu erreichen sei – zu offensichtlich war ihr das Fehlende –, benannte sie am 18. November in der Zeitung des »Spartakusbundes«, in der seit neun Tagen existierenden *Roten Fahne*, die notwendigen Schritte, um die Kapitalherrschaft abzuschaffen und die sozialistische Gesellschaftsordnung zu verwirklichen:

- Ausbau der lokalen Arbeiter- und Soldatenräte,
- Einberufung eines Reichsparlaments der Arbeiter und Soldaten,
- Organisation des Landproletariats,
- Bildung einer proletarischen Roten Garde,
- Auflösung der Organe, die den absolutistischen militärischen Polizeistaat<sup>293</sup> repräsentieren,
- Konfiskation der dynastischen Vermögen und Besitzungen sowie des Großgrundbesitzes,<sup>294</sup>
- Anschluss an die internationale Arbeiterbewegung.

Doch die Weichen waren zu jener Zeit schon anders gestellt; denn die Regierung, aus SPD und USPD gebildet, stand mit ihrem Programm solchen Zukunftsvorstellungen nicht nur ablehnend gegenüber, sondern wusste ihre Umsetzung auch tatkräftig, das heißt mit Hilfe des Militärs, zu verhindern. Eine subtilere Methode hingegen bestand, wie Rosa Luxemburg behauptete, in der Verbreitung von Lügen, um zwischen die proletarischen Massen und den Spartakusbund, dem Luxemburg angehörte, einen Keil zu schieben. Wie schon zu Beginn des Krieges Annette Kolb die wechselseitigen Schilderungen über angebliche Grausamkeiten der einander feindlich gesonnenen Armeen als Mittel bezeichnete, um die für den Kampfgeist als nötig erachtete aggressive Stimmung anzuheizen, so wies auch Rosa Luxemburg darauf hin, dass man nun in derselben Weise die Arbeiter und Soldaten verunsichere, indem Gerüchte über die Spartakusanhänger verbreitet würden, nach denen diese bethlehemitische Kindermorde und politische Säuberungsaktionen planten.<sup>295</sup> Aber auch den Arbeitern selbst fehlten – so

<sup>293</sup> Vgl. Luxemburg 1958a [1918]: 33.

<sup>294</sup> Vgl. Luxemburg 1958a [1918]: 33.

<sup>295</sup> Vgl. Luxemburg 1958b [1918]: 38.

Luxemburg – die zielklaren Vorstellungen, hatten sie doch noch vor gar nicht langer Zeit als Soldaten revolutionäre Proletarier anderer Länder ermordet, weil sie sich hatten einreden lassen, diese seien ihre Feinde.<sup>296</sup>

Den klaren Blick für das, was möglich war und was nicht, verdankte Rosa Luxemburg dem Studium der Werke von Marx und Engels, die durch die Betrachtung der geschichtlichen Vergangenheit und die Analyse der Gegenwartsfragen zu der Ansicht gekommen waren, verbindliche Aussagen für die Zukunft machen zu können. Eine weitere Quelle der Inspiration war für Rosa Luxemburg die in Form von veröffentlichten Artikeln geführte Auseinandersetzung mit Wladimir Iljitsch Lenin, an dessen schriftlich fixierten Anschauungen über den ‚richtig geführten‘ Klassenkampf sie sich „abarbeitete“ und so zu einem eigenen Standpunkt fand. Kontroversen gab es hinsichtlich der Organisationsfragen der russischen Sozialdemokratie und der Vorstellungen, welcher Disziplin der für den Sozialismus erzogene Mensch bedürfe.

Vom 30. Juli bis zum 23. August 1903 hatte in Brüssel und London der II. Parteitag der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands (SDAPR) stattgefunden, auf dem Lenin sich zu den Organisationsfragen seiner Partei geäußert hatte und dem Zentralkomitee weitreichende Befugnisse einräumen wollte. Gegen diesen »rücksichtslosen Zentralismus« wandte sich Rosa Luxemburg und schilderte detailliert, wie die Umsetzung einer solchen Forderung sich auf den Tageskampf der Parteiarbeit auswirken würde:

Es genügt zu bemerken, daß zum Beispiel das Zentralkomitee nach dieser Auffassung die Befugnis hat, alle Teilkomitees der Partei zu organisieren, also auch die persönliche Zusammensetzung jeder einzelnen russischen Lokalorganisation von Genf und Lüttich bis Tomsk und Irkutsk zu bestimmen, ihr ein selbstgefertigtes Lokalstatut zu geben, sie durch einen Machtanspruch ganz aufzulösen und von neuem zu erschaffen und schließlich auf diese Weise indirekt auch die Zusammensetzung der höchsten Parteinstanz, des Parteitags, zu beeinflussen. Danach erscheint das Zentralkomitee als der eigentliche aktive Kern der Partei, alle übrigen Organisationen lediglich als seine ausführenden Werkzeuge.<sup>297</sup>

Da sich aber, wie Luxemburg schrieb, die revolutionären Aufgaben erst während eines dialektischen Prozesses aus dem proletarischen

<sup>296</sup> Vgl. Luxemburg 1958a u. c [1918]: 35 u. 52f.

<sup>297</sup> Luxemburg 1974 [1903/04]: 425f.

Kampf ergeben, entspricht ein solcher Zentralismus nicht den Erfordernissen dieses Kampfes, da seine einzelnen Aktionen nicht in jedem Fall das Ergebnis der Parteibeschlüsse sind, sondern sich auch aus den Geschehnissen „vor Ort“ spontan ergeben und dann wiederum dazu zwingen, die Beschlüsse zu modifizieren. Zentralismus aber würde diesen Prozess und seinen schöpferischen Geist verhindern statt ihn zu befruchten.

Im Zusammenhang mit den Fragen der organisatorischen Regelung nahm Rosa Luxemburg auch Lenins Bemerkung nicht unwidersprochen hin, in den Fabriken werde das Proletariat zur Disziplin erzogen und reife auf diese Weise zur Fähigkeit heran, sich seine Organisation zu schaffen. Das Reglement in den Fabriken, das sich nach ihrer Ansicht nicht von dem in den Kasernen und im bürokratischen Apparat des kapitalistischen Staates unterschied, führe ausschließlich zu Kadavergehorsam, zur Unterordnung unter die Gesetze der Bourgeoisie, keineswegs aber zur freiwilligen Selbstdisziplin, wie sie zur Errichtung einer Arbeiterorganisation nötig sei. Im Gegenteil, wenn die Partei gerade diese Art der Disziplin als ihre eigene nutzen wolle, treibe sie alle jene, die mit den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen unzufrieden seien und die deshalb einen Platz in der Partei finden müssten, den Organisationen der Bourgeoisie zu. Die letzten beiden Sätze ihres Artikels zeugen von ihrer eigenen Lebendigkeit, die jedem Zentralismus entgegensteht, und ihrem unerschütterlichen Vertrauen, dass die Arbeiterklasse in ihren Aktionen nicht fehl gehen könne:

Der kühne Akrobat [Lenin, A. D.-H.] übersieht dabei, daß das einzige Subjekt, dem jetzt diese Rolle des Lenkers zugefallen, das Massen-Ich der Arbeiterklasse ist, das sich partout darauf versteift, eigene Fehler machen und selbst historische Dialektik lernen zu dürfen. Und schließlich sagen wir doch unter uns offen heraus: Fehlritte, die eine wirklich revolutionäre Arbeiterbewegung begeht, sind geschichtlich unermesslich fruchtbarer und wertvoller als die Unfehlbarkeit des allerbesten „Zentralkomitees“.<sup>298</sup>

Zu dem erarbeiteten Standpunkt gehörte auch die Überzeugung, sie wüsste, wo der Weg für die Arbeiterklasse lang zu gehen habe. Am 3. Dezember 1918 schrieb Rosa Luxemburg in der *Roten Fahne*:

Wir haben daher gegen die Erregung und das wilde Pathos der Massen nichts gesagt: auch dann nicht, als in jener ersten Vollsitzen der Arbeiter- und Soldatenräte im Zirkus Busch sich all die

<sup>298</sup> Luxemburg 1974 [1903/04]: 444

Erregung gegen uns wandte, als die Soldaten das Gewehr auf den Genossen Liebknecht anlegten. Wir bekämpften die, deren schäbige Demagogie den himmelstürmenden Willen der Massen in falsche Bahnen lenkte; wir versuchten und versuchen, den Massen die klare Erkenntnis ihrer Lage und ihrer Ziele zu geben, ihnen aber all ihre Begeisterung und ihren Sturm und Drang zu lassen für die gewaltigen Aufgaben, die sie lösen sollen.<sup>299</sup>

Die hier vorgebrachten Worte sind die einer Erziehenden, die über die Gedanken, Gefühle und Handlungen anderer Menschen gleichermaßen herrschen will, auf dass der Erzogene ‚zu seinem eigenen Besten‘ den richtigen Weg finde. Mit den Spartakusanhängern beziehungsweise den Mitgliedern der Kommunistischen Partei<sup>300</sup> teilte Rosa Luxemburg die Ansicht, dass sie dem Proletariat gegenüber ein Erziehungsrecht hatten, das sich aus ihrer Stellung als Avantgarde der Arbeiterklasse ergab, die wiederum aus ihrer langjährigen Klassenkampferfahrung und der theoretischen Reflexion hierüber resultierte. So unangenehm und fragwürdig ein solches Vorgehen auch anmuten mag, eine ‚Erfindung‘ der Kommunisten ist eine solche Vorstellung nicht. Sie steht ganz in der Tradition der Aufklärung, wie allein schon der Titel *Die Erziehung des Menschengeschlechts* von Gotthold Ephraim Lessing zeigt, mehr aber noch die Intention, die aus den Schriften jener Zeit herauszulesen ist: Gebrauche deine Vernunft, um dich aus selbstverschuldeter Unmündigkeit und Unterdrückung zu lösen.

Dass die Idee, die Massen müssten durch die Kommunistische Partei erzogen werden, nicht zur Diktatur des Proletariats, sondern zur Diktatur eines (inhumanen) bürokratischen Apparates geführt hat, dessen Ausführende vor den Massen nicht weniger Angst hatten als die Mächtigen im bürgerlichen oder feudalen Staat, haben die zeitgeschichtlichen Ereignisse in der Sowjetunion und den Ostblockstaaten zur Genüge bewiesen. Es wäre aber in diesem Zusammenhang falsch, gerade Rosa Luxemburg als eine geistige Wegbereiterin für die Entwicklung der These ›Die Partei hat immer recht‹ zu betrachten. So wie sie für sich in Anspruch nahm, die Massen zu belehren und zu erziehen, so verstand sie sich umgekehrt als eine Lernende, wie Raya Dunayevskaya in ihrer Schrift über *Rosa Luxemburg* hervorhob:

<sup>299</sup> Luxemburg 1958c [1918]: 50

<sup>300</sup> Vom 29. - 31. Dezember 1918 fand in Berlin der Gründungsparteitag der KPD (Kommunistische Partei Deutschlands) statt, nachdem sich der Spartakusbund von der USPD (Unabhängige Sozialistische Partei Deutschlands) getrennt hatte.

Die »Spartakuswoche«, die mit der Besetzung des Vorwärts-Hauses begann, war ein spontaner Ausbruch von unten, dem sich Luxemburg, obwohl sie ihn für schlecht terminiert und vorbereitet hielt, gleichwohl rückhaltlos anschloß. Sie wollte die Bewegung der Massen nicht preisgeben; sie zeigten den Weg.<sup>301</sup>

Luxemburg selbst schrieb dazu:

Die Führung hat versagt. Aber die Führung kann und muss von den Massen und aus den Massen heraus neu geschaffen werden. Die Massen sind das Entscheidende, sie sind der Fels, auf dem der Endsieg der Revolution errichtet wird.<sup>302</sup>

Die für das gegenseitige Lernen notwendige Öffnung der eigenen sexuellen Begrenzungen, die Fähigkeit, mit dem anderen im emotionalen und gedanklichen Austausch zu bleiben, ist ein Attribut weiblicher Existenz, ein unabdingbarer Wesensteil der Mutterschaft<sup>303</sup>, der nach Brigitte Nöllekes Abhandlung über die Denkstrukturen von Frauen diese nötigt und befähigt, *in alle Richtungen zugleich*<sup>304</sup> zu denken und eben auch zu fühlen. Dass diese spezifische weibliche Seite auch in den Schriften Rosa Luxemburgs, beispielsweise in der Kolonialfrage, zum Tragen kam, darauf hat Christel Neusüß hingewiesen.<sup>305</sup> Wenn Marx und Engels schrieben, dass sich die Kapitalisten um ihrer Profite willen über den ganzen Erdball ausbreiteten und nicht davor zurückschreckten, hierbei ‚über Leichen zu gehen‘, so wurde dieses gewaltsame Vorgehen von ihnen distanziert betrachtet und als ein Akt verstanden, der die These vom historischen und dialektischen Materialismus bestätigte. Die weltweite Verbreitung der kapitalistischen Produktionsweise diente zur Akkumulation des Kapitals, zur Vervollkommnung der Produktionsmittel und zur »Konzentration der Produktion und Monopole«.<sup>306</sup> Diese Entwicklung wurde als die Voraussetzung dafür angesehen, dass die Arbeiterklasse die wirtschaftliche und politische Macht übernehmen konnte. Die Millionen von Menschen jedoch, die währenddessen physisch und psychisch vernichtet wurden, sind auch nach der sozialistischen Weltanschauung nichts anderes als unterentwickelte Völker,

<sup>301</sup> Dunayevskaya 1998: 83

<sup>302</sup> Luxemburg 1958e [1919]: 142

<sup>303</sup> Vgl. dazu z.B. die über Jahre hinweg durchgeführten Beobachtungen von Müttern und Kindern in Alltagssituationen, die die Psychoanalytikerin Margaret S. Mahler beschrieb und auswertete. (Mahler 1984)

<sup>304</sup> Nölleke 1985: gleichzeitig Titel des Buches.

<sup>305</sup> Vgl. Neusüß 1985: 285 – 340.

<sup>306</sup> Lenin 1970 [1917]: 776



deren Existenz den historisch vorgezeichneten Weg der Arbeiterklasse blockiert. Zu diesem Thema schreibt Christel Neusüß, sich auf die schriftlichen Äußerungen Friedrich Engels zur Indienfrage beziehend, in durchaus polemischer Absicht:

Was die Engländer in Indien gemacht hätten, das sei zwar alles erschreckend brutal und zerstörerisch, aber, und jetzt kommt eine Marxsche Kopfbeuge, vorher sei es dort auch nicht so human gewesen, und die Eisenbahnen würden mit naturgesetzlich-historischer Notwendigkeit Zivilisation und Fortschritt dem irgendwann dann doch beglückten indischen Volk bringen. Die Argumentation mit der »List der Vernunft« ist eine beliebte kopfgymnastische Übung. Eine Brutalität, die sich nicht irgendwann einmal als geschichtsnotwendig, produktiv, zivilisierend auswirke, dergleichen fände sich nicht in der Menschheitsgeschichte. Die Opfer sollten sich beruhigen, sie haben etwas für den Menschheitsfortschritt getan. Die indischen Weber, die verhungert sind wegen der englischen Gewaltkonkurrenz und deren Knochen die indischen Ebenen bleichen, wie der Genosse Marx sich ausdrückt, haben sich mit ihrem Verhungern großartige historische Verdienste erworben. Nur schade drum, dass sie das nicht wußten, als sie nur noch Haut und Knochen waren, sonst wären sie vielleicht noch beseligten Blickes ins Jenseits gegangen. Sie waren halt leider Analphabeten, haben die bürgerliche Geschichtsphilosophie und den Marxismus-Leninismus nicht studiert.<sup>307</sup>

Seine Mitmenschen aber nicht mehr als solche zu erkennen, sondern sie ausschließlich als Vertreter einer gesellschaftlichen Klasse zu sehen oder gar als Manövriermasse beim Verfolgen materieller oder ideeller Ziele, muss auch aus marxistischer Sicht als ein sicheres Zeichen für Entfremdung gewertet werden. Dass in den Menschen, die in den Kolonialkämpfen ermordet wurden oder deren Kultur zerstört wurde, Rosa Luxemburg ihresgleichen sah, deren Schmerzen und Verzweiflung sie empathisch nachempfinden konnte, weist sie gerade als eine Frau aus, deren Grenzen jene schon erwähnte Durchlässigkeit besaßen<sup>308</sup>. Es war Lenin selbst, der daraufhin seine Mitstreiterin für den Sozialismus rügte: »Die Beschreibung der Qualen der Neger in Südafrika ist schreiend, grell und sinnlos. Vor allem ist sie unmarxistisch«<sup>309</sup>.

<sup>307</sup> Neusüß 1985: 287

<sup>308</sup> Vgl. dazu bes. in Luxemburgs Schrift *Die Akkumulation des Kapitals* im III. Abschnitt die Kapitel *Der Kampf gegen die Naturalwirtschaft*, *Die Einführung der Warenwirtschaft*, *Der Kampf gegen die Bauernwirtschaft* und *Die internationale Anleihe*.

<sup>309</sup> Zit. n. Neusüß 1985: 290

Die Lebendigkeit ihrer Empfindungen und das Vertrauen, dass aus den „chaotischen“ Strukturen der in Bewegung geratenen Massen die sozialistische Ordnung wachse, lässt Rosa Luxemburg auch heute noch, obgleich sie sich nicht dezidiert der Probleme der Proletarierinnen annahm, zur Orientierungsfigur der Frauenbewegten werden.

Bei Berta Lask ist von den Auseinandersetzungen um die Frage Arbeiterräte oder Nationalversammlung nichts zu lesen. Unerwähnt bleibt in *Stille und Sturm* auch Rosa Luxemburg, der sie während ihrer politischen Tätigkeit in Berlin begegnet sein muss. Das verwundert um so mehr, als die Autorin damit eine Chance bei der literarischen Gestaltung ihres Romans vertan hat. Stand sie der bekannten Führerin der bürgerlichen Frauenbewegung, Helene Lange, halb bewundernd, halb ablehnend gegenüber, so hätte sie mit dem „Auftritt“ Rosa Luxemburgs eine Führerin darstellen können, die das Emanzipationsstreben der Frauen bejahte, aber gleichzeitig nach der Emanzipation der ganzen Menschheit rief. Dass sie die Wortführerin der radikalen Linken durchaus in diesem Licht sah, zeigt ihr Gedicht *Blumenwunder* von 1920, dem sie die Worte »Rosa Luxemburg zum Gedächtnis«<sup>310</sup> voranstellte. Geschildert wird der Gang der inhaftierten *Rosa Luxemburg* über den Gefängnishof, der sich ihr in seiner Trostlosigkeit als Projektionsfläche anbietet für die Bilder von einer Welt der Ausbeutung und des Klassenkampfes. Doch aus all dem Grau entsteht ein Symbol der Reinheit und Unschuld, wächst eine weiße Blume empor, deren Anblick die Gefangene mit Hoffnung und Lebensfreude erfüllt und ihr eine Ahnung von jener fernen Welt vermittelt, in der die Menschheit von ihrem Leiden befreit sein wird und zu einer kosmischen Einheit mit Erde und Himmel verschmilzt. Aber es ist auch eine erweiterte Interpretation möglich. Danach wären alle Menschen, solange sie unter Ausbeutung und Entfremdung leben müssen, Gefangene, und die ganze Welt wäre, so betrachtet, ein großes Gefängnis. Ein Grund zur Resignation aber wäre dies solange nicht, wie, der Grausamkeit zum Trotz, aus all dem Elend eine reine, unschuldige, aber auch wissende Führerpersönlichkeit, wie eben *Rosa Luxemburg*, hervorwachse.

Kann man sich unschwer vorstellen, dass Berta Lask im täglichen Kampf um die Verwirklichung dessen, was in der stalinistischen Ära als Sozialismus bezeichnet wurde, sich distanzieren wollte von der Verwendung religiös anmutender Bilder in Verbindung mit ihren Zu-

---

<sup>310</sup> Lask 1921: 32

kunftshoffnungen, so hätte doch die Verehrung Rosa Luxemburgs von dieser Entscheidung unberührt bleiben können. Die Erklärung dafür, dass sie es nicht blieb, findet sich wiederum, wie schon bei Lasks Ansichten über die deutschen Pazifisten, im Zeitpunkt der Romanniederschrift. Die Bekundung, dass eine namhafte Agitatorin und Wortführerin der linken Bewegung die Macht in den Händen der Massen hatte sehen wollen, konnte zur Zeit Stalins, in der die Macht der Sowjets längst zugunsten der Kommunistischen Partei verschoben worden war<sup>311</sup>, nicht genehm sein. Auch hatte sich die KPD bereits während der Weimarer Republik von den Ideen ihres Gründungsmitglieds distanziert<sup>312</sup>, und es kann nicht bezweifelt werden, dass der Gedanke an die Macht der Räte sowohl bei der Machtelite der Sowjetunion und den Funktionären der Kommunistischen Partei Deutschlands als auch bei den Politikern der Weimarer Republik, die auf eine parlamentarische Entwicklung hofften, gleichermaßen unbeliebt war.

Der gegen Berta Lask nach der Lektüre ihres autobiografischen Romans *Stille und Sturm* erhobene Vorwurf, in ihren Aussagen nicht konkret geworden zu sein, kann für ihre Aufsätze, die 1923 veröffentlicht wurden, nur zum Teil gelten. Obgleich sich die Autorin, wie schon eingangs erwähnt, in dem Sinne einer abgehobenen Sprache bediente, dass sie die Lesenden mit sich gemeinsam in höhere Gefilde führt, um von dort emphatisch, aber auch dissoziiert auf das alltägliche Geschehen zu blicken, wird das Geforderte dann kenntlich, wenn die Sätze inhaltlich klarer formuliert sind oder wenn das Gemeinte – fast wie aus Versehen – eindeutig benannt wird.

In der vorliegenden Aufsatzsammlung *Unsere Aufgabe an der Menschheit* gibt es nur einen Beitrag, der verbindlich datiert ist, eine Rede mit dem Titel *Vom Wesen der Gewalt*, die Berta Lask im Mai 1919 in der Berliner Stadthalle hielt. Beispiele für die alltägliche Gewalt auf den Straßen gab die Rednerin nicht, und auch die Fragen, wie sie Attentate und politische Morde mit sich bringen, boten sich ihr nicht als Grundlage an, auf der sie ihr Modell des Kampfes gegen die Gewalt hätte ausbreiten können.

Während die Vertreter der Parteien sich im Reichstag oder in anderen Gremien in mehr oder weniger gemäßigtem Ton beschimpften, von den Schlachtfeldern Heimgekehrte den Krieg in die junge Republik

---

<sup>311</sup> Vgl. Abendroth 1973: 103f.

<sup>312</sup> Vgl. Bierl 1993: 8 – 11.

trugen und Menschen ermordeten, die nicht in ihr politisches Weltbild passten, ließen die Menschen, die ihre Meinung nur auf der Straße meinten äußern zu können, ihrem Unmut lautstark und oftmals mittels tätlicher Angriffe freien Lauf. Beispielhaft soll hier der Vorfall beschrieben werden, der den preußischen Kultusminister Adolf Hoffmann betraf, der Ende 1918 als Vertreter der USPD zwei Monate dieses Amt innehatte.

Am 4.1.1919 schrieb die *Kölnische Volkszeitung* über eine Zentrumskundgebung mit 60 000 Teilnehmern in Berlin, auf der der evangelische Pfarrer Haecker zur gemeinsamen Aktion gegen das »freche und wahnsinnige Heidentum Adolf Hoffmanns« aufrief. Das »wahnsinnige Heidentum« hatte darin seinen Ausdruck gefunden, dass Hoffmann am 27. November 1918 einen Erlass herausgegeben hatte, in dem es unter anderem hieß »Die geistliche Ortsschulaufsicht in Preußen ist von heute ab aufgehoben«<sup>313</sup>, was auch die Aufhebung des Religionsunterrichts in den Schulen mit sich brachte.<sup>314</sup> Nach dem Aufruf Haeckers formierte sich ein Zug mit etwa 60 000 Teilnehmern, der zum Kultusministerium zog.

Dort entstand nun ein unausgesetztes Rufen nach Hoffmann [...] Da erscholl [...] plötzlich der Ruf: »Holen wir Hoffmann herunter! Runter muß der Kerl!«

Auf diese Aufforderung hin eilte eine größere Anzahl von Personen über die Mittelwege der Linden nach dem Kultusministerium und erzwang sich dort den Eingang. In einigen Sekunden war das Kultusministerium von Tausenden umlagert, die eine drohende Haltung gegen Hoffmann einnahmen. Die Eindringlichen kehrten aber zurück mit der Meldung, daß Hoffmann nirgends zu finden sei. Die Mitteilung wurde mit hundertfältigem Rufen »Feigling!« quittiert [...].<sup>315</sup>

Vorgänge dieser Art gehörten in der Zeit der Weimarer Republik wohl zu den sichtbarsten Formen der Gewalt, nicht nur, weil sie oft genug mit allen Sinnen erfahren werden konnten, sondern auch, weil durch ihre öffentliche Verurteilung von Seiten der angegriffenen Partei und der mit ihr jeweils verbundenen Presse verstärkt das Augenmerk auf sie gerichtet wurde. Für Berta Lask aber war diese Art der Gewalt nur eine Variante, der sie die Gewalt Erwachsener über Kinder, die Gewalt

<sup>313</sup> Zit. n. Michael/Schepp 1974: 75.

<sup>314</sup> Vgl. *Deutsche Biographische Enzyklopädie* 1997: 113.

<sup>315</sup> Zit. n. Ritter/Miller 1983: 307f.

der Männer gegen die Frauen, der Besitzenden über Besitzlose, der Starken über Schwächere und die der Großmächte über kleinere Staaten zur Seite stellte, und dem Krieg gab sie eine nicht weit verbreitete Deutung: »Das ganze Wirtschaftsleben ist Krieg. Das organisierte Töten großer, verbundener Massen ist nur ein Glied in einer Kette geistig, seelisch, körperlicher Geschehnisse und Beziehungen.«<sup>316</sup>

Jeder Mensch, so erläuterte sie verallgemeinernd, habe schon irgendwann und irgendwie dem Götzen Gewalt gedient. Doch alle die, die nicht rettungslos den Dunst der Gewalt einatmeten, hörten in sich den Ruf nach Gerechtigkeit, nach einer Ordnung, die von Liebe getragen sei. Das aber führe oft nicht zur Gewaltlosigkeit, sondern zu der Überzeugung, noch einmal eine große Schlacht schlagen zu müssen. Diese solle dann aber wirklich die letzte sein, weil in ihr alle Anhänger der Gewalt vernichtet würden und somit der Weg frei wäre, um die Welt zu einem Ort des Friedens und der Gerechtigkeit erblühen zu lassen. Einer solchen Vision jedoch setzte die Rednerin 1919 warnende Worte entgegen:

Wer sich nicht ganz von Gewalt abwendet, wer irgendwelche Zugeständnisse macht, dessen Füße schreiten immer weiter auf dem Boden der Gewalt und dessen Hände müssen wider Willen nach den Waffen greifen. [...] Diesem Trugschluß[, daß die letzte Schlacht zum endgültigen Sieg der Guten und Gewaltlosen führe, A. D.-H.] sind die Völker, die Staaten wie die politischen Parteien rechts und links verfallen, so auch die Anhänger der gewalttätigen Diktatur des Proletariats.<sup>317</sup>

Gerade die Schichten ohne Macht und Besitz müssten sich davor hüten, gewaltsam eine Welt der Gewaltlosigkeit errichten zu wollen, da sie während dieser Aktionen selbst verrohten und deshalb keine bessere Form des Gemeinschaftslebens herbeiführen könnten. Von daher lehnte Lask auch vehement und ausdrücklich Lenins Weg ab. Einen »kriegerische[n] Feldmarschall des Himmelreichs von dieser Welt«<sup>318</sup> nannte sie ihn, der den seltenen Mut besitze, eine Idee verwirklichen zu wollen. Aber er versuche, das Reich Gottes auf Erden mit Gewalt zu errichten, und da müsse gefragt werden: »Kann ein Mensch, der das neue Reich gründen will, mit den alten Mitteln der Gewalt den wahren

---

<sup>316</sup> Lask 1923a: 48

<sup>317</sup> Lask 1923b: 39

<sup>318</sup> Lask 1923b: 40

Glauben an das kommende Reich haben und den reinen Willen zu seiner reinen Gestalt?«<sup>319</sup>

Nach dem bisher Ausgeführten konnte eine Antwort nur negativ ausfallen. Schon auf jeder Etappe des Weges in das verheißene Zukunftsreich müsste sein Glanz erkennbar sein. Vor allem an die jungen und heranwachsenden Frauen appellierte Berta Lask, das Reich der Gewaltlosigkeit ohne Gewalt zu errichten, da es der Frau von Natur aus leichter falle, auf ein gewaltsames Vorgehen zu verzichten und das menschliche Leben zu achten, das sie doch selbst hervorbringe.

Es bedarf keiner allzu gründlichen Kenntnisse der marxistischen und leninistischen Theorien, um vorauszusehen, dass Berta Lask sich mit ihren Vorstellungen von Gewalt einer heftigen Kritik von kommunistischer Seite ausgesetzt sah. Sie selbst weist schon in ihrer Rede darauf hin, dass die Linken sie mit der Lehre vom Klassenkampf und den Gesetzen der materialistischen Geschichtsauffassung zurechtweisen würden; denn nach denen heißt es unumwunden, dass die Geschichte der Menschheit gleichzusetzen ist mit der Geschichte des Klassenkampfes und des Fortschrittes.<sup>320</sup>

Eine solche Kritik müsste hier nicht weiter interessieren, wenn es nicht gerade die KPD gewesen wäre, in der Berta Lask ihre ‚politische Heimat‘ fand. Hierauf ist es wohl zurückzuführen, dass sie 1922 eine Nachschrift zu eben dieser Rede verfasste, in der sie ihre Einstellung zur Frage der Gewalt revidierte. Immer noch hielt sie Gewalt für das »absolut zerstörende Prinzip«<sup>321</sup>, aber die Hoffnung, in einer Welt der Gewalt selbst gewaltlos leben und handeln zu können, wenn man gleichzeitig die Ungerechtigkeit aus ihr vertreiben wollte, hielt sie von nun ab für eine Illusion. Mehr noch: Eine solche Haltung erschien ihr als Unrecht; denn

solange die ganze Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung auf Gewalt gegründet ist, kann sich der Einzelne [...] der Gewaltordnung nicht völlig entziehen. Er hat mit teil an dem Bösen, das geschieht; er lebt mit unter dem Fluch. [...] Ausbeutung ist Gewalt. Wer sich ihr nicht widersetzt, nimmt teil an der Gewalt.<sup>322</sup>

---

<sup>319</sup> Lask 1923b: 40

<sup>320</sup> Vgl. beispielsweise Marx/Engels 1974.

<sup>321</sup> Lask 1923b: 45

<sup>322</sup> Lask 1923b: 46

Ob sie sich den Argumenten der Kommunistischen Partei gebeugt hat oder ob sie diese tatsächlich als richtig einsehen lernte, wird wohl kaum noch zu klären sein, da es Berta Lask, wie schon ausgeführt, selbst vorzog, ihre politische Entwicklung so darzustellen, dass sie mit den vorgegebenen stalinistischen Dogmen übereinstimmte. Es spricht aber einiges dafür, dass der 1922 öffentlich bekundete Sinneswandel von ihr selbst durchlebt wurde; denn bereits zum Zeitpunkt ihrer Rede gab es zwischen ihr und der kommunistischen Ansicht keine Differenzen darüber, was als Gewalt zu klassifizieren sei.

Wenn auch in den marxistischen und leninistischen Schriften und in den Verlautbarungen der kommunistischen Parteien der bewaffnete Kampf der unterdrückten Klasse befürwortet und propagiert wird, so werden die damit verbundenen gewalttätigen Handlungen doch keineswegs als Angriff, sondern immer als Gegenwehr verstanden. Gewehrt wird sich gegen die Gewalt der Ausbeutung und der mit ihr einhergehenden Folgen wie Armut, gesundheitliche Schädigung, verminderte Bildungschancen und emotionale Verkrüppelung. Dass es sich hierbei um eine Art primärer Gewalt handele, darin stimmte Berta Lask auch schon während ihrer Rede in der Berliner Stadthalle mit den Kommunisten überein, und deshalb forderte sie von den Frauen auch mehr, als dass sie ihre Männer nur daran hindern sollten, zur Waffe zu greifen und selbst darauf zu verzichten, gewalttätig zu werden, sondern sie sollten vor allem dahin wirken,

daß der Mensch nicht mehr als Zahl in den Kontobüchern des Staates und der Volkswirtschaft steht, als Zahl, die nach Belieben umgestellt und ausgelöscht werden kann, damit die unmenschlichen Rechenexempel der Heerführer und der Statistiker aller Art aufgehen.<sup>323</sup>

Von dieser Nahtstelle aus, an der sie sich mit den Kommunisten in der Frage der Gewalt treffen konnte, gelangte sie dann wohl zu der Einsicht, ohne gewaltsame Gegenwehr sei die Welt nicht zu bessern. In ihrem 1925 erschienenen Jugendbuch *Auf dem Flügelpferde durch die Zeiten*, in dem sie den 15-jährigen *Arbeiterjungen Karl* durch die historischen Epochen des Klassenkampfes reisen lässt, bringt sie ihre gewandelte Einstellung zur Frage der Gewalt sehr dezidiert auf den Punkt, indem sie sie einem *Holzfäller* aus der Zeit der Bauernkriege in den Mund legt:

---

<sup>323</sup> Lask 1923b: 43

„Die Herren sind immer grausam und ohne Erbarmen, wenn ihre Knechte gegen sie aufstehen. Wir wollen nicht grausam und blutdürstig sein wie die Herren, denn wir wollen das Gottesreich auf Erden gründen. Aber wo den Menschen das Blut ausgesogen wird, alle Tage und alle Stunden, da kommt's auf einen Beilschlag und auf ein brennendes Gutshaus nicht an. Wir wollen den blutigen Herrengeist ausrotten. Dazu müssen wir den Herren ihre Macht und Gewalt nehmen und zunichte machen ihre steinernen Burgen, ihre Waffen und ihr Gold, womit sie das Volk fesseln und schinden.“<sup>324</sup>

Bis dahin aber, bevor sie sich parteipolitisch band, träumte Berta Lask von der Entstehung einer neuen Welt durch die Kraft der Frauen. Immer mussten die Frauen daran denken, dass sie mitverantwortlich seien für das Gesicht, das die Menschheit trage, und erst »wenn das Menschengesicht der Frau der Menschheit glühend eingebrannt [sei], unveränderbar, unauslöschbar, dann [erst sei] die Mission [der] ersten großen Frauenbewegung zu Ende«.<sup>325</sup> Deshalb müsse Frauenbewegung mehr im Sinn haben als den Sieg der Stimmrechtlerinnen, den Kampf um Demokratie, die Vernichtung von Kapitalismus und Imperialismus, sondern die ganze männliche Kultur müsse zerfallen, weil sie überholt und nicht mehr zeitgemäß sei. Mit dem Entwurf einer solchen Rangfolge aber, nach der das Stimmrecht auf der Skala dessen, was erreicht werden muss, von ihr am unteren Ende eingruppiert wurde und die Überwindung der Klassengesellschaft nur einen zweitrangigen Platz einnahm, hatte sie nach marxistischer Vorstellung den Haupt- und Nebenwiderspruch verwechselt. Nicht die Herrschaft der Männer über die Frauen ist danach das Grundübel, sondern die Herrschaft derer, die im Besitz der Produktionsmittel sind und auf diesem Wege ihre Macht ausüben. Sei dieses Verhältnis einmal geändert, so sei auch die Frau aus ihrer Unterdrückung befreit.<sup>326</sup>

Bis etwa 1922 sah Berta Lask diesen Sachverhalt anders. Eine neue Erziehung der Mädchen forderte sie deshalb, in der diese zu Menschinnen herangebildet würden, bei denen ihnen keine menschliche Entwicklungsmöglichkeit verschlossen und kein Weg zu ihren Zielen versperrt bliebe. Die Beseitigung des kapitalistischen Geistes und die vollständige Umgestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse erschienen ihr dabei wohl als unerlässliche Voraussetzung, doch beurteilte sie

<sup>324</sup> Lask 1983 [1925]: 59

<sup>325</sup> Lask 1923c: 20

<sup>326</sup> Vgl. dazu exemplarisch Zetkin 1973b [1918]: passim.



auch den modernen Sozialismus, wie sie ihn nannte, als noch vom Geist und Willen des Mannes, von seiner Gewalt, wie in den Jahrtausenden davor, durchdrungen. So appellierte sie immer wieder an die Frauen, Mut zu sich selbst zu haben und sich taub zu stellen gegen den Lockruf politischer Machthaber. Romantisch und enthusiastisch zugleich rief sie den Frauen in ihrer verklärend wirkenden Sprache, die so wenig Hilfreiches transportierte, zu, dass sie »sich einmal lösen [müssten] von allem Fremden, das sie [binde und forme, dass sie] in furchtbarster Einsamkeit in ihre eigenen Tiefen hinabsteigen, in ihren eigenen Abgrund stürzen, [mit Lebensgefahr zusammenstürzen müssten], ohne zu fragen, ob Wiederemportauchen möglich sei.«<sup>327</sup>

### 3.3 »Mir gefiel diese Atmosphäre von Gewalt und Unordnung«

Das mangelnde Vertrauen der Arbeiter in die eigene Fähigkeit, einen Staat zu regieren – wie es am Beispiel der Entscheidung des Rätekongresses deutlich wird, als er im Dezember 1918 für die parlamentarische Demokratie und gegen eine Republik der Arbeiterräte stimmte –, kann auch als Beweis dafür genommen werden, dass der Einfluss der Spartakusgruppe nur gering war. Doch es lässt sich nicht von der Hand weisen, dass nicht wenige der herausragenden Persönlichkeiten der Revolution gleichzeitig dieser Gruppe angehörten, jedenfalls dann, wenn man sein Augenmerk auf den Norden Deutschlands richtet. Denn erlaubt man es sich, Differenzierungen außer Acht zu lassen, wie es aus deskriptiven Gründen manchmal nötig ist, so kann gesagt werden, dass die Berliner Kämpfe unter dem ideologischen Einfluss des Marxismus-Leninismus standen, während in München der Gedanke, dass eine Umgestaltung der Gesellschaft notwendig sei, einerseits aus den Schriften Immanuel Kants abgeleitet wurde und andererseits in dem Sinne expressionistisch und urchristlich gefärbt war, als man sich die neue Zeit »von der Liebeskraft des menschlichen Herzens erhofft[e], vom Einzel-Ich, aus dessen Wandlung die ersehnte Gemeinschaft erstehen werde«.<sup>328</sup>

Fast sechzig Jahre nach dem Ende der Münchner Räterepublik brachte Claire Goll ihre ganze Verachtung für diese romantischen Hoffnungen,

<sup>327</sup> Lask 1923d: 12

<sup>328</sup> Rothe 1997: 38

mit denen sich die Namen Kurt Eisner und Ernst Toller verbinden, zum Ausdruck:

Bei meiner Ankunft in München fand ich bereits die Republik und das Chaos vor. Kurt Eisner, ein Journalist und kommunistischer Heilsprediger mit leuchtenden Augen hinter dem Kneifer hatte die erste Regierung der Republik Bayern ausgerufen. Der Bierlokaltheoretiker Eisner, von dem Dichter Ernst Toller unterstützt, organisierte seine Ministerräte wie Stammtischrunden. Während ihrer Debatten kamen unaufhörlich Abgeordnete oder einfach Neugierige herein und überbrachten Neuigkeiten über die Aufstände in Wien, Budapest, Kiel, Hamburg, Lübeck... Das Ganze war eine Machtergreifung der Künstler und der Verrückten, der Propheten und Neurotiker.<sup>329</sup>

Es bedarf keiner großen Interpretationskünste, um aus dem Titel ihrer schon erwähnten Lebenserinnerungen *Ich verzeihe keinem* nicht nur die Anklage, sondern auch die Enttäuschung herauszuhören, und so mag die Abwertung weniger den Ideen gelten als der Tatsache, dass Kurt Eisner und Ernst Toller nicht in der Lage waren, die Münchner Räterepublik vor ihren Gegnern zu schützen.

Während die Berliner Genossen Marx und Lenin lasen, hatte Kurt Eisner, der spätere Ministerpräsident von Bayern, sich der Lektüre Immanuel Kants zugewandt. Von diesem Philosophen behauptete er, er wäre ein Herrscher ohne Land, »wenn nicht in der proletarischen Bewegung auch der geistige Befreiungskampf sich zum Siege durchringen würde.«<sup>330</sup> Mag man nun hierin einen gelungenen Scherz sehen, wie er sich aus den weltgeschichtlichen Abläufen ergibt, dass ausgerechnet jene Gesellschaftsklasse, die am entschiedensten von der Bildung ferngehalten wurde, zur Fortführung der Gedanken Kants auserkoren sein sollte<sup>331</sup>, oder mag man es gutheißen, dass die Vernunft genutzt werden sollte, um eine gerechtere Gesellschaft aufzubauen, in der alle in gleicher Weise teilhaben an den materiellen Gütern und den geistigen Erkenntnissen, so kann doch nicht übersehen werden, dass Kurt Eisner

<sup>329</sup> Goll 1978: 82

<sup>330</sup> Eisner, K. 1969a [1904]: 64f.

<sup>331</sup> Es war Eisner mit dieser Hoffnung durchaus ernst. Gerade in der Arbeiterklasse sah er Bildungshunger, das Verlangen, die Welt und ihre gesellschaftlichen Gesetze zu verstehen, und die Bereitschaft, weder Geld noch Mühe zu scheuen, um Wissen zu erlangen und sich für die Ergebnisse der kulturellen Schöpfungsprozesse zu öffnen. (Vgl. Eisner, K. 1969b [1908a]).

gerade mit der Betonung der geistigen Haltung weniger im Volk den zukünftigen Souverän sah als in der Vernunft.

Zum 70. Geburtstag des Marburger Philosophen Hermann Cohen bekundete Eisner am 4. Juli 1912, dass nur er es gewesen sei, der auf sein innerstes Wesen geistigen Einfluss genommen habe.<sup>332</sup> Diese Aussage schloss die Akzeptanz der Sichtweise Cohens, wie er Kant verstand, mit ein. Hermann Cohen gehörte aber zu jener Strömung, die unter der Bezeichnung Neukantianismus Teil der Philosophiegeschichte geworden ist. Diese Denkrichtung, die ihren Ausgang zu Beginn des 19. Jahrhunderts nahm, zeichnete sich unter anderem dadurch aus, dass ihre Vertreter die materialistischen Momente in der Philosophie Kants – die Auffassung, dass das ‚Ding an sich‘ außerhalb und unabhängig vom menschlichen Bewusstsein existiere – ignorierten oder uminterpretierten, so dass der Grundsatz aufgestellt werden konnte, Kant habe gemeint, die ‚Erzeugung selbst sei das Erzeugte‘. Von diesem Grundsatz ausgehend wurde auch der Marxismus als unfertig kritisiert. Die Gesetzmäßigkeit, die Marx in der gesellschaftlichen Entwicklung meinte erkannt zu haben und die ihn veranlasst hatte, die Vision eines zukünftigen kommunistischen Systems zu entwickeln, wurde von den Anhängern des Neukantianismus so verstanden, als sei hier von einem »ökonomischen Automatismus als Grundlage der Gesellschaft«<sup>333</sup> ausgegangen worden. »Was dem Marxismus und aller Sozialwissenschaft daher grundlegend not tue, sei eine ‚teleologische‘, die Zwecksetzung der Menschen berücksichtigende Betrachtungsweise.«<sup>334</sup>

Der Versuch, Marx durch Kant zu revidieren, ließ es aber nicht mehr zu, die Aufgabe, den Sozialismus zu errichten, als eine zu erfassen, die sich primär aus den materiellen Bedingungen der Arbeiterklasse ergab, das heißt aus den ausbeuterischen und entfremdeten Arbeits- und Lebensverhältnissen und der daraus resultierenden Fähigkeit der Ausgebeuteten zu erkennen, an welchem historischen Moment sie sich befinden. Die Errichtung einer sozialistischen Gesellschaft konnte deshalb nur als Folge einer vernunftgemäßen Einsicht in die ethischen Erfordernisse verstanden werden. Kritisierend schreibt Wilfried Lehrke dazu:

An dieser Tendenz, den Sozialismus als ethisches Postulat zu behandeln, seine Begründbarkeit aber aprioristisch an in sich evi-

<sup>332</sup> Vgl. Eisner, K. 1969d [1912]: 125.

<sup>333</sup> Lehrke 1990: 558

<sup>334</sup> Lehrke 1990: 558

den Vernunftgesetzen des Denkens und Handelns festzumachen, Sein und Sollen also wieder dualistisch zu kontrastieren, wird nicht zuletzt deutlich, welcher philosophische Verlust, welche ideologischen Folgelasten mit der neukantianisch-revisionistischen Ablehnung Hegels und der auf seine Leistung aufbauenden materialistischen Dialektik verbunden sind.<sup>335</sup>

Kann aus heutiger Sicht durchaus darum getrauert werden, dass bestimmte philosophische Leistungen nicht erbracht wurden und damit eine Stagnation im Denken bewirkt wurde, so gestaltete die Sichtweise des Neukantianismus zum Zeitpunkt ihres Einflusses auch die alltäglich Beachtung verlangende Frage nach den klassenkämpferischen Richtlinien. Während »nach marxistischer Auffassung Ethik und Moral Epiphänomene der ökonomischen Bewegungsgesetze des Kapitalismus darstellen«<sup>336</sup>, sah Kurt Eisner gerade in ihnen die eigentlichen Antriebskräfte, um die gesellschaftlichen Verhältnisse zu verändern.

Aber indem die Menschheit durch den Klassenzwang der wirtschaftlichen Machtverhältnisse getrieben wird, entsteht zugleich die sittliche Freiheit der Auflehnung, die nach ihrem Bilde die Welt schöpferisch umgestalten will. Wenn wir wissen, daß wir das Opfer der wirtschaftlichen und technischen, in den sozialen Klassenscheidungen sich gesetzmäßig auswirkenden Kräfte sind, so bliebe diese Erkenntnis leer, sinnlos, gleichgültig, sofern wir nicht zugleich die vernünftige Einsicht besäßen, zu welchem Ziele wir gelangen wollen.<sup>337</sup>

Da es nun einmal nach dieser Auslegung der Geist ist, der den Menschen treibt, Weg und Ziel zu finden, so überrascht es nicht, Eisner von der »Religion des Sozialismus« reden zu hören. Unter diesem Thema versuchte er eine Synthese herzustellen zwischen den Aufgaben, die sich aus dem Klassenkampf ergaben, und den Jenseitshoffnungen gläubiger Menschen. Während alle bisherigen Religionen aus der Ohnmacht des Menschen gegenüber den Naturgewalten und den gesellschaftlichen Gewaltverhältnissen und aus der Angst vor dem Tod entstanden seien, gewinne die Religion des Sozialismus gerade ihre Kraft aus der kenntnisreichen Anwendung der Naturgesetze und aus der Jahrtausende alten Erlösungssehnsucht, die nun aber zu ihrem Ende kommen werde; denn »die Religion des Sozialismus in ihrem Kraftgefühl und ihrer Daseinsbejahung hat die Verzweiflung des Jammer-

<sup>335</sup> Lehrke 1990: 560

<sup>336</sup> Eisner, F. 1991: 79

<sup>337</sup> Eisner, K. 1969d [1912]: 128

tals, die Hoffnungslosigkeit des irdischen Geschicks für immer überwunden«. <sup>338</sup> Wer aber unter diesen neuen Bedingungen sein Leben arbeitend und glücklich verbringen dürfe, der habe auch den Tod nicht zu fürchten, sondern sterbe im Einklang mit den Naturgesetzen und begrüße die erlösende Ruhe. Während der Einzelne sterbe, überlebe die Menschheit und trage die Leistung jedes Verstorbenen mit sich in die Zukunft. Damit sei dann die wirkliche Unsterblichkeit erreicht.

Mit Eisner teilte Ernst Toller das Entsetzen über den Krieg und den Abscheu gegen die Gewalt, aber auch die idealistische Weltanschauung. Obgleich er während des Januarstreiks 1918 in engem Kontakt zu den Arbeitern stand und diese ihn während der Zeit der Münchner Räterepublik sogar zum „Staatsoberhaupt“ <sup>339</sup> wählten, setzte er seine Hoffnungen nicht auf die Massen, sondern auf eine charismatische Führerpersönlichkeit, die den Menschen das richtige, das heißt an der Vernunft ausgerichtete Bewusstsein von sich selbst nahe bringen könne. In seinem Stück *Wandlung* hat er mit der Hauptfigur *Friedrich* eine solche Persönlichkeit geschaffen, die sich vom begeisterten Kriegsfreiwilligen zu einem Agitator der Revolution wandelt, vor dem die lauschenden Menschen wie vor einem Erweckungsprediger auf die Knie sinken. Obgleich das Thema Reichtum und Armut nicht unberücksichtigt bleibt, ruft *Friedrich* nicht in erster Linie zur Veränderung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, zur Enteignung der Besitzenden, auf, sondern er appelliert an die Einsichtsfähigkeit der Zuhörenden, an die der ‚Geknechteten und Beladenen‘, und vertraut gleichermaßen auf die der Herrschenden.

Nun, ihr Brüder, rufe ich euch zu: Marschier! Marschier am lichten Tag! Nun geht hin zu den Machthabern und kündet ihnen mit brausenden Orgelstimmen, dass ihre Macht ein Trugbild sei. Geht hin zu den Soldaten, sie sollen ihre Schwerter zu Pflugscharen schmieden. Geht hin zu den Reichen und zeigt ihnen ihr Herz, das ein Schutthaufen ward. Doch seid gütig zu ihnen, denn auch sie sind Arme, Verirrte. Aber zertrümmert die Burgen, zertrümmert lachend die falschen Burgen, gebaut aus Schlacke, aus ausgedörrter Schlacke. <sup>340</sup>

<sup>338</sup> Eisner, K. 1969c [1908b]: 209

<sup>339</sup> Ernst Toller wurde zum Präsidenten des Zentralrates der Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte gewählt. Dazu schrieb Karl Retzlau kommentierend: »Toller war somit das eigentliche „Staatsoberhaupt“. (Zit. n. *Weimarer Republik* 1977: 162)

<sup>340</sup> Toller 1920: 93f.

In welchem Maße Toller versuchte, mit seiner Dramengestalt seine eigene Wunschexistenz abzubilden, wird an einem Traum offenbar, den er am 4. 9. 1920 in einem Brief aus der Festungshaft Niederschönenfeld schilderte: »Sagtest: Pater, beten Sie eine Messe. Ich besann mich, zog ein kleines Buch aus der Tasche und las mit einer Stimme, die im Rhythmus des stillen Säulengangs schwang [...]«. <sup>341</sup> Entkleidet man diese Szene ihrer religiösen Stimmung, so bleibt immer noch das Bild von einem nicht nur wissenden, sondern sogar berufenen Individuum, das die Verbindung herstellen kann zwischen den gläubigen und hoffenden Menschen und der großen übernatürlichen Idee. Ganz in diesem Sinne sollte die Revolution eine geistig-seelische Erneuerung bringen, und gerade die Künstler, »die vom Geist Durchdrungenen [erschieden ihm als] die natürlichen Führer der Revolution«. <sup>342</sup> Die Fähigkeit zur Imagination sei die Voraussetzung, um die Zukunft vorwegzunehmen beziehungsweise um sie auszugestalten. Doch die bei Toller entstehenden Bilder wiesen weder ein Programm noch eine Vorstellung auf, die sich auf die wirtschaftliche Veränderung richteten oder mit denen den Fragen hätte nachgegangen werden können, wie die bürokratischen Einrichtungen den revolutionären Vorstellungen entsprechend umzugestalten seien, die die Möglichkeiten einer ideologischen Überzeugungsarbeit aufgezeigt hätten oder mit denen gar die „Siege“ der Revolution hätten gesichert werden können.

Als er noch vor der Revolution ins Militärgefängnis eingeliefert wurde, nutzte er die Zeit, um Marx, Engels, Lassalle, Bakunin, Mehring und Luxemburg zu lesen. Doch die Gedanken, die er daraus entwickelte, deuten in erster Linie auf seine tiefe Verehrung für Eisner hin und geben dessen Verknüpfung der Lehre Kants mit religiösen Hoffnungen wieder. Von der Existenz verschiedener Klassen mit unterschiedlichen Interessen scheint er auch nach der hier genannten Lektüre nichts gewusst zu haben. Stattdessen gibt es für ihn nur den Menschen an sich, der nicht anders kann, als Wirtschaft und Staat zu verherrlichen, da er meint, diese Einrichtungen seien die nach außen gekehrte Wiederholung der biologischen Entwicklung des Menschen. Die Profitinteressen der Kapitalistenklasse, in den gelesenen Werken doch breit geschildert und verständlich erklärt, spielten für Toller kaum eine Rolle. Wenn die Welt noch nicht gerecht eingerichtet sei, dann, weil der Mensch psy-

---

<sup>341</sup> Toller 1961: 199

<sup>342</sup> Fritton 1986: 140

chisch und geistig noch nicht dazu in der Lage sei, frei und vernünftig zu handeln.

Unvernunft und Blindheit beherrschen die Völker, und die Völker dulden ihre Herrschaft, weil sie dem Geist, der Vernunft mißtrauen, die das chaotisch Planlose dämmen und ordnen und schöpferisch formen könnten. Weil der Mensch organisch wächst, nennt er seine Golems, Wirtschaft und Staat, organische Gebilde, so beschwichtigt er sein schlechtes Gewissen – denn ist er nicht hilflos vor der unfäßbaren und undämbbaren Allmacht einer Welt, die den Tod als unentrinnbares Schicksal birgt? Tief in ihm bohrt die Lebensangst, er liebt die Freiheit, aber er fürchtet sich vor ihr, und eher erniedrigt er sich und schmiedet sich selbst die Knechtsfesseln, als daß er wagt, frei und verantwortlich zu schaffen und zu atmen.<sup>343</sup>

Dies waren die Ideen, so lässt uns Claire Goll glauben, die ihre Verachtung hervorriefen. Was sie den LeserInnen ihrer Biographie jedoch nicht mitteilte oder was sie nach all den Jahrzehnten vergessen zu haben schien, war, dass sie zu jener Zeit sich selbst zu diesen „Verrückten“ hatte zählen müssen, auch wenn sie sich als Bolschewistin bezeichnete; denn mit ihren pazifistischen Vorstellungen, ihrer Ignoranz gegenüber den Interessen der Massen, ihrer Hoffnung auf den ‚neuen Menschen‘ und ihrer eher urchristlich gefärbten Ansicht zum Eigentum war sie den Münchner Vorgängen weit näher als den Berliner Auseinandersetzungen.

Schon während des Krieges hatte sie von der Schweiz aus in der *Aktion*, der einzigen deutschen Zeitung, die im Rahmen der Zensur eine kritische Stellung zum Krieg einnahm<sup>344</sup>, Artikel geschrieben und so auch im März 1919 den mit der Überschrift *Die neue Idee*. Gemeint war der Bolschewismus, mit dem sie das Bild von einer »aufwärtsdeutende[n] Kurve«<sup>345</sup> verband. Den Bolschewismus wertete sie als eine Stufe innerhalb der gesamten Menschheitsgeschichte, die einerseits über Christentum und Humanismus führte und in die Zukunft wies, und dessen Vertreter andererseits wie in allen Bewegungen, die am Bestehenden rütteln, der Verfolgung ausgesetzt sind.

Die Welt hat sich seit den Christenverfolgungen nicht verändert.  
Immer hat sie die Träger einer großen Idee gefoltert, eingekerkert

<sup>343</sup> Toller 1961: 88

<sup>344</sup> Vgl. Mommsen 1996: 10f.

<sup>345</sup> Goll 1989b [1919]: 63

oder getötet. Heute sind es die Bolschewisten und, wie immer bei mißglückter Spekulation, die bequemen Ableiter der Rohheit, die Juden. Was heute Bolschewist heißt, hieß gestern – vor 100 oder 1000 Jahren eben anders. Im Grunde aber ist Bolschewismus der Inhalt einer neuen unaufhaltsamen Weltbewegung, die Basis kommender Jahrhunderte, der Beginn einer neuen Ära, ist dem zwanzigsten Jahrhundert das, was dem achtzehnten der Humanismus bedeutete.<sup>346</sup>

Wenn hier Bolschewismus und Humanismus gleichgesetzt werden, so meinte Claire Goll jene Deutung des Humanismusbegriffs, der den Menschen in den Mittelpunkt des Weltgeschehens stellt und alle Vorkommnisse auf ihn bezogen versteht.

H[umanismus] ist die Gesamtheit der Ideen und praktischen Bestrebungen, die im Menschen den höchsten Wert und den letzten Zweck für den Menschen sehen, die das Wohl und Glück der menschlichen Individuen und der Gesellschaft als Maßstab des Wertens und Handelns ansehen, auf der Überzeugung von der Bildungs- und Entwicklungsfähigkeit des Menschen, der Achtung seiner Würde und Persönlichkeit beruhen, auf die allseitige Ausbildung und freie Entfaltung der schöpferischen Kräfte, der Fähigkeiten und Talente des Menschen und schließlich auf die Vervollkommnung und Höherentwicklung der menschlichen Gesellschaft, auf die die fortschreitende Erweiterung der Freiheit des Menschengeschlechts gerichtet sind.<sup>347</sup>

Mag aus heutiger Sicht eine Gleichsetzung der humanistischen Ziele mit den Geschehnissen in der Sowjetunion und den Ostblockstaaten kaum noch nachvollziehbar erscheinen, so macht doch Claire Golls Begeisterung für den Sturm, »der von Osten kam«<sup>348</sup>, deutlich, wie viel Hoffnung mit der kommunistischen Idee einst verbunden war. Er habe das ohnehin schon Baufällige an der kapitalistisch-bürgerlichen Gesellschaft hinweggefegt, die Akademien und Universitäten durchgepustet und gerade das Leben der Frauen verändert. Nicht länger könne die Frau als Besitz betrachtet werden, und ihren Schmuck könne sie nun ablegen. Nicht nur habe ihr dieser Hirn und Seele überlagert, sondern die Arbeiter hätten sich für ihn auch zu Tode schuften müssen.

Dass das Neue nicht ohne einen blutigen Kampf erreicht werden könne, war Claire Goll selbstverständlich, aber auch vor diesem Hinter-

<sup>346</sup> Goll 1989b [1919]: 61

<sup>347</sup> Förster 1990: 560

<sup>348</sup> Goll 1989b [1919]: 62



grund versuchte sie, ihrer pazifistischen Gesinnung treu zu bleiben. Eine Idee führe immer zum Fanatismus und kenne damit nur zwei Möglichkeiten: »Man stirbt für [die Idee] oder lässt sterben«<sup>349</sup>, was wohl im Klartext bedeutete, dass man sich entweder hinhängen lässt oder den Gegner tötet. Aber nur die eigene Todesbereitschaft, das Märtyrertum führe zum Sieg. Deshalb meinte sie, Christus, Sokrates und Liebkecht in einem Atemzug nennen zu können.

Mit solchen Gleichsetzungen schuf sie sich eine Vorstellung vom Bolschewismus, die mit der der aktiven Kommunisten und auch mit der Karl Liebkechts nur wenig zu tun hatte; denn dass einer von seinen Gegnern ermordet wird, macht ihn noch nicht zum Märtyrer. Es waren deshalb wohl weniger die Tagesereignisse, die eine durch die Zeilen spürbare Euphorie bei Claire Goll entfachten, wenn sie von einer mit Öl begossenen Welt sprach und auf den reinigenden Brand hoffte, sondern mehr die Assoziationen zu den tief verwurzelten Bildern christlich-jüdischer Religiosität, mit denen uns das Jüngste Gericht in Aussicht gestellt wird. Feuer werde vom Himmel fallen und das Wasser zu Blut werden, so ist in der *Offenbarung des Johannes* zu lesen, bevor Christus wiederkomme und das Tausendjährige Friedensreich errichte.

Und ich sah Throne, und sie [die Engel] setzten sich darauf, und ihnen ward gegeben das Gericht. Und ich sah die Seelen derer, die enthauptet sind um des Wortes Gottes willen, und die nicht angebetet hatten das Tier [aus dem Abgrund, A. D.-H.] noch sein Bild und nicht genommen hatten sein Malzeichen an ihre Stirn und auf ihre Hand, diese wurden lebendig und regierten mit Christus tausend Jahre.<sup>350</sup>

Die Parallelen sind leicht zu ziehen: Christus und Liebkecht, das Tausendjährige Reich und der Bolschewismus, das Gericht der Engel und die Revolution. Der Gleichsetzung von Christus und Liebkecht muss jedoch widersprochen werden, und der Letztgenannte selbst wäre wohl damit kaum einverstanden gewesen. So schrieb er am 21. November 1918: »Politische Macht besteht nicht in formalen Aufträgen oder irgendwo beschlossenen Vollmachten, sondern in der festen Innehabung so starker realer Machtmittel, daß die Machtstellung vor allen Anschlägen gesichert ist.«<sup>351</sup>

<sup>349</sup> Goll 1989b [1919]: 63

<sup>350</sup> *Offenbarung Johanni* 20, 4

<sup>351</sup> Liebkecht 1976a [1918]: 127f.

Unter den starken realen Machtmitteln ist nichts anderes als die Bewaffnung der Arbeiterklasse zu verstehen. Das aber verträgt sich schlecht mit der Idee des Märtyrertums und mit der bekannten Aufforderung, auch die andere Wange hinzuhalten. Anders hingegen muss die als Bild mitschwingende Parallele vom Jüngsten Gericht gewertet werden. Selbst Liebknecht benutzte sie, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen:

Unter dem Dröhnen des herangrollenden wirtschaftlichen Zusammenbruchs werden die noch schlafenden Scharen der Proletarier erwachen wie von den Posaunen des Jüngsten Gerichts, und die Leichen der hingemordeten Kämpfer werden auferstehen und Rechenschaft heischen von den Fluchbeladenen.<sup>352</sup>

Doch wer glaubt, die Verwendung der biblischen Bilder sei für Liebknecht etwas anderes als ein Gleichnis gewesen, um sich auf dem Wege über eine allen gemeinsame Bilderwelt verständlich zu machen, geht in die Irre. Das aber passierte Claire Goll, als sie sich Rainer Maria Rilke gegenüber als Bolschewistin bezeichnet hatte.<sup>353</sup> Ihre Vorstellungen vom Bolschewismus hatten nur wenig mit dessen Zielen zu tun. Das betraf auch ihre Sichtweise vom Prozess der Enteignung, die eher zu den Geboten mönchischen Zusammenlebens passte, als dass sie mit ihr dem marxistischen Begriff von der Expropriation der Expropriateure nahe gekommen wäre: »Das wahre Glück der Menschen ist die Enteignung, die man auch Entäußerung oder Verseelichung nennen könnte. Zuviel Besitz verarmt und entgeistigt.«<sup>354</sup>

Der freiwillige Verzicht auf Reichtum oder die Anhäufung materieller Güter findet sich überall dort, wo die Befürchtung besteht, etwas sehr viel Wertvolleres nicht mehr erkennen zu können – sei es Gott, den Sinn des Lebens oder die eigene Kreativität –, wenn man seine Energie auf den irdischen Besitz richtet. Eine solche Weltsicht aber war den Bolschewisten, wenn auch nicht unbekannt, so doch keine Richtlinie für ihr Handeln, ja, sie war sogar ihrer eigenen Anschauung diametral entgegengesetzt. Man wollte ja gerade eben nicht verzichten, sondern sich das „Gestohlene“, das heißt den sich von der Klasse der Kapitalisten widerrechtlich angeeigneten Mehrwert zurückholen. Durch seine Arbeitskraft, so lautet ihre Theorie, fügt der Arbeiter einem Werkstück, das ihm selbst nicht gehört, Wert hinzu, den er aber nur zum Teil als

<sup>352</sup> Liebknecht 1976b [1919]: 132

<sup>353</sup> Vgl. Goll 1978: 88.

<sup>354</sup> Goll 1989b [1919]: 63

Arbeitslohn erhält, während der Kapitalist den anderen Teil einbehält und für die Erweiterung seines Unternehmens und für die eigene Lebensführung verwendet. In einer sozialistischen Gesellschaft aber sollte der gesamte Wert denen gehören, die ihn geschaffen haben. Nicht Armut, sondern Wohlstand für alle lautete die Devise, mit der die arbeitende Bevölkerung in Bewegung gesetzt werden konnte. Deshalb ist die Mehrung des Reichtums, auch des persönlichen und nicht nur des kollektiven, mit der Weltanschauung der Bolschewisten durchaus vereinbar, solange es sich dabei um Konsumgüter handelt und nicht um Produktionsmittel, mit deren Einsatz die Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft und der Aufbau privatwirtschaftlicher Unternehmen angestrebt werden.

Von Dezember 1918 bis März 1919 besuchte Claire Goll Berlin und erlebte die revolutionären Vorgänge ‚am eigenen Leibe‘. Wenn ihre Erinnerungen sie nicht getrogen haben, so waren diese Wochen für sie eine Mischung aus Todesangst und Lebensgier. Das Erschrecken über die Maschinengewehrsalven, die auch sie jederzeit treffen konnten, stand neben der Lust, die Nächte durchzutanzten. Die Revolution wurde für sie somit zu einer Erfahrung des gesteigerten Lebensgefühls, und man kann sich nicht des Eindrucks erwehren, als habe sie mit ihrem Aufenthalt in Berlin etwas kreiert, was man vielleicht heute als Revolutionstourismus bezeichnen könnte. Wie weit sie von dem entfernt war, was sich die revoltierenden Menschen ersehnten, wird auch deutlich, wenn sie schreibt, dass es ihr wohl tat sich vorzustellen, wie die gehassete Mutter sich vor der Wut der Massen auf die reichen Leute fürchte. In den lautstarken und unkontrollierbaren Aktionen der arbeitenden Bevölkerung sah Claire Goll deshalb wohl in erster Linie ein Instrument ihrer ganz persönlichen Rache.<sup>355</sup>

Doch der Begriff ‚Bolschewismus‘ implizierte für sie auch die ‚neue Frau‘, die frei war von Unterdrückung und männlicher Willkür, die sich ihrer eigenen Schönheit, die keines künstlichen Schmuckes bedarf, bewusst war und die stolz ihre Unabhängigkeit genoss. Nicht mehr Sklavin des Mannes wäre sie, sondern seine Gefährtin, die ihn – bezogen auf die Erfahrungen des vergangenen Krieges – mit ihrer Liebe davon überzeugen könnte, sich dem Krieg zu verweigern. Eine lebenswerte Welt tat sich damit für sie auf, aus der der ‚neue Mensch‘

---

<sup>355</sup> Vgl. Goll 1978: 89ff.

Milchstraßen und Himmelsleitern zu Gott bauen würde, statt ein Meer von Blut zu schaffen, in dem die Sonne ertrank.<sup>356</sup>

Dass der Sozialismus marxistischer Prägung wohl den Weltfrieden anstrebt, aber wenig mit Friedensliebe zu tun hat, wurde schon im vorangegangenen Kapitel erläutert, doch die Hoffnungen auf ein neues Zusammenleben zwischen Männern und Frauen ließen sich durchaus gerade auch mit den Ereignissen nach der Sowjetischen Oktoberrevolution vereinbaren. Im Allgemeinen können weder die Kommunisten noch die Kommunistinnen als VorkämpferInnen für ein gleichberechtigtes Miteinander von Männern und Frauen gelten, sobald das Augenmerk auf die intime Zweisamkeit gerichtet wird. Zu ausschließlich ging es ihnen um die Fragen der gleichen Entlohnung und der Möglichkeit, am politischen Prozess, unabhängig vom Geschlecht, mitzuwirken. Die Gefühlsbindung zwischen Mann und Frau, ihre Liebesbeziehung und die Varianten der Unterdrückung hielten sie für Themen, die erst nach der weltweit erfolgten Revolution behandelt werden sollten, sofern ihre schmerzauslösenden Komponenten dann nicht ohnehin schon durch den gesellschaftlichen Fortschritt überlebt seien. Eine Ausnahme machte lediglich Alexandra Kollontai, über die Françoise Navailh schrieb, dass ihr eine Synthese aus Marxismus und uneingestandenem Feminismus gelungen sei.

Damit entwickelte Kollontai eine Pädagogik des Herzens: Die Praxis der »Liebe als Spiel«, einer zarten erotischen Freundschaft, die auf gegenseitiger Achtung basiert, soll Eifersucht und Besitzdenken zum Schwinden bringen. Die neue Frau [...] definiert sie über deren Energie und Selbstbejahung: Ihre Merkmale sind eine anspruchsvolle Haltung den Männern gegenüber, die Verweigerung materieller und emotionaler Abhängigkeiten, die Auflehnung gegen die sozioökonomischen Hemmnisse, die heuchlerische Moral und die »Gefangenschaft in der Liebe«. Autonom und aktiv, lebt die Frau dann in »sukzessiver Monogamie«.<sup>357</sup>

Was jedoch Claire Goll und Alexandra Kollontai unterschied, war, dass die russische Revolutionärin und sowjetische Botschafterin die Bedeutung der wirtschaftlichen Verhältnisse und der politischen Entwicklung niemals aus dem Auge verlor. Deswegen ist Claire Goll eher dem utopischen Denken zuzuordnen, doch muss auch gesagt werden, dass ihre in kein doktrinäres Konzept passenden Hoffnungen bis in die

<sup>356</sup> Vgl. Goll 1918: 5.

<sup>357</sup> Navailh 1995: 262

siebziger und achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts überlebt haben und sowohl in der Frauenbewegung als auch in der Ökologie- und Friedensbewegung ihren Platz hatten, während Kollontais „Rechnung“ schon zu ihren Lebzeiten in der Sowjetunion nicht aufging. Dort wurde ihr vorgeworfen, dass sie die sexuelle Anarchie fördere, was eine konterrevolutionäre Agitation und damit eine Gefährdung der Sowjetunion zur Folge habe.<sup>358</sup>

Versucht man Claire Golls Haltung zur Revolution zusammenzufassen, so lassen sich an dieser zwei Seiten ihres Wesens erkennen: die Bereitschaft zur Hoffnung und ihre „Blindheit“ gegenüber wirtschaftlichen und sozialen Problemen. Sie hoffte auf eine bessere Welt, in der die Menschen friedlich miteinander leben könnten, indem sie sich von ihren liebevollen Gefühlen zueinander leiten ließen und ihre Gier nach Reichtum überwänden. In einer solchen Welt fände auch die Frau einen gleichberechtigten Platz, von dem aus sie machtvoll eingreifen könnte, um den zerstörerischen Zug im Wesen des Mannes am Wirken zu hindern. In diesem Sinne verstand sie sich als Bolschewistin.

### **3.4 Sozialismus nicht als Ziel, sondern als Weg**

Kann man auf der einen Seite nicht alle, die sich aktiv an den Straßenkämpfen beteiligten, als Kommunisten bezeichnen, so kann andererseits die Hoffnung auf eine sozialistische Zukunft nicht nur denen zugeschrieben werden, die sich um den Spartakusbund oder um die Münchner Räterepublik sammelten. Die Begriffe Sozialismus oder gar Bolschewismus, womit nicht nur die Theorie gemeint war, sondern die konkrete wirtschaftliche und politische Umgestaltung in Sowjetrußland, fanden sich in durchaus befürwortender oder wohlwollender Weise auch im Sprachgebrauch derer, die sich keiner Partei zugehörig fühlten oder auch nur entfernt daran dachten, sich in die politischen Bewegungen zu stürzen.

Andererseits meinten auch viele, wenn sie von Sozialismus und Kommunismus sprachen oder die revolutionären Vorkommnisse im Auge hatte, eben oft nichts anderes als das „Gute im Menschen“, brüderliches Zusammenleben oder »Friede auf Erden«. Der Kritik und Verurteilung unterworfen werden solche Ansichten von denen, die zu wis-

---

<sup>358</sup> Vgl. Navailh 1995: 263.

sen meinen, dass Hoffnungen dieser Art eitle Wünsche bleiben müssen, solange nicht eine auf sozialistischen Prinzipien errichtete Wirtschaft und die politische Macht durch die Arbeitermassen erkämpft worden sind, solange nicht die Materie als das Primäre, aus dem dann der Geist erwächst, anerkannt ist. Diese Frage der Vorrangigkeit war den Materialisten keine Gedankenspielerei; denn wenn die Materie die Grundlage allen Seins ist, dann heißt das, dass kein Geist beziehungsweise Gott willkürlich ins Geschehen eingreifen kann, sondern dass die Gesetze dieser Welt in ihrer Unverrückbarkeit erkennbar sind und nicht nur die der Materie, sondern auch die jener Vorgänge, die sich geistig aus ihr entwickelt haben. Damit aber liegt es in der Hand des Menschen, diese Gesetze zu durchleuchten und sie für eine menschengerechte Welt nutzbar zu machen. Wer aber diese auf Marx' und Engels' Denkgebäude basierende Einschätzung nicht teilen mag, dem stehen die hier bisher aufgeführten Varianten der Sozialismusvorstellungen gleichberechtigt nebeneinander, schreiben doch Bensussan und Robelin:

Man kann ‚Sozialismus‘ weit definieren und seine Vorboten entsprechend zurückverfolgen, vom jüdischen Prophetentum [...] über die humanistische Erneuerung [...] bis hin zur Aufklärung [...]; sein Sinn kann aber auch auf ein *allgemeines Verlangen* (nach Gerechtigkeit, Gleichheit) oder eine *organisatorische Funktion* ausgedehnt werden.<sup>359</sup>

Die Sehnsucht nach einer besseren Welt teilte zu dieser Zeit auch Annette Kolb mit den vielen anderen, und dass die Zukunft sozialistisch sein würde, daran zweifelte sie nicht. Allerdings veranlasste sie das keineswegs zu Begeisterungstürmen. Der Sozialismus war ihr ein notwendiges Übel, das als einziges in Frage kam, sollten die durch den Kapitalismus verursachten Zustände beseitigt werden.

Als Partei interessierte mich ja der Sozialismus so wenig wie jede andere. Aber das Ergebnis der kapitalistischen Ära war ein wirrer Knäuel ineinander verbissener Verbrecher [...].<sup>360</sup> Es müsste einer blind sein natürlich, um an den Sozialismus und seine Unerlässlichkeit nicht zu glauben. [...] Machen wir uns nichts vor. Wir haben uns den Sozialismus eingebrockt. Dank unserer Verkehrtheit nur ist er die einzig richtige Parole. Er ist kein Ziel, sondern ein Weg. Keine andere Brücke ist stark genug, uns aus unserer bau-

<sup>359</sup> Bensussan/Robelin 1988: 1205

<sup>360</sup> Kolb 1921: 197

fälligen Welt zu den neuen Ufern hinzutragen, wo die neuen Autokratien auf ganz neuer Basis sich erheben werden. Nur durch den Sozialismus, dieser fausse sortie aus einer Welt der Standesunterschiede, kommen wir zu einer neuen Welt der Standesunterschiede, der Herrenkaste und der Knechteschar.<sup>361</sup>

Der hier zuletzt zitierte Satz gibt Rätsel auf, nehmen doch die Sozialisten für sich in Anspruch, alle Klassen und Stände zu beseitigen und die Menschen zu einer Gemeinschaft von Brüdern zusammenzuschließen. So liegt die Vermutung nahe, dass Annette Kolb hier eine eigenwillige und keineswegs gängige Interpretation – es sei denn von den Gegnern einer sozialistischen Gesellschaftsordnung – geäußert hat, die erst im Kontext ihrer gesamten Weltansicht verständlich werden kann.

Ihre erste Reaktion im Schweizer Exil auf die Mitteilung, dass Bayern Republik geworden sei, war die des Erschreckens. Offenkundig ist ihre Trauer über den Untergang der Wittelsbacher, die »stets Liebhaber des Schönen gewesen«<sup>362</sup> seien. Gerade ihr Sinn für das Ästhetische, der an der Gartenbaukunst ihres für Schloss- und Klostergärten zuständigen Vaters und am täglichen Umgang mit den Münchner Künstlern ebenso geschult worden war wie an der üppigen Pracht des Katholizismus, muss sie unter anderem daran gehindert haben, den Sozialismus freudig zu begrüßen. Sowohl der Protestantismus als auch die Französische Revolution hatten sich als Bilderstürmer erwiesen, und der Hass auf die künstlerisch gestalteten Werke der Besiegten war unübersehbar. Wenn auch nicht zwangsläufig davon ausgegangen werden konnte, dass sich solche Gewaltakte unter sozialistischem Vorzeichen wiederholen würden, so stand doch ohne Zweifel fest, dass sozialistische Ästhetik sich am »Postulat der Einheit von Formgebung und Funktionsoptimierung«<sup>363</sup> orientierte, ja mehr noch, dass »künstlerische Formgebung [...] als Derivat des Produktionsprozesses verstanden [wurde], als Mimesis der Arbeitsvorgänge«<sup>364</sup>, während das bisher als ästhetisch Erfahrene für Annette Kolb gerade im Schwelgen am Formenüberschuss lag und als »Befriedigung von Phantasiebedürfnissen«<sup>365</sup> akzeptiert wurde.

---

<sup>361</sup> Kolb 1921: 43

<sup>362</sup> Kolb 1921: 181

<sup>363</sup> Holz 1990: 55

<sup>364</sup> Holz 1990: 65

<sup>365</sup> Holz 1990: 55

So gab es aus ihrer Sicht durchaus Gründe für das Erschrecken, die allerdings nicht nur ästhetischer Natur waren. Entsetzt fragte sie Romain Rolland, ob sich etwa der Bolschewismus in Deutschland ausbreite<sup>366</sup>, mit dem sie Gewalt und Herrschaftsstreben verband. Deshalb galt ihre Sympathie den »rührend beseelten Manifesten Eisners«<sup>367</sup>, die ihr, wie sie selbst schrieb, »die Illusion, am Anfange einer besseren Zeit zu stehen«<sup>368</sup>, vermittelten. Auch auf dem Berner Sozialistenkongress, den sie im Februar 1919 besuchte, war sie von der persönlichen Ausstrahlung Kurt Eisners angenehm berührt. Politisch aber konnte sie sich ihm nicht zuwenden, zu deutlich war ihr seine ortsfremde Kurzsichtigkeit. Die Bayern seien wankelmütig. Wofür sie sich heute begeisterten, würde sie morgen schon nicht mehr interessieren. So meinte sie, dass sich das Ende der Räterepublik ihr in der Begegnung mit Kurt Eisner schon angekündigt habe.<sup>369</sup>

Ganz anders hingegen betrachtete sie Hugo Haase, der wie Eisner der USPD angehörte. Hugo Haase hatte von Anfang an zu den SPD-Abgeordneten gehört, die nicht in den Jubel ihrer Genossen über die Kriegserklärung hatten einstimmen wollen. Wenngleich zögerlicher als Karl Liebknecht, dessen einsame und mutige Ablehnung, für die Bewilligung der Kriegskredite zu stimmen, zu den »Sternstunden« der deutschen Geschichte gezählt werden muss, unterwarf auch er sich bald nicht mehr dem Fraktionszwang und sprach sich öffentlich gegen den Krieg aus. Im Juni 1915 forderte er seine Parteigenossen auf, darüber nachzudenken, ob sie nicht mit der Kriegskreditbewilligung »einen verhängnisvollen Weg eingeschlagen [hätten], von dem zurückzukehren es hohe Zeit«<sup>370</sup> sei. Für ihn galt als die tiefere Ursache des Krieges das Ausdehnungsbestreben der kapitalistischen Klasse auf dem gesamten Erdball. Die ökonomischen Triebkräfte seien es, die den Zusammenprall vorbereiteten und nicht etwa die Abneigung der Völker gegeneinander. Es könne aber nicht die Aufgabe der Arbeiterklasse sein, für die Interessen der Imperialisten zu kämpfen. Das gelte auch für die deutschen Arbeiter, die an den Fronten die Eroberungspläne Deutschlands verwirklichen hülften. Deshalb sei es die Pflicht der SPD, sich als Verfechterin des Völkerfriedens zu erweisen.<sup>371</sup>

<sup>366</sup> Vgl. Kolb 1921: 185.

<sup>367</sup> Kolb 1921: 182

<sup>368</sup> Kolb 1921: 182

<sup>369</sup> Vgl. Kolb 1921: 200.

<sup>370</sup> Haase, H. 1929a [1915]: 219

<sup>371</sup> Vgl. zu diesen Ausführungen vor allem Haase, H. 1929a [1915] und 1929b [1915].



Dass er sich bald in der SPD fehl am Platz fühlte, geht aus vielen seiner Briefe hervor, die er vor der Gründung der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei 1917 an seine Familie und seine Freunde schrieb. So heißt es in einem Brief an Kurt Eisner: »Die Erklärung Eberts zu den letzten Kreditvorlagen zeigte deutlich, daß die alte Fraktion den Weg zu selbständiger Politik nicht mehr findet; sie sinkt immer tiefer in die Abhängigkeit von der Regierungspolitik.«<sup>372</sup> Die Stellungnahme der SPD zum Krieg konnte für ihn nicht länger als eine Detailfrage gelten, die das Gesamtkonzept wohl störend tangierte, aber am gemeinsamen Ziel nichts ändern würde. Wer aus den Reihen der SPD diesen Krieg befürwortete, der wollte nicht mehr die Macht des Proletariats verwirklicht sehen, sondern lediglich die Beteiligung der SPD-Politiker an der Macht im bestehenden kapitalistischen System.

Die Gründung der USPD war eine Antwort auf die regierungsfreundliche und kriegsbefürwortende Politik der SPD. Hatten die Streiks und Proteste den Kaiser und die Regierung veranlasst, die SPD, in der Hoffnung, diese Handlung könne besänftigend auf die Arbeitermassen einwirken, an der Regierung zu beteiligen, so erkannten die SPD-Politiker in den ersten Stunden der Revolution, dass sie ohne die USPD keine regierungsfähige Basis bilden können. Unter dem Namen „Rat der Volksbeauftragten“ konstituierte sich das Kabinett, dessen gleichberechtigte Vorsitzende Ebert und Haase waren.

Mit seinem mutigen öffentlichen Bekenntnis gegen den Krieg hatte Hugo Haase die Sympathie Annette Kolbs gewonnen, und seine Vorstellungen vom Sozialismus und wie er zu verwirklichen sei, machten auf sie den Eindruck, dass sie eher an der Realität entwickelt worden seien als die Ideen Eisners. Dass er aber ‚ganz ihr Mann‘ war, lag nicht zuletzt an seiner Einschätzung der Vorgänge in Sowjet-Russland, über die sein Sohn Ernst Haase schrieb:

Auch Hugo Haase war es klar, daß das Proletariat, zur Macht gelangt, die Errungenschaften der Revolution diktatorisch verankern müsse. Aber er wandte sich gegen eine Abenteuerpolitik, die in blinder Nachahmung der russischen Vorgänge die dortigen Diktatur- und Terrormethoden auf Deutschland übertragen wollte.<sup>373</sup>

---

<sup>372</sup> Haase, H. 1929c [1916]: 130

<sup>373</sup> Haase, E. 1929: 64

Konkrete Vorstellungen, die als Konzept zum Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft verstanden werden könnten, finden sich bei Annette Kolb nicht. Auffällig aber ist bei ihr, dass sie den Begriff Sozialismus als Projektionsfläche nutzte, um eigene Wünsche in der Phantasie als verwirklicht zu erleben, ohne dass auch nur einmal in Erwägung gezogen wurde, ob sich diese Wünsche mit der Mehrheit derer trafen, die eine neue Gesellschaft erkämpfen wollten. Hatte Annette Kolb schon während des Krieges davon geträumt, dass einst die guten Menschen über den ‚kriegstreibenden Mob‘ siegen würden, so verband sich diese Sehnsucht auch mit ihren Sozialismushoffnungen. Die beim ersten Lesen unverständlich anmutende Aussage, dass der Sozialismus eine Welt der Herrenkaste und der Knechtschar schaffe, findet hierin ihre Erklärung. Die Errichtung jener Leiter, von welcher Jakob träumte<sup>374</sup>, war nach ihren eigenen Worten die Aufgabe, die in den folgenden Jahrzehnten und Jahrhunderten hätte vollbracht werden müssen. Dass sie dabei die Engel im Sinn hatte, die auf dieser Leiter auf und nieder steigen, ist nicht zu vermuten. Sie dachte eher an die Sprossen, auf denen sich der Mensch zu Gott hinauf bewegen kann oder weit entfernt von ihm verharren muss. Wahre Brüderlichkeit war für sie nur über die Akzeptanz der Ungleichheit<sup>375</sup> und der Errichtung einer neuen Hierarchie möglich.<sup>376</sup> Dass an der Spitze dieser Hierarchie Annette Kolb und »jene weit verstreuten paar Menschen mit den [ihr] analogen Wahrnehmungen, den analogen Erlebnissen und der analogen Geistesart«<sup>377</sup> ständen, bedarf wohl keiner weiteren Erklärung, bildeten sie doch zusammen die kleine verschworene Gruppe der Wohlmeinenden. Es soll hier nicht in Frage gestellt werden, dass Annette Kolb es mit den Menschen und der Welt ‚gut meinte‘, doch schien sie übersehen zu haben, dass alle Zeichen darauf hinwiesen, dass die Zeit (erst einmal) vorbei war, in der die Menschen nach den guten Führern Ausschau hielten. Stattdessen richtete sich das Streben auf eine allgemeine Beteiligung am Werk der neu zu erschaffenden Gesellschaft, und mit der im Vordergrund stehenden Sozialismusvorstellung, mit der sich der Ruf nach einer Diktatur des Proletariats verband, hatte Annette Kolbs elitäres Modell schon gar nichts gemein, es sei denn, sie müsste sich und die ihr Gleichgesinnten irrtümlicherweise für das Proletariat und die Arbeitermassen für den Pöbel gehalten haben. Eine solche Sichtweise

---

<sup>374</sup> 1. Moses 28, 10 – 22

<sup>375</sup> Vgl. Kolb 1918: 12.

<sup>376</sup> Vgl. Kolb 1918: 13.

<sup>377</sup> Kolb 1918: 12

aber würde allen hier erwähnten Sozialismusbildern widersprechen, selbst jenen großzügig ausgelegt von Bensussan und Robelin.

### 3.5 »Ein allgemeines Fest der Plünderer und Zerstörer«

Warum es zu dem oben erwähnten Aufstand der „Spartakisten“ kam<sup>378</sup>, darüber gingen auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg im geteilten Deutschland die Ansichten auseinander. Nach der 1973 veröffentlichten Einschätzung der »Bundeszentrale für politische Bildung« waren die linken Kräfte nicht bereit, das Ergebnis der Abstimmung zu akzeptieren, mit der sich die Mehrheit auf dem Kongress der Arbeiter- und Soldatenräte für eine parlamentarische Demokratie ausgesprochen hatte.<sup>379</sup> In der *Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*, die 1967 vom Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der SED herausgegeben wurde, heißt es hingegen, dass die Oberste Heeresleitung bereits seit Dezember 1918 damit begonnen habe, Freiwilligenverbände um Berlin zusammenzuziehen, um die Errungenschaften der Revolution wieder rückgängig zu machen. Zu dieser Absicht habe auch gehört, dass am 4. Januar der Polizeipräsident, der der USPD angehörte, abgesetzt worden sei.<sup>380</sup>

Mit Leichtigkeit werden Historiker für beide Sichtweisen Beweise erbringen können, doch soll hier ein Schriftsteller zu Worte kommen, dessen Hass auf die politischen Kräfte links von der SPD in seiner Hemmungslosigkeit einen authentischen Eindruck von der damaligen Stimmung zu geben vermag.

Die Spartakusleute, die von einem großenwahnsinnigen Fanatiker der Zügellosigkeit, einem wirklichen Gesimsetänzer gerufen, sich fortwährend, verstärkt durch schamlose Räuber und feige Deserteure zu einem verderblichen Gewalthaufen vergrößert haben, sind drauf und dran, die Revolution in ein allgemeines Fest der Plünderer und Zerstörer zu verwandeln im Namen der Weltfreiheit, die sie nur im Munde führen. Straßenschlachten, zerstörte Häuser, Arbeiterunruhen und Getötete aller Orten, das Wühlen verborgener Anschläge hetzen das Land in dumpfe Unruhe.<sup>381</sup>

<sup>378</sup> Vgl. S. 88 d. Arbeit.

<sup>379</sup> Vgl. Bundeszentrale für politische Bildung 1973: 7.

<sup>380</sup> Vgl. *Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*, Kap. VI: 183.

<sup>381</sup> Meridies-Stehr 1946: 70f.

Hermann Stehr wollte wohl nicht, wie er behauptete, dazu aufrufen, »diese elenden Verbrecher an der Freiheit und allen sittlichen Gütern des Menschen und der Nation mit Stumpf und Stil auszurotten«, <sup>382</sup> tat es dann aber doch, indem er fortfuhr:

[...] wenn die Auflösung aller Ordnung durch die verbrecherische Klassendiktatur der sittlich minderwertigsten Schicht Deutschlands weitere Fortschritte macht, bleibt dem besonnenen ganzen Volk nicht mehr übrig, als die Wunde an dem Leibe des neuen Reiches mit Feuer auszubrennen. <sup>383</sup>

Nur wenige Tage später wurden Rosa Luxemburg und der »Gesimsentänzer« Karl Liebknecht von »Soldaten der Garde-Kavallerie-Schützen-division« <sup>384</sup> ermordet. Diese gehörten zu den Freikorps-Verbänden, die sich aus Offizieren, Unteroffizieren und solchen Soldaten zusammensetzten, die mit einer Beendigung des Krieges nicht einverstanden waren. Politisch verhielten sie sich konterrevolutionär und republikfeindlich <sup>385</sup>; denn ihr Hass und ihre todbringenden Aktionen galten nicht nur den Linken, sondern allen, die sich keinen autoritär geführten Staat mehr wünschten, die die Monarchie nicht wieder zum Leben erwecken wollten und die keinen neuen Krieg als Reaktion auf den »Schmachfrieden« von Versailles befürworteten. Aber nicht nur politisch motivierte Morde an einzelnen Menschen gingen auf ihr Konto. In den Monaten März und April 1919 zerschlugen sie die Münchner Räterepublik, und 1920 gingen sie gegen die Berliner Arbeiteraufstände vor. Ein Jahr später wurden die Unruhen in Mitteldeutschland mit militärischer Gewalt beendet und 1923 der kommunistische Putschversuch.

Wie immer Hermann Stehr zu der Ermordung Karl Liebknechts gestanden haben mag – ob er den Mord guthieß oder ob er seine Worte so nicht verstanden wissen wollte –, so blieb ihm zwei Jahre später die Erfahrung nicht erspart, dass der Mann, den er in seinen Briefen als »mein lieber Freund« anredete, von Angehörigen desselben politischen Lagers erschossen wurde. Die Rede ist von Walther Rathenau, der ihm Freund und Mäzen zugleich war.

Die Auseinandersetzungen zwischen rechts und links, sowohl der Parteienstreit als auch die Straßenschlachten, die sich die Anhänger lieferten, waren in jenen Jahren auch Thema der Literatur, wie am Beispiel

<sup>382</sup> Meridies-Stehr 1946: 71

<sup>383</sup> Meridies-Stehr 1946: 71f.

<sup>384</sup> Bundeszentrale für politische Bildung 1973: 7

<sup>385</sup> Vgl. Koberling/Hopp 1996: *Freikorps*.

Ludwig Fuldas gezeigt werden kann, dessen Lustspiel *Des Esels Schatten* 1920 erschien.<sup>386</sup> Während eines gerichtlichen Prozesses, in dem es darum geht, ob der Schatten, den der Esel wirft, in der Weise zu ihm gehört, dass er Teil des Mietpreises werden muss, sobald man ihn nutzt, entwickelt sich ein Streit, der die gesamte Bevölkerung des Landes in zwei Lager teilt. *Physignatos*, der als »selbstgefälliger Streber«<sup>387</sup> und als Führer der Oberschicht vorgestellt wird, und *Kinesias*, der »engstirnige Parteimensch«<sup>388</sup> und Agitator der Partei der Unteren, repräsentierten nach Fuldas Willen die politische Landschaft der Weimarer Republik, schließen sich doch den beiden Politikern erst die beiden Landespriester an, indem sich jeder auf eine andere Seite schlägt, und dann das Volk, das sich auf den Straßen Abderas Prügeleien liefert.

Vergegenwärtigt man sich die Liste der Parteien, wie sie sich in der Weimarer Republik zur Wahl stellten<sup>389</sup>, so muss angesichts der Vielfalt Fuldas Interpretation des politischen Geschehens als ein Zwei-Parteienkampf verwundern. Doch ist die Einschätzung, die von einer Polarisierung in der Weimarer Zeit ausgeht, nicht so realitätsfern, wenn man die Selbstdarstellungen der Parteien liest. Waren die Programme der bürgerlichen Parteien auch jeweils so differenziert, dass sie mein-

---

<sup>386</sup> Zur Gestaltung des Lustspiels *Des Esels Schatten* diente Ludwig Fulda der Roman *Die Geschichte der Abderiten* als Vorlage, den Christoph Martin Wieland in den Jahren 1773 – 1780 geschrieben hatte.

<sup>387</sup> Fulda 1921: 13

<sup>388</sup> Fulda 1921: 13

<sup>389</sup> Zur verfassunggebenden Nationalversammlung am 19. Januar 1919 hatten sich folgende Parteien zur Wahl gestellt:

- Unabhängige Sozialdemokratische Partei
- Sozialdemokratische Partei
- Deutsche Demokratische Partei
- Zentrum
- Bayerische Volkspartei
- Deutsche Volkspartei
- Deutschnationale Volkspartei

Zur Reichstagswahl am 6. Juni 1920 kandidierten acht Parteien:

- Kommunistische Partei
- Unabhängige Sozialdemokratische Partei
- Sozialdemokratische Partei
- Deutsche Demokratische Partei
- Zentrum
- Bayerische Volkspartei
- Deutsche Volkspartei
- Deutschnationale Volkspartei

(Aufstellung nach: Bundeszentrale für politische Bildung 1973: 7; 15)

ten, sich damit ausreichend voneinander abzugrenzen und ein unverwechselbares Profil gewonnen zu haben, so waren sie sich doch darin einig, dass die politische Macht der SPD, der USPD und vor allem später der KPD als bolschewistischer Terror zu bezeichnen sei und dass Deutschland nicht sozialistisch werden dürfe. Die linken Parteien hingegen strebten – trotz ihrer unterschiedlichen Vorstellungen über Ziele und Wege – nach einer Gesellschaft, in der der erarbeitete Reichtum ‚gerechter‘ verteilt würde.<sup>390</sup>

Fuldas Lustspiel lässt sich lesen wie ein Beweis für die These, »die Weimarer Republik sei zerrieben worden zwischen den ›Extremen von rechts und links‹«<sup>391</sup>, wobei der Autor aber weniger den Sieg der einen Partei über die andere fürchtete, sondern die Intervention einer ausländischen Macht, die das vom Parteienstreit geschwächte Deutschland besetzen könnte. So kommt zum Ende des Spiels auch *Kassander*, der König von Makedonien, als Eroberer nach Abdera, womit Fulda dem historischen Ereignis, dass Abdera von 352 bis 198 unter makedonischer Herrschaft stand<sup>392</sup>, Rechnung trug, aber auch seine Furcht zum Ausdruck brachte, ein durch innere Streitereien geschwächtes Deutschland könne seinen Feinden, den Nutznießern des Versailler Friedensvertrages, nicht widerstehen. Es ging ihm letzten Endes weniger um die innenpolitische Situation als vielmehr um den Erhalt Deutschlands und der deutschen Identität.

Doch seine Angst erwies sich als unbegründet. Zwar wurde tatsächlich 1923 das Ruhrgebiet durch Frankreich und Belgien besetzt, weil Deutschland mit seinen Reparationslieferungen, wie der Versailler Vertrag sie vorsah, in Rückstand geraten war, doch Streiks, passiver Widerstand und Sabotageakte waren hierauf die Antwort der deutschen Bevölkerung, nicht zuletzt auch deshalb, weil der Zusammenhang zwischen der wirtschaftlichen Not und den Reparationszahlungen nur zu offensichtlich war. Es herrschte für kurze Zeit eine Einigkeit in der deutschen Bevölkerung, die die Schwärmer veranlasste, in den Aktionen gegen die Besatzungsmacht eine Wiederkehr der Befreiungskriege zu sehen, wie sie einstmals gegen Napoleon geführt wurden. Für die weitere geschichtliche Entwicklung aber blieb entscheidend, dass die Ruhrgebietsbesetzung den rechten Verbänden unzufriedene

<sup>390</sup> Zu den Parteiprogrammen vgl. Ritter/Miller 1983: 296 – 336; Kühnl 1993: 78 – 84 und 161 – 172.

<sup>391</sup> Kühnl 1993: 8

<sup>392</sup> Ziegler/Sontheimer 1979: 6

Bevölkerungsgruppen zuführte, die sich von der Regierung und den Linken verraten fühlten.

### 3.6 Der Tod als Erlösung und zfassendes Schicksal

Hatte Ina Seidel – wie am Beginn dieses Kapitels bereits erwähnt – 1920 ihren Lesern revolutionäre Vorgänge in der Weise geschildert, dass sich der Vergleich mit einer Naturkatastrophe aufdrängte, so sprach sie an derselben Stelle in ihrem Aufsatz *Revolution in Mainz (1792 – 1793)* von der »rote[n] Flut der Revolution, die Deutschland heute bedeckt und aufwühlt«.<sup>393</sup> Es ist deshalb keineswegs überinterpretiert, wenn man davon ausgeht, dass sich in ihrer Vorstellungswelt die Bilder der Revolution von 1919 und jene der Mainzer Monate, in denen die französische Revolutionsarmee das linksseitige Rheinufer besetzt hielt, übereinander lagerten und ihr deshalb die Menschen, die sich in der „roten Flut“ bewegten und sie somit auch gestalteten, mit den »Pariser Schreckensmännern«<sup>394</sup> identisch erschienen. Das bedeutet aber auch, dass sie stets die täglichen Erfahrungen des Zeitgeschehens mit im Blick hatte, als sie in den folgenden Jahren zwei Romane schrieb, in denen die Revolution in Mainz in das übrige Romangeschehen eingeflochten war und dort einen zentralen Platz einnahm.

Dass im *Wunschkind* die Hauptfigur *Cornelie* ihren Ehemann im Kampf gegen die revolutionären Truppen verliert, gewinnt vor der gesamten Romanhandlung kaum an Bedeutung, mehr hingegen, dass *Cornelie* während der Monate, in denen Mainz der Revolutionsarmee unterstand, diesem als Chaos empfundenen Zustand ihre unverbrüchliche Treue zu den alten Werten entgegensetzt, die sich wohl reibungslos in eine feudale Gesellschaftsordnung einfügen, jedoch keineswegs in ihr aufgehen. Es ist die Vorstellung von einem hierarchisch gegliederten Zusammenleben, die *Cornelie* vertritt, doch ging es der Autorin darum, dieses als einen Hort der Güte und menschlichen Wärme erscheinen zu lassen und weniger als ein Gefüge, das von Autoritätsgläubigkeit und Gehorsam gebildet wurde. Menschen aber, die die Grenzen dieser Ordnung zu überschreiten versuchen, sei es, dass sie sich mit den Fremden, den Eroberern verbinden, oder sei es, dass sie die Standes-

---

<sup>393</sup> Seidel 1965 [1920]: 177

<sup>394</sup> Seidel 1965 [1920]: 177

schränken beseitigen wollen, scheitern oder finden gar einen frühen und qualvollen Tod.

Auch im Roman *Das Labyrinth* von 1922 findet sich dieses Thema. Im Mittelpunkt des *Lebensroman[s] aus dem 18. Jahrhundert* steht Georg Forster, der von 1754 bis 1794 lebte und vor allem als Südseeforscher berühmt wurde. Weniger bekannt ist, dass er Schriften im Kontext der Aufklärung verfasst hat, in denen er sich mit der Frage von Reformen und gewaltsamen Umstürzen beschäftigte, und dass er Vizepräsident der von General Custine eingesetzten provisorischen Verwaltung in Mainz war.

Die Stadt Mainz hatte sich 1792 den Franzosen nicht nur kampflos ergeben, sondern diejenigen, die nicht zusammen mit dem Adel und den reichen Bürgern die Flucht ergriffen hatten, legten »eine echte Begeisterung für die Zeichen der neuen Zeit [an den Tag], die man durch das Tragen roter Mützen, das Singen der Marseillaise [...] oder durch das Pflanzen von „Freiheitsbäumen“ zum Ausdruck« brachte.<sup>395</sup> Zu den Befürwortern der Ideale der Französischen Revolution gehörte auch Georg Forster, der, obgleich er die Zeit für eine Revolution in Deutschland noch nicht für gekommen hielt<sup>396</sup>, am 5. November 1792 der »Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit«, also dem »Jakobinerklub« beitrat.<sup>397</sup> Allerdings geschah dies weniger aus politischer Profilierungssucht, als mehr aus einem Verantwortungsgefühl den Mainzer Bürgern gegenüber, die »in ihrer Ratlosigkeit [...] auf die Professoren, vor allem die bekannteren unter ihnen wie Forster [blickten]«. <sup>398</sup> Um das Wenige zu sichern, das erreicht worden war, und das hieß in erster Linie, dass die Abgaben an den Adel wegfielen, trat *Forster* für einen Anschluss der Stadt Mainz an die Französische Republik ein. Dass ihm die Demokratie höher stand als die Zugehörigkeit zu Deutschland, entschied nach Ansicht Ina Seidels »über das Leben, das ihm noch blieb[; denn diese Gesinnung] trennte [...] ihn auf ewig von Deutschland und der Vergangenheit.«<sup>399</sup> Damit aber war er nicht nur schuldig geworden, die Heimat verraten zu haben, sondern er hatte auch das Glück nicht erkannt, mit ihr und dem deutschen Volk verbunden zu sein. Dass Georg Forster tatsächlich zwei Jahre nach seinem Versuch, Mainz an Frankreich anzuschließen, in völliger Einsamkeit

<sup>395</sup> Vgl. Leitemann 1962: 162.

<sup>396</sup> Vgl. [Forster] 1976: 485.

<sup>397</sup> Vgl. [Forster] 1976: 481.

<sup>398</sup> [Forster] 1976: 480

<sup>399</sup> Seidel 1922: 335



starb, machte ihn für die Dichterin zu einer „idealen“ Romanfigur, die sie selbst nicht hätte besser erfinden können.

Im vorliegenden Roman geht Ina Seidel der Frage nach, wie einer zum „Verräter an der Heimat“ werden kann. Der Roman bietet keine Auseinandersetzung mit den Gedanken und Schriften Forsters. Es ist nichts darüber zu erfahren, wie ein Mensch von der Beobachtung exotisch anmutender Völker und Sitten zu demokratischen Forderungen kommt, welche geistigen Stationen er durchwandert hat, welche Ideen ihn beeinflussten und wie er vom Denken zum Handeln gelangte. Stattdessen führt die Autorin einen einsamen, lebensunfähigen und willensschwachen Menschen vor, der, kaum dass er lesen konnte, vom Vater für Hilfsdienste missbraucht und um seine Kindheit betrogen wurde. An die Stelle des Vaters trat dann *Georg Forsters Ehefrau*, von der er sich nicht geliebt fühlte und an die er doch bis zu seinem Tod emotional gebunden blieb.

Die Behauptung, eine unglückliche Kindheit und eine ebensolche Ehe begünstigten einen „Verrat an der Heimat“, während der glückliche Verlauf dieser zwei Lebensabschnitte zum gegenteiligen Verhalten führe, mag lächerlich erscheinen, da sie allzu sehr nach „Vulgärpsychologie“ klingt, doch macht es sich Ina Seidel mit ihrer Auslegung zu diesem Thema keineswegs so einfach. So beginnt der Roman über *Georg Forster* mit den Worten: »Hinterher dachte George freilich, es wäre besser gewesen, den Mund zu halten oder die neu erworbene Kunstfertigkeit entweder schnell zu vergessen oder sie nur auszuüben, wenn „Er“ ferne war.«<sup>400</sup> Die Fähigkeit, um die es hier geht, ist das Lesen, das *Georg* von nun ab nicht nur zum Assistenten des Vaters machte, sondern ihn auch aus der Ich-Bewusstlosigkeit des „Kindheitsparadieses“ riss und ihn in die Lage versetzte, den Dingen dieser Welt Namen zu geben und sie zu kategorisieren. Was sich hier auf der individuellen Ebene wiederholte, ist der Sündenfall: die Erkenntnis der Welt und seiner selbst als etwas voneinander Getrenntes und die Anmaßung, das zu tun, was bis dahin Gott vorbehalten war, die Benennung der in der Welt befindlichen Wesen und Dinge. In diesem Kontext schreibt Gabriele Thöns, dass sich für Ina Seidel die „Erbsünde“ in der Aufspaltung der kosmischen Universalität, »der der Mensch einst symbiotisch angehörte«<sup>401</sup>, manifestiere. Gerade das analytische Denken der Neuzeit sei für sie zum Paradefall dieses Aufspaltens geworden. Die Bestä-

<sup>400</sup> Seidel 1922: 5

<sup>401</sup> Thöns 1984: 96

tigung für diese Behauptung findet sich unter anderem in einem Nachwort Ina Seidels, das sie 1949 zu einer Auswahl von Gryphius-Gedichten schrieb und in dem sie dem Rationalismus, der die Kehrseite der Skepsis sei, die Eigenschaft zuschrieb, dass er »vereisend und versteppend in die Seelenlandschaft Europas eingedrungen«<sup>402</sup> sei.

Wiederholt sich der „Sündenfall“ nach christlicher Vorstellung in der persönlichen Entwicklung jedes Einzelnen, so verbindet sich mit dem Akt der Erkenntnis auch das Wissen um „gut“ und „böse“ und die Fähigkeit, seinem freien Willen zu folgen. Bis zu dieser Stufe ergeht es allen Menschen gleich, unterliegen sie doch der Erbsünde, die von Generation zu Generation weitergegeben wird. Für das sich daraus ergebende Unglück der irdischen Existenz fand Ina Seidel das Bild des Labyrinths, durch das der Mensch verzweifelt und auf der Suche nach Sinn irrt, nur des Entsetzlichen sicher, dass in seiner Mitte der menschenfressende Minotaurus auf ihn wartet. Wer aber meint, mit neuzeitlicher Rationalität und den Ideen der Aufklärung einen Weg zu finden, der aus dem Labyrinth hinausführt, dem gerade hält Ina Seidel das schmerzreiche Leben ihres „Helden“ vor Augen, der vom *patriarchalischen Vater*, der selbst dem rationalen Denken ergeben war und nicht dem Glauben an Gott, wie vom König Minos ins Labyrinth geschickt wird<sup>403</sup>, und der, obwohl in Konkurrenz zum Vater und zugleich in einer Hass-Liebe an ihn gebunden, in dessen Fußstapfen tritt. So der eigenen Mitte entfremdet, die den Menschen nach dem hier ausgebreiteten Weltbild mit seinem göttlichen Kern verbindet, erlangt *Georg Forster* auch nicht das richtungweisende Gefühl<sup>404</sup> bei seiner Partnerwahl. Er hätte – so die Autorin – einer Frau bedurft, die ihm zur mythologischen Gestalt der Ariadne hätte werden können, stattdessen liebt er eine, die sich als geistige Gefährtin des ausbeuterischen Vaters entpuppt.<sup>405</sup>

---

<sup>402</sup> Seidel 1949: 71

<sup>403</sup> Vgl. dazu Thöns 1984: 69 – 72.

<sup>404</sup> In ihrem Roman *Sterne der Heimkehr* und – deutlicher noch – in ihrer Erzählung *Renée und Rainer* erweist sich Ina Seidel als eine Anhängerin der Idee von der Seelenpartnerschaft, nach der sich die Seele vor ihrer Inkarnation in einen männlichen und weiblichen Teil aufspaltet (s. Larisch-Haider 1990: 56ff.). Können beide Seelenanteile sich wohl im körperlichen Liebesakt wiederfinden (Seidel 1923: 212), so ist doch die Gefahr, einen anderen Partner als den der seelischen Verbundenheit zu begehren, sehr groß, und zwar dies um so eher, je mehr der Mensch vom nüchternen Denken als Folge der Aufklärung beherrscht wird.

<sup>405</sup> Seidel 1922: 236

Die innere Verbindung zu den mythologischen „Wahrheiten“ von Kindheit an und die Gründung der Ehe im Einklang mit den Gesetzen der göttlich-kosmischen Sphäre sind für Ina Seidel Teil ihres Bildes von der Heimat. Dabei ist es eine weiblich ausgestaltete Heimat, die sie im Blick hat. Während im *Forster*-Roman der Vater den Sohn in die Welt hinaustreibt und ihn zwingt, sich in der Fremde zurechtzufinden, ist es die Erinnerung an die *Mutter und ihr hausfrauliches Reich*, die das Gefühl, Mensch und Heimat könnten eins sein, in *Georg Forster* wachruft.

[...] da dachte er sich aus, wie gut es sein müßte, eine Mutter zu sein und niemals reisen zu müssen, eine Mutter mit guten kleinen Kindern in einer warmen duftenden Küche, in der es lauter behagliche Arbeit gab, wie Rübenschnitten, Suppenkochen, Kuchenrühren und Topfauslecken [...].<sup>406</sup>

Hier, in der Küche, ergeben sich die nötigen Handgriffe aus jahrhundertlangem Wissen und unterliegen damit dem Gesetz der Mimesis, was aber nicht einfach Anpassung oder Nachahmung bedeutet, sondern

[...] sie läßt sich auf die »Logik« des Gegenstandes (bzw. des Bedürfnisses) ein, gleicht sich seiner Materie an, stellt dar, indem sie ihm ein Bild entgegenhält, das ihm ähnelt, nimmt so Einfluß und gestaltet in einem lebendigen Wechselverhältnis. Sie unterwirft nicht, zerstückelt nicht, um die verborgene Mechanik zu entdecken, zwingt nicht ihren Willen auf, sondern versetzt sich hinein, assoziiert Ähnlichkeit, agiert aufgrund von »Verwandtschaft« – der magischen Sympathie – Übereinstimmung und Vertrautheit mit der Eigenart der Materie.<sup>407</sup>

Wenn mit dem Repetieren von Tönen und Wörtern in allen Religionen göttliche Nähe erfahrbar wird, so wird nach den bisherigen Ausführungen auch verständlich, warum die häuslich-mütterliche Welt als dem Göttlichen näher erscheint und damit den Gegensatz zur Tätigkeit der Forscher und Denker bildet, die das Weltganze in seine einzelnen Bestandteile auflösen. Wer deshalb die mütterliche Welt verlässt, um sich der Rationalität zuzuwenden, der wiederholt den Sündenfall eigenverantwortlich und ebenso derjenige, der aus der Heimat geht. Die Schuld *Forsters* – explizit im *Wunschkind* so bezeichnet<sup>408</sup> – erschöpft sich somit nicht in der Wiederholung der Erbsünde, sondern führt

<sup>406</sup> Seidel 1922: 69f.

<sup>407</sup> Nölleke 1985: 250

<sup>408</sup> Vgl. Seidel 1930: 377f.

durch bewusstes Verschulden darüber hinaus, indem *Forster* die nur halbbewusste Geborgenheit verließ, die falsche Frau wählte und seine Heimat den „Feinden“ preisgeben wollte.

Dass hier der patriarchalischen Welt eine matriarchalische entgegengesetzt wird, darf aber keinesfalls so verstanden werden, als habe Ina Seidel mit feministischen Konzepten sympathisiert. Will man die Ideen der Frauenbewegung nach ihren Grundstrukturen aufteilen, so stehen sich zwei Ansichten gegenüber. Sehen die einen auf die Wirkungs- und Entfaltungsmöglichkeiten des Mannes in der patriarchalischen Gesellschaft, so vertreten sie auch die Ansicht, dass sich Männer und Frauen in einem solchen Maße gleich seien, dass sie beide das Mögliche nutzen und weiterführen könnten. Die anderen hingegen sehen im Weiblichen das ganz Andere, aber auch das viel Bessere, so dass sie von dieser Warte aus eine Feminisierung der Gesellschaft fordern. Ina Seidel gehörte unstrittig zu denen, die das Weibliche als das ganz Andere verstanden wissen wollten, doch die Macht des von ihr entworfenen Matriarchats<sup>409</sup> endet – bildlich gesprochen – an der Haustür, auch wenn diese in den hier erwähnten Romanen oftmals bis an die Grenze des Gutshofs reicht. Mögen die Mütter im häuslichen Bereich auch die Ordnungsregeln bestimmen, so können sie doch nicht verhindern, dass die Väter ihre Söhne intellektuell missbrauchen und ihnen die Begeisterung für den Krieg „vererben“. Keine Frauengestalt Seidels greift in die von Männern dominierte Gesellschaft ein, während andererseits die männliche Zerstörungswut vor ihrem Lebensbereich keinen Halt macht. Die weibliche Einflussnahme versagt dort, wo es um Belange geht, die über den Kreislauf von Gebären, Nähren und Sterben hinausgehen. Gesellschaftliche Mitgestaltung und Frau- beziehungsweise Mutter-Sein schließen einander aus.<sup>410</sup>

Diese Ansicht konnte sich bei Ina Seidel auch nicht anders entwickeln, hatte doch der christliche Gott – so wie sie ihn verstand – die Frauen als das „zweite Geschlecht“ (Beauvoir) erschaffen, als abhängig vom Mann und ihm als Dienerin beigelegt. Das verhinderte nicht, dass sie nach dem Weiblichen in der christlichen Überlieferung suchte, womit auch ihre latente Sympathie für den Katholizismus verständlich wird,

<sup>409</sup> Vgl. dazu vor allem Thöns 1984: 200 – 251, die sehr detailliert die Matriarchatsvorstellungen Ina Seidels herausgearbeitet hat.

<sup>410</sup> Erst in der 1926 erschienenen Erzählung *Die Fürstin reitet* entwarf Ina Seidel eine politisch handelnde Frau, mit der die Dichterin Stellung dazu bezog, dass zu dieser Zeit mehr und mehr Frauen aktiv ins gesellschaftliche Leben eingriffen.

da in ihm, im Gegensatz zum Protestantismus, Reste einer weiblichen Gottheit, in der Figur der Mutter Gottes, die ihre Sexualität in die mütterliche Liebe zum Sohn transformierte, lebendig sind. Als weiblicher, im Sinne von weich, mitfühlend und zärtlich, wird der Katholizismus im *Wunschkind* in den dort geschilderten Gesprächen über Glauben und Religionsausübung beschrieben. Nicht zuletzt die Hoffnung, weibliche Heilige wie auch Maria selbst als Fürsprecherinnen bei einem als hart, unnachgiebig und strafend verstandenen Gott für die eigenen Ängste und Wünsche beauftragen zu können, tragen bei praktizierenden Katholiken zu einem Gefühl der Geborgenheit bei. Aber hierin erschöpft sich auch schon das Weibliche am Katholizismus und auch die Phantasie Ina Seidels über die Mitwirkung der Frauen am göttlichen Schöpfungsplan: im unterwürfigen Bitten und in der Bereitschaft, sich freudig und bereitwillig zu opfern, gerade auch dann, wenn man den Sinn nicht versteht.

Die Sinnsuche, wie sie sich durch Ina Seidels Schriften zieht, oder eher der Schmerz darüber, dass der Sinn nicht erkannt werden kann, veranlasste Gabriele Thöns, gerade auch in den Motiven des *Labyrinths* eine Verwandtschaft mit Albert Camus' Vorstellungen von der Idee des Absurden zu sehen und den Roman der »Erfahrungswelt des Existentialismus«<sup>411</sup> zuzuordnen.

In der Zeichnung seiner Hauptgestalt finden sich alle Züge wieder, die Camus unter das Erlebnis des Absurden faßt: die Erfahrung der „Sinnlosigkeit“ des Seins, Verfremdung der einst vertrauten Welt, Erstarrung des seelischen Erlebens und Sturz ins Bodenlose.<sup>412</sup>

Der Unterschied jedoch, auf den es hier ankommt, ist der, dass für Camus die Welt als solche absurd war<sup>413</sup>, während Seidel gerade zeigen wollte, wie die rationale und zergliedernde Weltsicht diesen Eindruck hervorrufen musste. Wer an Gott glaubt – was Camus bekanntlich nicht tat<sup>414</sup> –, dem sind die Welt und die eigene Existenz nicht das Absurde, auch wenn er die Vorgänge in ihr und die Regeln, nach denen er selbst handelt, nicht verstehen kann, sondern sie ist ihm, wie Gabriel Marcel, ein Mysterium.<sup>415</sup> Diesem Mysterium kann man nicht

---

<sup>411</sup> Thöns 1984: 91

<sup>412</sup> Thöns 1984: 91

<sup>413</sup> Vgl. Camus 1961: 23.

<sup>414</sup> Vgl. Richter 1961: 132.

<sup>415</sup> Vgl. Marcel 1968: 23.

mit dem individuellen Bewusstsein nahe kommen, sondern nur, wenn man wieder wie die Kinder wird<sup>416</sup> und damit im Unbewussten verbleibt. Da dies aber, wie Seidel schildert, dem heranwachsenden Menschen, vor allem wenn er männlichen Geschlechts ist, kaum gelingen kann, führt dieser Zwang bei ihr ins Labyrinth, während Marcel einen Ausweg darin sieht, nicht willentlich zu denken, sondern ‚es in sich denken zu lassen‘; denn »das ›Ich denke‹ ist keine Quelle, es ist ein Verschluß«. <sup>417</sup> Nach Seidel'schem Verständnis entspräche diese Art des Denkens eher den Frauen als den Männern. So erkennen wohl auch sie nicht den Sinn des Existierenden, aber sie erahnen ihn, spüren ihm nach, fügen sich zweifelsfreier in den scheinbar unabänderlichen Reigen von Geburt und Tod, und sich opfernd finden sie den Weg aus dem Labyrinth.

Auch *Georg Forster*, dessen Schicksal »einem heimlichen Gericht gleichkam«<sup>418</sup>, findet am Ende aus dem Labyrinth, da er es vorgezogen hat, »selbst bis in die letzte Kammer zu gehen, freiwillig, und ohne nach des Opfers Zweck zu fragen«. <sup>419</sup> Hat er sich auch für die ‚falsche‘ Seite geopfert, so scheint Gott doch ausgesöhnt, wenn der Mensch sich zu einem solchen Schritt entschließen kann, wenn er sich demütig und ohne aufzubegehren in den Tod schickt: »Wenn wir Geopferten werden zu Opfernden, so haben wir heimgefunden ins Herz der Dinge und Gottes.«<sup>420</sup>

Im Bewusstsein Ina Seidels ist der *Revolutionär Forster* damit trotz alledem der Gnade Gottes teilhaftig geworden. Ähnliches dürfte ihr für die revoltierenden Massen im November 1919 nicht in den Sinn gekommen sein. Alle, die zu jener Zeit, beeinflusst von den russischen Geschehnissen, demonstrierten und nach einer neuen Ordnung riefen, bildeten für sie nichts anderes als »eine Schulklasse, die der Lehrer verlassen hat. Sie [waren] nicht durchpulst von dem ursprünglichen heißen Quell der Empörung. Sie [gefielen] sich in einer äffischen Nachahmung«<sup>421</sup>, waren getrennt von den mythischen Wahrheiten, traten ihre Mutter, die Heimat, mit Füßen und opferten sich nicht wie *Forster*, der ein »Sansculotte des Herzens«<sup>422</sup> war, sondern gehörten nur zu de-

---

<sup>416</sup> Vgl. Marcel 1968: 24.

<sup>417</sup> Marcel 1968: 29

<sup>418</sup> Seidel 1930: 377

<sup>419</sup> Seidel 1922: 386

<sup>420</sup> Seidel 1922: 386

<sup>421</sup> Seidel 1922: 347

<sup>422</sup> Seidel 1922: 373

nen, »die bis dahin im Leben zu kurz gekommen waren und ihre unausgelebten Begierden nun zum Himmel schrien«<sup>423</sup>, womit sie den Sündenfall unentwegt und ohne Aussicht auf Erlösung wiederholten.

Könnte für einen Moment der Verdacht aufkommen, Ina Seidel hätte Revolutionen etwas abgewinnen können, wenn sie vom »ursprünglichen heißen Quell der Empörung« getragen würden und keine »äffischen Nachahmungen« wären, so stellt er sich bei näherer Betrachtung als Irrtum heraus. Wenn Gabriele Thöns die in Bilder umgesetzte Idee des Vitalismus in den Schriften Seidels thematisiert, so kann die Benennung des ursprünglichen heißen Quells durchaus dafür gelten, dass Ina Seidel immer dann zu einer positiven Einstellung zu den revolutionären Vorgängen gefunden hätte, wenn diese dem vitalistischen Prinzip von Leidenschaft und Tragik entsprochen hätten. Doch lassen sich während der Lektüre der Seidel'schen Schriften Vitalismus und Revolution nur bedingt auf einen Nenner bringen.

Da die Autorin selbst sich nirgendwo zusammenhängend zu diesem Thema geäußert hat, muss hier der Umweg über ihre Darstellung der Sexualität genommen werden. In ihrem 1923 erschienenen Roman *Sterne der Heimkehr* ermöglicht der Tanz »Selbstauflösung, „Hingabe“ des Ich und dadurch Teilhabe an den geheimen Schwingungen des Alls«<sup>424</sup>, doch verwandelt sich dieser »Triumph des „Lebens“«<sup>425</sup> in der Figur der *Loulou*<sup>426</sup> in den der Zerstörung. Während sie sich tanzend den Exzessen sexueller Lust hingibt, verbindet sie sich nicht mit einer als ursprünglich verstandenen Sexualität, nach der der weibliche Schoß mit dem Mutterboden gleichgesetzt wird, sondern zeigt die Entartung auf, wie sie nur der zivilisierten Frau eigen sein könne. Nachdem *Loulou* vom ‚Dorfidioten‘ ermordet worden ist, mit dem sie vor aller Augen »aufgeblättert wie roter Mohn«<sup>427</sup> getanzt hatte, sagt *Meister Lermoser*, der hier wie der „Weise Alte“ gezeichnet wurde: »Schlimmes Mysterium der zivilisierten Frau, die den Barbaren zum Spielzeug begehrt...«<sup>428</sup>

So wie geschlussfolgert werden kann, dass eine ursprüngliche weibliche Sexualität sich in der Sehnsucht ausdrückt, wie Mutter Erde mit

---

<sup>423</sup> Seidel 1922: 367

<sup>424</sup> Thöns 1984: 169

<sup>425</sup> Thöns 1984: 170

<sup>426</sup> Vgl. Seidel 1923.

<sup>427</sup> Seidel 1923: 222

<sup>428</sup> Seidel 1923: 324

Samen versehen zu werden, so heißt auch ursprüngliche Empörung nichts anderes, als um das Land zu kämpfen, von dem man lebt. Sexualität einzig um der Lust willen ist nach dieser Sichtweise ebenso ein Ergebnis der zivilisatorischen Dekadenz wie das Aufbegehren gegen Menschen, mit denen man gemeinsam die Erträge des Mutterbodens und des Vaterlandes teilt. Deshalb stand Ina Seidel der Novemberrevolution von 1919 ablehnend gegenüber, während sie die Vorgänge, die vom politisch rechtsgerichteten Lager als „Nationale Revolution“ bezeichnet wurden, begrüßte. Allerdings hieß das nicht, dass sie alle Ansichten der Anhänger und Befürworter dieser „Revolution“ teilte, wie beispielsweise daran ersichtlich wird, welche Gründe sie für den verlorenen Krieg zu erkennen meinte.

Die Legende vom Dolchstoß, nach der die auf Frieden hoffenden Menschen ihre Proteste und Streiks wie einen Dolch in den Rücken der Kämpfenden gestoßen hätten, fand einen festen Platz in den Erklärungen für den verlorenen Krieg und wurde als Rechtfertigung für den „Weißen Terror“ am Beginn der Weimarer Republik und auch später noch im Nationalsozialismus für die Ermordung von Millionen Menschen angeführt.<sup>429</sup> Eine völlig anders lautende Erklärung dafür, dass Deutschland den Krieg nicht hatte gewinnen können, bot Ina Seidel ihren LeserInnen mit der Erzählung *Vorgesetzte* an, die 1920 erschien. Danach ist der Verlust der preußischen Manneszucht, die unter den Offizieren dem dekadenten Verhalten gewichen war, Schuld daran, dass Deutschland nicht den ihm zustehenden Platz in der Welt hatte erkämpfen können.

*Hauptmann Stengel* hat sich mit der *Offizierswitwe Marianne von Geßner* verlobt, und ihr Sohn *Wilhelm* ist seinem Bataillon zugewiesen worden. Er fühlt die Verantwortung, die ihm seine Verlobte für den zukünftigen Stiefsohn auferlegt hat, und mehr als einmal spürt er den mahnenden Blick der nicht anwesenden Frau. Aber die amourösen Verlockungen, wie sie die Einquartierung mit sich bringt, erweisen sich als stärker, und *Wilhelm von Geßner* wird für den *Hauptmann* zu einem Störfaktor, den er aus seiner Nähe zu vertreiben sucht. Vom Alkohol und dem sexuellen Verlangen nach seiner „Wirtin“ gleichermaßen umnebelt,

---

<sup>429</sup> Noch in einem im Jahre 1999 im Arndt-Verlag erschienenen Buch über den Versailler Vertrag heißt es: »Die unablässige Aufhetzung der Arbeiterschaft in der Heimat gipfelte im Januar 1918 sogar in einem Munitionsarbeiterstreik [...] Der Marxismus vollzog so den Dolchstoß in den Rücken der kämpfenden Front.« (*Das Versailler Diktat*. 1999: 19)



schickt er den Fahnenjunker auf eine Erkundung, die erfahrenere Soldaten erfordert hätte, und damit in den sicheren Tod.

Es kann, so lässt sich Ina Seidels Erzählung verstehen, um eine Armee nicht gut bestellt sein, in der die Offiziere Befehle erteilen, deren Erfüllung nur ihrem leidenschaftlichen Begehren dient und mit denen Menschen geopfert werden, die ihrer Aufgabe, dem Vaterland zu dienen, noch lange nicht gerecht geworden sind. Während *Hauptmann Stengel* mit dem etwas schwach gebauten Kinn, der immer mühsam um Haltung ringen muss, am Ende der Erzählung, wenn auch schuldbewusst und zum Sühnetod bereit, noch lebt, liegt *Wilhelm* tot vor ihm. Dies erscheint – folgt man der Intention der Verfasserin – um so tragischer, als dieser ein wirklicher Soldat und Offizier geworden wäre, stammte er doch aus einer Familie, die über Generationen hinweg Soldaten hervorgebracht hatte, in denen der militärische Geist Fleisch und Blut durchdrungen hatte.

Zunächst nahm er [Wilhelm, A. D.-H.] sich selbst vor, Knopf für Knopf gleichsam, brachte sich das Gefühl der knapp sitzenden Uniform, der strammgewickelten Gamaschen zum Bewußtsein, versicherte sich mit der Hand des tadellosen Sitzes von Seitengewehr und Revolver, und empfand eine spielerische Freude an der eigenen Erscheinung, ein Vergnügen, hinter dem sich indessen eine Hingabe leidenschaftlicher Art, ein im Blut pochender Wille zur Verschmelzung mit dem Körper des Heeres verbarg, ein ihm eingeborener Wille, dem alles dieses, die blanke, tadellose Erscheinung mit ihrer bis ins Kleinste zweckmäßigen Ausrüstung nur Symbol und Ausdruck der einen großen Idee der Einordnung, der Unterwerfung unter die Ziele der Armee war.<sup>430</sup>

Die Sympathie der Dichterin gehört zweifellos dem *Fahnenjunker*, der sich zu einem wahrhaft „soldatischen Mann“ (Theweleit) entwickelt hätte. Auf die anderen Figuren der Erzählung kommt es nicht an, wie Ina Seidel selbst schrieb<sup>431</sup>, sie sind nur Staffage, damit die Schönheit des *jugendlichen Helden* um so leuchtender hervortritt. Die anderen jungen Männer, die ebenso von der Schulbank weg ins Feld geschickt wurden, rauchen, übertreten die mütterlichen Verbote und wühlen sich nach einem Grabenangriff, ganz unmännlich und keineswegs heldenhaft, heulend und schreiend in den mit Gras bewachsenen Boden. Sie alle haben nicht ‚das Zeug‘, um die Zuneigung ihrer Schöpferin zu

---

<sup>430</sup> Seidel 1920a: 112

<sup>431</sup> Seidel 1920a: 103

gewinnen, ebenso wenig wie die Offiziere, die den jungen Männern Vorbild sein sollten und doch nur die erstbeste Gelegenheit nutzen, um sich dem bequemen Leben und der erotischen Verführung hinzugeben.

Während die Mannschaft im Dorf verteilt untergebracht ist, haben sich die *Vorgesetzten* im Schloss des *Fabrikbesitzers Sabatier* in der Champagne einquartiert, der nach Aussagen seiner Gattin in Geschäften unterwegs ist. Entweder sei er in Brüssel oder in Basel. *Herr Sabatier* – so muss geschlossen werden – ist ein unzuverlässiges Subjekt, ist einer, der nicht davor zurückschreckt, mit Menschen Geschäfte zu machen, die den Deutschen feindlich gesonnen sind. Die Verachtung der Autorin für ein solches Geschäftsgebaren, mit dem offen gezeigt wird, dass man keine anderen Werte als die des Gewinns kennt, legt Ina Seidel dem *Leutnant von Meyners* in den Mund: »Ein verfluchter Manichäer, dem es geglückt war, alten Feudalbesitz an sich zu bringen.«<sup>432</sup> Muss man auch vermuten, dass *Herr Sabatier* seine Geschäfte ohne weltanschauliche Rücksichten macht und ohne Stellungnahme für die eine oder andere Seite der Kriegsteilnehmer, so liegt sein ‚wahres Verbrechen‘ doch gerade darin begründet, dass er einer gesellschaftlichen Klasse angehört, die die ‚feudalen Idyllen‘, wie die unauflösbare Bindung zwischen König und Vasall, zwischen Ritter und Knappe, und damit eine historische Epoche vernichtet hat. Demnach ist es der bürgerliche Geist, der das Gesicht der Welt prägt und damit auch das soldatische Leben korrumpiert.

Doch voller Genugtuung konstatiert die Dichterin, dass die baulichen Veränderungen, die am Schloss vorgenommen wurden und mit denen die Familie bürgerlichen Luxus und modernes Leben demonstriert,

nicht das in Stein gemeißelte Wappen über dem Portal zu übertönen [vermochten], das mit seinem springenden Einhorn im gestirnten Feld, grau und verwittert wie es war, von einer Vergangenheit kündete, in der hier durchaus kein Herr Sabatier herrschte.<sup>433</sup>

Das Edle und Gute der vergangenen Zeit, wie grau und verwittert es auch sei, wird sich immer einen Weg durch das Unwürdige zu bahnen wissen. So jedenfalls äußert sich die Hoffnung Ina Seidels, und die noch nachfolgenden Schriften wird sie mit dieser Intention, dem Untergegangenen wieder zum Leben zu verhelfen, schreiben. Ihr Hass gilt

---

<sup>432</sup> Seidel 1920a: 110

<sup>433</sup> Seidel 1920a: 109

in der Erzählung *Vorgesetzte* einer Weltsicht, mit der die Aussicht auf finanziellen Gewinn zur primären Antriebskraft für alle Handlungen erhoben wird, und ihr Jammer dem frühzeitigen Tod des „wahren Helden“. Doch Ina Seidel bringt auch ihre Verachtung für die schwachen Mitglieder der Adelsklasse zum Ausdruck, die sich ihrer Existenzgrundlage haben berauben lassen und sich nun, wenn auch grolend, in die bürgerliche Werteordnung genießend und kampfesmäde einfügen. Mit ihrem Roman *Das Wunschkind* wird sie wenige Jahre später gerade diesen Angehörigen des Adels einen Spiegel vorhalten und ihnen zeigen, wie sie waren und was sie hätten erreichen können, wenn sie dem Zeitgeist nur unbeirrbar widerstanden hätten, wenn sie dem Verfall von Hohenzollernegeist und preußischer Manneszucht entgegengetreten wären.

Gemeinsam mit dieser Erzählung erschien in dem Novellenband *Hochwasser* auch eine mit dem Titel *Der Tod einer Frau*. Es wird mit dem nur wenige Seiten umfassenden Text keine historische Authentizität vorge spiegelt, zu vage war das, was die Zeitgenossen aus der Kindheit der hier Geschilderten wussten<sup>434</sup>, und auch die tatsächlichen politischen Vorgänge und Zusammenhänge lagen nur für diejenigen offen zutage, die sie auch sehen wollten. Trotzdem kann hier nur eine Frau gemeint gewesen sein: *Rosa Luxemburg*, die in einem Hotelzimmer auf ihre Verhaftung wartet. Geschildert wird eine Jüdin von kleiner verwachsener Gestalt, die den Rhythmus von Gefängnisaufenthalten, Gerichtsverhandlungen, Freiheit und erneuter Verhaftung nur zu gut kennt. Obwohl sie weiß, dass es aus diesem Reigen für sie gegenwärtig keinen Ausweg gibt, will sie an nichts anderes als an den Tag der Freiheit denken.

Inzwischen würde sie sich sammeln und zusammenziehen, wie eine Faust, die sich ballt, würde Gifte in sich destillieren und ihren Haß täglich schleifen, daß er blank und geschmeidig sei, – auf den Tag! Vielleicht aber, – und jetzt trat ein Ausdruck leidenschaftlicher Schwärmerei in ihre Augen, und sie blieb stehen, – vielleicht würde er diesmal sehr bald kommen, dieser Tag der Freiheit, würden wieder jubelnde Menschenmassen sie an der Gefängnis pforte umringen, – und dann sollte es kein Traum sein, daß auch der große Freiheitsfrühling angebrochen sei, kein Traum, wie dieses erste Mal, — ein Traum, aus dem sie erwacht

---

<sup>434</sup> Vgl. dazu Hirsch 1986.

war, um zu erleben, daß dieselben Brüder, die sie eben befreit hatten, sie nun jagten! – –<sup>435</sup>

Eine solche Sehnsucht nach Freiheit, so scheint es, bedarf der Erklärung, und Ina Seidel versucht sie in der Kindheit ihrer Figur zu finden, die allerdings nichts mit der realen Rosa Luxemburg zu tun hat. Bei einem Pogrom sieht das kleine Mädchen den toten Vater im Rinnstein, und auf seiner Brust sitzt ein Rabe und hackt nach seinem Herzen. Doch auch die Mutter bietet von nun ab keinen Schutz und keine Geborgenheit mehr, flieht sie doch vor Schrecken und Schmerz in die Gefühllosigkeit, und ihr Gesicht wird zu einer leeren Maske. Anders als die Mutter reagiert das kleine Mädchen, das den Ausgestoßenen dieser Welt, zu der es von nun ab selbst gehört, helfen will und deshalb seinen Hass gegen die Schuldigen täglich schleift und poliert. Wie auch bei den anderen Figuren Seidels treibt die Erkenntnis, elternlos zu sein, in den Existenzkampf und damit in die Selbstvergewisserung. Aber der Hass ist hier nicht nur eine weitere Variante und Ausformung der Ursünde, sondern die Grundlage für die folgenden Geschehnisse. Wer wie *Freddy* die menschliche Not der Heimatlosigkeit kennen gelernt hat, aber doch ein »Kerl wie Butter und Brot«<sup>436</sup> geblieben ist, der darf in der beglückenden Gemeinschaft seiner Kameraden für ein großes Ziel sterben, wer aber wie *Forster* sein Vaterland verrät, der stirbt einsam und von allen Lieben verlassen. Nicht anders ergeht es deshalb der Figur *Rosa Luxemburgs* in der Seidelschen Erzählung. Wer auf Hass mit dem gleichen Gefühl reagiert, dem kann kein anderes Schicksal zuteil werden, als gejagt und getötet zu werden. Der Attentäter erscheint deshalb am Ende der Novelle auch nicht anders als der Vollstrecker eines Gottesurteils. Mehr noch: Er erfüllt das Schicksal der Ermordeten, die ihren Lebensweg und sein Ende vor sich gesehen und beides mit aller Konsequenz bejaht hatte.

Und, nachdem sie so aufrecht mitgegangen war, konnte einer es wissen, daß die rohe Larve des Mörders, aufschnellend vor dem Fenster des Gefährten, daß seine plumpe Waffe, der niedersausende Todesstreich, daß dies alles eine Erlösung gewesen war, ein endlich enthülltes, umfassendes Schicksal, dem sie von Anfang an verfallen gewesen war, vor dem sie ununterbrochen geflohen, vor dem sie ihr Leben lang einsam gezittert hatte? – – –

<sup>435</sup> Seidel 1920c: 222

<sup>436</sup> Seidel 1920b: 213

Sie, deren Macht man empfunden hatte, wie einen bössartigen Sprengstoff, sie – die man sehr gefürchtet hatte...<sup>437</sup>

Tritt man heraus aus der eigenen Empörung darüber, dass das Attentat hier wie ein, wenngleich gefürchtetes, so doch auch ersehntes Lebensziel des Opfers dargestellt wird, so stößt man, wie schon bei dem Bild von der Seelenpartnerschaft auf eine stark buddhistisch gefärbte Weltansicht. Nach dieser wählt sich die Seele, bevor sie sich als Person inkarniert, ihr irdisches Schicksal bewusst, um für ihre geistige Fortentwicklung, die einstmals in die Erleuchtung oder in das Nirwana münden wird, die notwendige Erfahrung zu machen. Demnach hätte *Rosa Luxemburg* vor ihrer Geburt selbst entschieden, als ein verfolgtes jüdisches Mädchen auf die Welt zu kommen, um aus dieser schmerzhaften Erfahrung zu lernen. Durch ihre vorangegangenen Inkarnationen noch nicht ausreichend geläutert, hätte sie dann die erlittene Gewalt nicht mit Freundlichkeit, Mitleid und Gleichmut beantworten können, sondern wiederum nur mit Hass und revolutionärem Kampf. Damit jedoch hätte sie dann nach dem Prinzip von Aktion und Reaktion gleichzeitig auch ihr gewaltsames Ende selbst gewählt. Doch nur ihr Körper wäre bei der Ermordung gestorben, während Geist und Seele an der Erfahrung hätten wachsen dürfen, um während der nächsten Inkarnationen das Leben von einer höheren Warte aus zu meistern.

Mit dieser Variante, den politischen Mord als Begrenzung der karmisch festgelegten Lebensspanne aus den Vorgängen gesellschaftlichen Zusammenlebens herauszuheben, hat ihn Ina Seidel nicht nur ethisch gerechtfertigt, sondern sich selbst – so wird hier vermutet – vor quälenden Fragen geschützt. Dass sie den Attentäter *Rosa Luxemburgs* im politischen Lager der Ermordeten ansiedelte, indem sie diejenigen, die sie jagten, als ihre Brüder bezeichnete, festigt diese Vermutung noch, wird doch die Ermordung somit zur internen Angelegenheit einer Gruppierung, die sich nach Seidels Ansicht außerhalb der geordneten Gesellschaft gestellt hat und das Leben der Autorin deshalb nur am Rande tangierte.

---

<sup>437</sup> Seidel 1920c: 227f.

### 3.7 Das nervenkranken Deutschland

Zu denen, die gehofft hatten, dass der Krieg das ganz Neue bringe, hatte auch Ricarda Huch gehört. Nachdem sich diese Hoffnung als eine Illusion erwiesen hatte, knüpfte sie ihre Erwartungen an die politischen Unruhen, die sie tagtäglich in München selbst beobachten konnte. Hatte sie in dem oben zitierten Brief<sup>438</sup> ihr Einverständnis mit dem Untergang der Monarchie zum Ausdruck gebracht, so schrieb sie weiter:

Ich war schon vor dem Kriege davon überzeugt, daß unsere Kultur auf einem toten Punkt angelangt war und daß eine Erneuerung kommen mußte. Wie so etwas kommt, das weiß man ja aber nicht, und man kann es auch nicht herbeiwünschen, obwohl man es für notwendig hält. [...] Es ist erfreulich zu sehen, mit welcher Intensität sich alles der Bewegung anschließt, das gibt Hoffnung, daß etwas Rechtes daraus wird.<sup>439</sup>

Neben der Trauer und der Akzeptanz dessen, was ohnehin nicht mehr zu ändern war, sondern seinen geschichtlichen Lauf nehmen würde, klingt hier eine Saite an, deren Entfaltung Ricarda Huch in ihrem Werk einen breiten Raum einräumte: die Befürwortung des revolutionären Geschehens. So wie sie den Krieg als eine notwendige Kampfesform bejahte, so auch die mit Waffengewalt durchgeführte Revolution, wenn die ‚morschen Mächte‘, die »nicht mehr lebendig im Herzen des Volkes« wurzelten, um des Neuen willen zerstört werden mussten. Ihr großes Werk über die Revolution von 1848 aber stand zu diesem Zeitpunkt noch aus.

Bis dahin hatte sie sich vor allem mit dem Recht auf gewaltsame Handlungen im politischen Kontext – wie schon erwähnt – in ihrem Roman über *Garibaldi* auseinandergesetzt und auch, was sich erst auf dem zweiten Blick erschließt, in ihrer literarhistorischen Darstellung *Die Romantik*, deren zwei Bände, *Blütezeit der Romantik* und *Ausbreitung und Verfall der Romantik*, um die Jahrhundertwende erschienen waren. Mit viel Sympathie für die »Schar junger Männer und Frauen [...], die] erobernd über die breite, träge Masse Deutschlands stürmte«<sup>440</sup>, schilderte die Autorin die Gefühls- und Gedankenwelt jener, die das Bild von der »Romantik« geprägt haben. Erscheinen sie auch eher als Menschen,

---

<sup>438</sup> Vgl. S. 94f. d. Arbeit.

<sup>439</sup> Huch 1986: 79

<sup>440</sup> Huch 1951 [1908]: 9

die sich auf ihr seelisches Erleben zurückziehen und den Problemen des Alltags aus dem Wege zu gehen versuchen<sup>441</sup>, so ging es Ricarda Huch doch gerade darum, die politische Dimension des romantischen Denkens aufzuzeichnen; denn die Weigerung, sich handelnd ins politische Geschehen zu begeben, heißt nicht zwangsläufig, auch keinen politischen Standpunkt entwickelt zu haben.

Zwischen den politischen Ansichten der Romantiker und denen Ricarda Huchs lassen sich durchaus Parallelen finden. Zeit ihres Lebens teilte sie mit ihnen die Vorstellung vom Mittelalter als einer Epoche, in der die Gliederung des Volkes für alle nutzbringend gewesen sei, und gefolgt ist sie ihnen auch »in dem Gedanken des Organischen in der Entwicklung allen Lebens und in der Übertragung dieses Gedankens auf die Politik und die Gesellschaft.«<sup>442</sup> Worin sie ihnen aber nicht folgen mochte, das war die Wirklichkeitsferne und der Aufruf zum Rückzug aus dem politischen Tagesgeschehen; denn – so formulierte sie zwei Jahrzehnte nach Abschluss ihres Werkes über die Romantik – das »Erstarren durch Absonderung vom Kampfe der sich entwickelnden Menschheit«<sup>443</sup> sei das Böse.

Die Entscheidung, dass sie fast am Anfang des Buches – gleich nach den *Brüdern Schlegel* – ein eigenes Kapitel für *Caroline Schlegel-Schelling* reservierte und als letzte ausführlicher besprochene Gestalt *Bettina von Arnim* vorstellte, findet ihre Begründung in den Lebensdaten der beiden Frauen<sup>444</sup> und in der Chronologie der romantischen Bewegung, doch lässt sie sich auch so interpretieren, als habe die Autorin das politische Nicht-Handeln durch zwei Frauen einrahmen wollen, die sich in den Geschehnissen ihrer Zeit ein Urteil bildeten und dieses zu vertreten wussten. Wohlwollend charakterisierte sie *Caroline* als eine Frau, die

alle Pflichten, die das Leben mit sich brachte, und alle Gelegenheiten, sich zu betätigen, [...] gründlich ergriff und bei allem, was sie vorhatte, so sehr mit ganzer Seele war, daß man jedesmal hätte

---

<sup>441</sup> »Sie waren keine handelnden Menschen; die Politik riß sie aus dem weihrauchdurchdufteten Tempel des Innern [...], aus heiligen Hainen der Betrachtung und Anbetung in Straßenlärm und Schlachtgewühl, wo die Augen nichts Schönes und Fernes suchen durften, sondern aufmerken mußten, wo es galt, sich mit den Armen durchzukämpfen.« (Huch 1951: 618)

<sup>442</sup> Baumgarten 1964: 71

<sup>443</sup> Huch 1922: 19

<sup>444</sup> Caroline Schlegel-Schelling 1763 – 1809; Bettina v. Arnim 1785 – 1859

meinen können, gerade dies sei für sie die Hauptsache und gerade dafür sei sie geschaffen.<sup>445</sup>

Ganz so wie beschrieben, hatte sich *Caroline* auch im Oktober 1792 in Mainz auf die Seite von *Georg Forster* und jener Partei gestellt, die mit der revolutionären französischen Besatzungsmacht sympathisierte, vor allem aber die revolutionäre Bewegung in Deutschland vorantreiben wollte. Niemand, so schrieb Ricarda Huch – wobei sie mit niemand wohl alle jene meinte, die den Zielen der Französischen Revolution ablehnend gegenüber standen oder sie doch zumindest nicht für deutsche Verhältnisse akzeptieren wollten –

hatte ihr Verweilen in Mainz, ihren Enthusiasmus für die französische Freiheit und ihre Teilnahme für Forster, den Vertreter derselben gebilligt, man hatte ihr im Geiste die rote Mütze der Jakobiner aufgesetzt – und welcher Schlechtigkeit hielt man Jakobiner nicht für fähig?<sup>446</sup>

Die Mainzer Republik dauerte jedoch nur bis zum Juli 1793, und *Caroline* gehörte zu jenen Personen, die von den Truppen des deutschen Adels gefangen genommen und eingekerkert wurden. Voller Bewunderung klingen die folgenden Worte Ricarda Huchs:

Da sie aber nun allein in die entsetzlichsten Verhältnisse hinausgestoßen war, fand sie ihre ganze Überlegenheit, Seelengröße und Hoheit wieder. Das war es gerade, was ihrer Schwachheit das Verächtliche nahm, daß sie bei aller Weichheit die edle männliche Eigenschaft besaß, nach einem Sturze unverletzt aufstehen und ebenso stark und sicher wie vorher ihres Weges weitergehen zu können.<sup>447</sup>

Mit derselben Begeisterung beschrieb sie auch *Bettina von Arnim*:

Vollends ein Beispiel demokratischer feurig nach außen gekehrter Romantik haben wir nun aber in Bettina, die als Kind schon [...] sich für Mirabeau und die französische Revolution begeisterte. [...] Zur Zeit der Tiroler Freiheitskämpfe erhob sie sich bewußt gegen das tatenscheue, vornehme Sichinsichselbst-zurückziehen, welches die Art und zum Teil auch der Grundsatz ihrer Umgebung war [...], und] das Mitleid für die Notleidenden, das sich bei

---

<sup>445</sup> Huch 1951 [1908]: 34

<sup>446</sup> Huch 1951 [1908]: 40

<sup>447</sup> Huch 1951 [1908]: 40f.



ihr von klein auf als Energie, als Wille zu helfen zeigte, bildete in ihr sozialpolitische Ideen aus.<sup>448</sup>

Die Art der Darstellung, mit der dieser Frauen als Kämpferinnen und Befürworterinnen der Revolution geschildert werden, lassen den Eindruck entstehen, die Autorin selbst habe die zu ihrer Zeit herannahende Revolution begrüßt, und der eingangs zitierte Brief mag diesen Eindruck durchaus als mit der Realität in Übereinstimmung erscheinen lassen. Dies war aber nicht der Fall.

Drei Wochen später, nachdem sie den eingangs erwähnten Brief geschrieben hatte, am 7. November, konnte sie miterleben, wie in Bayern die Revolution ausbrach.

Nach einer gewaltigen Kundgebung für Frieden und Demokratie in München bildete sich eine Demonstration, an der etwa 200 000 Menschen, überwiegend Arbeiter und Soldaten, teilnahmen. Sie stürmten die Kasernen und das Militärgefängnis. Unter dem Vorsitz des Führers der USPD, Kurt Eisner, wurde ein Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrat gebildet und Bayern zur demokratischen Republik erklärt. Am 8. November wurde ein provisorischer „Nationalrat“ geschaffen, der sich aus Mitgliedern des Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrates und aus Vertretern der ehemaligen Landtagsfraktion der SPD, des Bayrischen Bauernbundes und der Liberalen zusammensetzte.<sup>449</sup>

Hatten schon die Soldaten, da sie weder als Sieger heimgekehrt noch als Helden gestorben waren, nicht den Vorstellungen der Dichterin entsprochen, so nun auch nicht die Revoltierenden. Diese Menschen, die sich die Macht erkämpft hatten, flößten ihr nur Grauen ein. Böse, gefahrdrohende Gesichter hätten sie gehabt und solche wie sie – die Bewohnerin eines eleganten Viertels – »mit unverhohlener Bedrohung an[gesehen]«. <sup>450</sup> Sie dachte sogar an Flucht, befürchtete den Ausbruch einer »Bartholomäusnacht«, bei der es diesmal nicht die Hugenotten träfe, sondern die Reichen, und identifizierte sich mit den russischen Emigranten, die die Sowjetunion verlassen hatten.

Rang sie sich noch dazu durch, Mitleid für die von Krieg und Hunger gezeichneten Gestalten zu empfinden, so verachtete sie den neuen Ministerpräsidenten Kurt Eisner rückhaltlos, bezweifelte sie doch, dass überhaupt »ein Funken echter Liebe zu den Armen und Enterbten in

<sup>448</sup> Huch 1951 [1908]: 639f.

<sup>449</sup> *Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*, Kapitel VI, 1967: 93

<sup>450</sup> Huch 1964: 132

ihm«<sup>451</sup> sei. Was sie unter einer solchen echten Liebe verstand, hatte sie bereits in ihrem Werk über die Romantik zum Ausdruck gebracht. Auf den Vorwurf, die Romantiker seien volksfeindlich gewesen, erwiderte sie, »daß ein Romantiker etwa gegen das allgemeine Wahlrecht oder gegen die parlamentarische Volksvertretung stimmen und doch ein warmes Herz und eingehenden Sinn für das Volk haben«<sup>452</sup> könne. Es kann nach den bisherigen Ausführungen nicht davon ausgegangen werden, dass Ricarda Huch mit einer solchen Einstellung den Geist der Zeit traf. Das »warme Herz« einer Frau aus dem Bürgertum wird die proletarischen Menschen kaum interessiert haben, hingegen das allgemeine Wahlrecht und die parlamentarische Volksvertretung sehr wohl.

Am Abend nach der Ermordung Kurt Eisners am 21. Februar 1919 war ihr die Verehrung, die seine trauernden Anhänger zum Ausdruck brachten, Anlass, um – wie sie selbst bekannte – bis in die Nacht hinein zu lachen. Ihr Mitgefühl gehörte dem Attentäter Arco und ihre Bewunderung dem Major von Jahreiß, der sich dem Attentäter entgegen geworfen hatte.<sup>453</sup> Die Beweggründe, aus denen heraus ein Mensch handelt, scheinen für sie – wie sich auch später noch zeigen wird – nebensächlich gewesen zu sein. Was sie bewunderte, war der Kampfgeist an sich. Aus dieser Einstellung heraus konnte sie nur verachtungsvoll über Eisner schreiben: »[...] er war ein abstrakter Moralist, soll recht gute Theaterkritiken geschrieben haben und machte sicherlich schlechte Gedichte. Kritik und Theorie aber machen ebenso wenig den Regenten wie den Künstler; man muß es eben können.«<sup>454</sup>

Einer von denen, die es nach ihrer Ansicht ‚konnten‘, den sie für einen Revolutionär und Helden hielt, war – wie schon im vorangegangenen Kapitel erwähnt – *Giuseppe Garibaldi*. Die Sprache des Romans, den sie über ihn schrieb, ähnelt der ihrer Kunstmärchen, und schon mit den dem Buch vorangestellten Zeilen machte sie sich zu seiner Preissängerin und überhöhte den italienischen Freiheitskämpfer zu einem zeitlosen Helden, der wohl irdischen Zielen zustrebte, aber nach dem Willen seiner Schöpferin über Fähigkeiten verfügte, die ihn aus dem Heer der sterblichen Menschen heraushob:

---

<sup>451</sup> Huch 1964: 136

<sup>452</sup> Huch 1951 [1908]: 634

<sup>453</sup> Vgl. Huch 1964: 132 u. 137.

<sup>454</sup> Huch 1964: 135

Wir wollen alte Lieder singen, um den Toten der Insel zu beschwören. Eine Äolsharfe wollen wir zwischen die Klippen spannen. Wenn der Wind darüber fährt, wird sie von heiligen Erinnerungen tönen: von wehenden Fahnen und rasenden Schwertern, von Opfern und Triumphen. Wenn wir von Italiens Begrabensein und Auferstehen singen, wird Garibaldi hören: er steigt aus dem flutenden Schoß des Weltengottes und träumt in die weiten Akkorde der meerdurchhallenden Harfe. Seht, über den Felsen türmt sich sein Leib, sein Haupt umkreisen die Wolken, des Ozeans blauer Ring fließt um seine Füße.<sup>455</sup>

Weder Kurt Eisner oder sonst ein namhafter Führer der Novemberrevolution entsprachen dem Ideal, wie es Ricarda Huch von einem Helden entworfen hatte, noch hatten die Menschen, die zu diesem Zeitpunkt in Bewegung geraten waren, Ähnlichkeit mit dem von der Dichterin geschilderten verschmelzungssüchtigen italienischen Volk.

Nicht die nationale Einheit Deutschlands war das Ziel der Revolution, sondern die (Räte-)Republik, und Kurt Eisner war sogar stolz darauf, dass ihn seine politischen Gegner als »ehrlosen Landesverräter«<sup>456</sup> bezeichneten, waren es nach seiner Ansicht doch gerade die vaterländisch Gesinnten, die Deutschland ins Elend gestürzt hatten. Auch galt es nicht, die Interessen des deutschen Volkes gegenüber anderen Völkern zu vertreten, sondern die Interessen der deutschen Arbeiterklasse – als Teil des Proletariats aller Länder – gegen die der deutschen und ausländischen Kapitalisten.<sup>457</sup> Der Huch'sche Held, der »sein Volk gegen Bedrückung vertritt«<sup>458</sup>, war nicht mehr gefragt, sondern nun wollte »die Masse selbst Herr«<sup>459</sup> sein, »sollte die demokratische Organisation unmittelbar der Massen selbst künftig die Grundlage aller Entwicklung sein«<sup>460</sup>, so dass es weder Führer noch Geführte geben könne, und an die Stelle von Waffengewalt gegen die alten Mächte baute Eisner seine Hoffnung auf das »reinigende Wehen des neuen Geistes«<sup>461</sup>.

Gegen die Demokratisierung und die Massenbewegung setzte Ricarda Huch ihren Traum vom Wahlkönig und den kleinen Gemeinschaften, wie sie sie in einem Brief vom 21. November 1918 beschrieb:

---

<sup>455</sup> Huch 1960: 7

<sup>456</sup> Dorst 1972: 24

<sup>457</sup> Vgl. Dorst 1972: 43.

<sup>458</sup> Huch 1922: 22

<sup>459</sup> Huch 1922: 22

<sup>460</sup> Dorst 1972: 34

<sup>461</sup> Dorst 1972: 35

Ich hatte eigentlich Lust, eine, soweit es mir möglich ist, glühende Propaganda zu machen, damit ein Reichsverweser auf Lebenszeit gewählt würde (Prinz Max von Baden), eine Art Wahlkönig, nur daß man den Namen nicht ausspricht. Da sagte Wolfskehl<sup>462</sup> neu-lich, viele neigen doch zu einer Kollektivregierung, und obwohl ich das im Grunde jämmerlich finde, scheint es mir doch, als hätte Deutschland augenblicklich nicht die Kraft zu einer Einzelvertretung und als müßte es sich ausruhen, so wie man auch Nerven-krankte sich einfach ausruhen läßt. [...] ich finde, Deutschland müßte sich sozusagen selbst kolonisieren oder besiedeln, es müß-ten aus den Großstädten Gruppen von Menschen, zum Beispiel je hundert, auswandern und sich in den zahllosen schönen kleinen Landstädten niederlassen, die wir haben.<sup>463</sup>

Die Sehnsucht nach einem mittelalterlich gefärbten Zusammenleben der Menschen, nach Ständegesellschaft, Wahlkönig<sup>464</sup> und Heroen zeig-te sich hier noch einmal und sollte ihr weiteres Verhältnis zur Weima-erer Republik nachhaltig prägen.

Obgleich Ricarda Huch sich über ihre ehemalige Studienkollegin in der Schweiz, über Rosa Luxemburg, nie geäußert hat<sup>465</sup>, lässt sich ihre Hal-tung zu ihr durchaus mit der vergleichen, die sie gemeinhin zu den Wortführern der Novemberrevolution bekundete. Angst vor einer Klasse, die in ihrer Verzweiflung unberechenbar schien, und Verach-tung für deren Führer charakterisierten Ricarda Huchs Verhältnis zur Münchner Räterepublik. So wie ihr Herz für den Attentäter Arco schlug, nachdem er den bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner erschossen hatte, so begrüßte sie in einem Brief vom 9. Mai 1919 an Marie Baum auch den Einmarsch der Reichswehr in München und de-ren ungezügelte Lust am Morden als notwendige Antwort auf die Er-richtung der Räterepublik, wenngleich sie sich in ihrem ästhetischen und emotionalen Erleben – aber auch nur hierin – gestört fühlte.

Ach es war eine hässliche Zeit; um uns persönlich habe ich ja nicht einen Augenblick Angst gehabt. [...] Aber das übrige, das Schreckliche einer solchen Exekution, **die doch notwendig ist.** [...]

<sup>462</sup> Karl Wolfskehl (1869 – 1948) Schriftsteller u. Übersetzer.

<sup>463</sup> Huch 1986: 81

<sup>464</sup> Gewählt wird er von den Stammesführern, nicht vom Volk.

<sup>465</sup> Im Verzeichnis der Studentinnen für das Sommersemester 1890 an der Universität Zü-richt sind sowohl Ricarda Huch als auch Rosa Luxemburg als Studierende im Fachbe-reich Philosophie ausgewiesen. (Bendt/Schmidgall 1994: 45)

Mir hat das Preußische jetzt sehr wohlgetan – obwohl die Hetzjagd auf Menschen ja immer qualvoll mitanzusehen ist.<sup>466</sup>

Es wäre ganz verkehrt anzunehmen, Ricarda Huch sei in die Ausdrucksformen der Macht und vor allem der männlichen Gewalt in der Weise ‚verliebt‘ gewesen, dass sie nach der Manier des „weiblichen Masochismus“ zwischen Hingabefähigkeit und Unterwerfungslust nicht zu unterscheiden gewusst hätte. Weder die Beachtung ihrer Biographie noch ihre literarischen Erörterungen lassen diesen Schluss zu, auch wenn beispielsweise in *Luthers Glaube* viel von Gehorsam und Selbstaufgabe zu lesen ist. Eher kann bei ihr von einer Identifikation mit dem männlichen und einsamen Helden gesprochen werden. Dass sie sich selbst als eine mit den Waffen des Mannes Kämpfende verstanden hat, zeigt eines ihrer Gedichte von 1944, mit dem sie sich auf den mit Gewissheit bald zu erwartenden Tod geistig vorbereitete. Dort schrieb sie über sich selbst: »Matt im Schoß liegt die Hand,/Einst so tapfer am Schwert.«<sup>467</sup> Um ein überzeugendes Beispiel aus ihrem Leben anzuführen, muss dem historischen Ablauf (hier wird ja erst der Beginn der Weimarer Republik betrachtet) vorgegriffen werden. Nachdem sie Jahrzehnte ihres Frauenlebens damit verbracht hatte, männliche Entschlusskraft und Todesbereitschaft mit den Mitteln der Sprache und der ihr zur Verfügung stehenden Bilder zu überhöhen, wagte sie im Alter von fast siebzig Jahren einen ebensolchen Schritt, als sie 1933, nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten, an den neuen Präsidenten der Preußischen Akademie schrieb:

Daß ein Deutscher deutsch empfindet, möchte ich fast für selbstverständlich halten; aber was deutsch ist, und wie Deutschtum sich betätigen soll, darüber gibt es verschiedene Meinungen. Was die jetzige Regierung als nationale Gesinnung vorschreibt, ist nicht mein Deutschtum. Die Zentralisierung, den Zwang, die brutalen Methoden, die Diffamierung Andersdenkender, das prahlerische Selbstlob halte ich für undeutsch und unheilvoll. Bei einer so sehr von der staatlich vorgeschriebenen abweichenden Auffassung halte ich es für unmöglich, in einer staatlichen Akademie zu bleiben.<sup>468</sup>

So mutig dieser Schritt war, so einsam war er auch und entsprach ganz der Handlungsweise ihrer Helden. Wenn Else Hoppe über die Dichte-

<sup>466</sup> Zit. n. Bendt/Schmidgall 1994: 255; Hervorhebung von mir, A. D.- H.

<sup>467</sup> Zit. n. Bendt/Schmidgall 1994: 443.

<sup>468</sup> Zit. n. Jens 1994: 254.

rin schrieb, dass das Aufrührerische und Nichtoffizielle, die revolutionäre Note sie angezogen hätten, so bietet diese Einschätzung keine hinreichende Erklärung für die offen bekundete Abkehr vom Nationalsozialismus; denn dass sie das Aufrührerische und Revolutionäre angezogen habe, kann so nicht bestätigt werden, jedenfalls nicht mit dieser Pauschalität. Revolutionen brechen nicht nach dem Willen einer Einzelpersonlichkeit aus, so charismatisch und überzeugend sie auch sei, sondern sie sind das Ergebnis eines gewachsenen Einverständnisses zwischen den Führern und einer denkenden und zum Handeln bereiteten Masse. Der Brief aber an Marie Baum über den „Weißen Terror“ zeugt nicht von diesem Wissen, auch nicht von Sympathien für die Forderungen der Novemberrevolutionäre, nicht einmal von einem Mindestmaß an Mitgefühl für jene Zerlumpten und Hungernden, die ihr doch täglich auf der Straße begegnet waren und die nun statt Brot und politischer Freiheit nur den gewaltsamen Tod gefunden hatten.

Nicht das Revolutionäre liebte Ricarda Huch, sondern die ordnungschaffende Gewalt, sofern es sich dabei um die Vorstellung einer Ordnung handelte, die sie teilen konnte. Schon zwei Monate vorher, im März 1919, hatte sie dies auch in einem Brief an dieselbe Adressatin deutlich zu erkennen gegeben und damit auch gleichzeitig, warum sie einer Republik ablehnend gegenüberstand.

Du schreibst selbst, es brennt an allen Ecken, ihr<sup>469</sup>, die Nationalversammlung, die Reichsregierung, ist vom Verkehr abgeschnitten, und dann willst Du, auf die »psychologischen Ursachen« des Streiks eingehen. Gewiß, das kann man ja, und dass man Hand an die Sozialisierung legt, ist natürlich auch recht, aber zuerst muß eine Regierung sich Respekt und Gehorsam verschaffen, sonst ist sie gar keine. Die psychologischen Ursachen kennt man doch sowieso, sie sind nicht schwer zu erforschen; aber eine Regierung, die das Schwert aus der Hand legt, kann auch nicht helfen. Ich finde, dass du immer das wesentlich Männliche, die Kraft, den Ehrgeiz, die Herrschfähigkeit unterschätzt hast, sie sind aber gerade so göttlich und wichtig wie die Güte.<sup>470</sup>

Aufständen und revolutionären Aktionen, die von den Armen und politisch Rechtlosen selbst geführt werden, um die eigene Situation zu verbessern, und denen eine Phase der Aufklärung und der mit dem Verstand vollzogenen Einsicht vorausgegangen ist, stand Ricarda

<sup>469</sup> Marie Baum war DDP-Abgeordnete in der Nationalversammlung und im Reichstag zur Zeit der Weimarer Republik.

<sup>470</sup> Zit. n. Bendt/Schmidgall 1994: 253f.

Huch ablehnend gegenüber. Das galt sowohl für die Revolution von 1919 in Deutschland als auch für die Bauernkriege von 1515.<sup>471</sup> Eine mit dem göttlichen Willen vollzogene Revolution war für sie nur die, die wie eine Naturgewalt gegen ein Regime ausbrach, „das in den Herzen der Menschen nicht mehr lebendig war“. Rechtlose Menschen, die sich ihrer selbst als Subjekt der geschichtlichen Abläufe bewusst wurden und den Anspruch erhoben, ihre Belange alleine in die Hand zu nehmen, anstatt wie bewusstlose Metallspäne auf den als Magneten angesehenen Retter und Helden zu fliegen, müssen ihr als Angehöriger des Bildungsbürgertums unbegreiflich, als lutherischer Christin eine Verfehlung gegen Gottes Gebote gewesen sein. Als bürgerlicher Frau mit einem Universitätsabschluss galt ihr das Genie, wozu auch der Held gezählt werden darf, als die höchste Vervollkommnung des Menschen. Dieses Genie war nicht das Ergebnis seiner Umgebung, war nicht von den Menschen seines Umfeldes hervorgebracht worden. Im Gegenteil, diese Menschen existierten nur, damit sich das Genie entwickeln konnte. So gesehen, war auch der Held nicht aus der revolutionären Masse hervorgegangen, sondern die revolutionäre Masse konnte ihr Dasein nur dadurch legitimieren, dass sie sich wie Humuserde für seine Entwicklung anbot. Diese von Gott vorgegebene Existenzform zu leugnen, verstand sie als Ich-Sucht, und nach ihrer Auslegung des Luthertums war Ich-Sucht teuflisch, da sie zur Absonderung führte und diese wiederum die Ursache des Todes war. Auf die konkreten politischen Verhältnisse bezogen, hieß dies, dass ein Aufstand der unteren Schichten immer zur Gesetzlosigkeit führen musste. Eine strenge Gesetzgebung, selbst wenn sie ungerecht war und unterdrückend wirkte, wurde deshalb als das geringere Übel angesehen, da sie die Chance bot, dass eines Tages großherzige Menschen die gegebenen Gesetze in einer Weise handhabten, die allen zugute kommen könnte. Die Anarchie aber, wie sie die aufbegehrenden Massen repräsentierten, konnte nach Ricarda Huchs Vorstellung nur zu einer Verfestigung jener Ordnung beitragen, in der die Stärkeren sich auf Kosten der Schwächeren bereichern. Der Eingriff der Reichswehr, die Ermordung zahlreicher Arbeiter, Soldaten, Intellektueller und Künstler war deshalb in ihren Augen ein Akt, mit dem die göttliche Ordnung wiederhergestellt wurde, aber auch die Hoffnung gestärkt wurde, dem Ziel der gerechten und großmütigen Herrschaft näher gekommen zu sein.

---

<sup>471</sup> Vgl. dazu Huch 1916: 52f.

Es bedarf aber trotzdem noch der Erklärung, warum Ricarda Huch die preußische Gewalt pries und von der neu gewählten, republikanischen Regierung erwartete, dass sie das Schwert gegen die Arbeiter schwinde, jedoch Jahre später den Nationalsozialisten ihre brutalen Methoden zum Vorwurf machte, zumal sich in jedem dieser Vorgänge Männergewalt manifestierte. Sucht man nach einer solchen Erklärung in den nach außen getragenen Ansichten der Schriftstellerin, so bietet es sich an, eine Textstelle aus *Luthers Glaube* zu dem zuletzt zitierten Brief in Beziehung zu setzen:

Das bewundere ich besonders an Luther, daß er begriff, daß der Teufel und die Sünde zwar nicht sein sollen, aber sein müssen, während die meisten Menschen nicht auf die Idee des Guten kommen können, ohne daß sie die Idee des Bösen aus der Welt schaffen möchten. Es muß aber beides sein.<sup>472</sup>

»Es muß aber beides sein«: das Böse und das Gute, das Männliche und die Güte. Der Protestantismus lutherischer Prägung, mit dem Ricarda Huch aufgewachsen war, sieht das Böse als Bestandteil des diesseitigen Lebens, auf das mit den Mitteln zu reagieren ist, die dem Staat oder dem Herrschenden zur Verfügung stehen. Dass der Mensch bei der Vertreibung des Bösen dann selbst wieder sündigt, wird nach diesem Verständnis der göttlichen Gebote nicht nur nicht bestritten, sondern bewahrheitet sich, wie Ricarda Huch es formuliert, durch die Worte der Bibel: »Wenn wir auch sündigen, so sind wir doch die Deinen und wissen, daß du groß bist.«<sup>473</sup>

Den Unterschied zwischen einer Gewalt, mit der das Böse in die Welt getragen wird, und einer, mit der es vertrieben wird, meinte Ricarda Huch deutlich daran zu erkennen, ob der Kopf oder das Herz zum Kampf aufriefen. Wer von seinem Herzen und seiner Leidenschaft getrieben sündige, der sei immer noch mit Gott verbunden und wisse sich in seiner Obhut. Deshalb mache dann die empfundene Reue den Sünder auch nicht kraft- und mutlos, sondern reiße ihn dazu hin, gute und große Taten zu vollbringen. Wer sich aber nach diesem Verständnis des Sündenbegriffs dem Kampf entzieht, der ist der wahre Sünder, sondert er sich doch von den Menschen und somit auch von Gott ab, da der Weg zu ihm nur über den Nächsten gehen kann, in dem wir Gott erkennen und lieben müssen. Im Zusammenhang mit den Gewalttätigkeiten der Nationalsozialisten veranlassen die bisherigen Aus-

---

<sup>472</sup> Huch 1916: 13

<sup>473</sup> Huch 1916: 15



führungen zu der Überlegung, dass Ricarda Huch das Wollen der Nationalsozialisten als von Kopf und Kalkül bestimmt erlebt haben muss und ihnen deshalb die Legitimation durch die göttliche Stimme absprach.

Im Einklang mit der göttlichen Stimme aber musste sie selbst sich wähnen, als sie ihre eigenen Gefühle angesichts der Versailler Friedensbedingungen beobachtete. Das Gefühl des Hasses und der Rache habe sie beinah aufgezehrt, schrieb sie ihrer Freundin nach der Unterzeichnung des Versailler Friedensvertrages am 28.6.1919, der für Deutschland territoriale Einbußen, wirtschaftliche Verluste und hohe Reparationskosten mit sich brachte, die militärische Entwaffnung Deutschlands forderte und die Bedingung stellte, dass sich Deutschland schuldig zu bekennen habe.<sup>474</sup>

Ein Volk, das seinen Feinden mehr vertrauen würde als seinen Führern, sei so pervers, daß es untergehen müsse. Energisch sollten die Deutschen den Feinden gegenüber auftreten, energisch und fest. Auf einen neuen Krieg würden die anderen es ohnehin nicht ankommen lassen. ›Und wenn! Es gibt eine Grenze, jenseits welcher ein Volk die Existenz verschmähen sollte.‹<sup>475</sup>

Wieder forderte sie vehement männliche Entschlusskraft und männlichen Kampfeswillen angesichts der Bedingungen, die die Siegermächte stellten, womit sie sich eindeutig auf die Seite der deutschen Frauenverbände schlug, die bereits um die nationale Selbstachtung gebangt hatten, als das Ende des Krieges abzusehen war, und die, sollte man den Deutschen die Schuld am Kriegsausbruch zuweisen, bereit gewesen waren, für die Ehre des Vaterlandes ihr Leben zu opfern.

Wie nicht anders zu erwarten, distanzierte sie sich von den Linken, die wie die Siegermächte Deutschland die alleinige Schuld am Ausbruch des Krieges zuwiesen.<sup>476</sup> Doch war die Einteilung in ‚links‘ und ‚rechts‘ hier keineswegs so einfach. Wenn die Linken auch nie Zweifel daran gelassen hatten, dass sie den deutschen Imperialismus und seine Gier nach Absatzmärkten und billigen Arbeitskräften verantwortlich machten, so sprach doch auch Graf Ulrich von Brockdorff-Rantzau, der Außenminister der Deutschen Republik, in Versailles davon, dass die Deutschen fern davon seien, »jede Verantwortung dafür, daß es zu diesem Weltkrieg kam und daß er so geführt wurde, von Deutschland ab-

<sup>474</sup> Vgl. Bundeszentrale für politische Bildung 1973: 12.

<sup>475</sup> Viereck 1990: 233f.

<sup>476</sup> Vgl. Dorst 1972: 38.

zuwälzen.«<sup>477</sup> Man war bereit, getanes Unrecht einzugestehen und wiedergutzumachen, wobei hier in erster Linie die zerstörten Gebiete Belgiens und Nordfrankreichs gemeint waren.

Näherte sich der Außenminister mit solchen Äußerungen den linken Ansichten und stand auch seine – allerdings die Vorstellung von der Alleinschuld Deutschlands zurückweisende – Einschätzung, der europäische Imperialismus habe die Atmosphäre chronisch vergiftet<sup>478</sup>, diesen nicht entgegen, so teilten wiederum die radikalen Frauen ihr Entsetzen über die Bedingungen des Versailler Vertrages durchaus mit den Rechten, ohne dass sie freilich deren militärischen Eifer billigten.

Anita Augspurg und ich [Gustava Heymann] verurteilten den Versailler Friedensvertrag rundweg. Er sicherte nicht Frieden noch Freiheit, führte zu keiner Verständigung. Er barg alle Keime zukünftiger Kriege in sich. Dieser Vertrag war lediglich die Fortsetzung der seit Jahrhunderten von Männern geübten Raub- und Vergeltungspolitik.<sup>479</sup>

Der Unterschied in Ton und Aussage ist deutlich, wenn auch beide Seiten der bürgerlichen Frauenbewegung die Vertragsbedingungen verurteilten. Während den Frauen um Gertrud Bäumer Deutschland über alles ging, bangten die anderen um den weltweiten Frieden. Allerdings war ihnen Deutschland nicht das arme, ungerecht behandelte Opfer; denn sie wussten, dass Deutschland sich als Sieger nicht anders verhalten hätte als die Länder, die nun die Höhe der Kriegsschulden bestimmten. Die radikalen Frauen konnten einen überzeugenden Beweis für diese Behauptung anführen, hatten sie doch die Verhandlungen von Brest-Litowsk noch gut im Gedächtnis.

Die Verhandlungen von Brest-Litowsk, an denen auf russischer Seite wenigstens eine Frau, Genossin Bizenka, teilnahm, auf deutscher Seite aber keine trotz der von uns wiederholt gestellten Forderung, zeigten klar, daß die deutsche Regierung nicht mitzureden hatte, nur Lakai der Generäle war. General Hoffmann, Baron Kühlmann und Czernin führten die Verhandlungen in echt preußisch militärischem Ton. Unterwarf man sich nicht ihren Forderungen, so schlug der Herr General mit der Faust auf den Tisch, kehrte den Sieger heraus, auferlegte dem Besiegten enorme

<sup>477</sup> Czernin 1968: 310

<sup>478</sup> Vgl. Czernin 1968: 310.

<sup>479</sup> Heymann 1992: 207

Kriegsentschädigungen, verhängte Annexionen ohne jede Rücksicht auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker.<sup>480</sup>

Die Einstellung zu Deutschland und zum Krieg änderte Ricarda Huch erst nach dem Zweiten Weltkrieg. War für sie bis dahin Deutschland über jeden Vorwurf erhaben gewesen, so schrieb sie nun: »Besser kein Deutschland, als ein Deutschland der Nazisten.«<sup>481</sup> Auch jetzt erst konnte sie davon sprechen, dass friedliche Völker überfallen worden seien – eine Formulierung, die ihr im Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg wie ein Verrat an Deutschland erschienen wäre.

### 3.8 »Es ist vermessen, die Welt lenken zu wollen«

Die kämpferische Atmosphäre der Jahre 1919 bis 1923 und die täglichen Auseinandersetzungen zwischen Links und Rechts finden sich auch in dem 1923 erschienenen Roman *Die Welt ohne Sünde* von Vicki Baum, allerdings ohne dass von der Autorin ein konkreter Bezug zwischen der Romanhandlung und den historisch verbürgten Ereignissen hergestellt worden wäre: Schüsse hallen, Häuserwände stürzen zusammen, das Gaswerk explodiert, die Menschen sterben am Hunger und unter den Gewehrsalven, und wer nicht unmittelbar an den Kämpfen beteiligt ist, hat längst die Kraft sowohl zur Verzweiflung als auch zur Hoffnung verloren.

Der Roman gehört nicht zu jenen, die den Ruhm Vicki Baums – erst in Deutschland, dann auch in den USA – begründet haben. Verwundern kann dies nicht, regt doch die hier gewählte Mischung aus spröder Erzählweise und Traumverlorenheit die Lesenden wenig zur eigenen Visualisierung an, und selbst wenn dieser Akt einmal gelingt, so bleiben die Bilder wie Photographien zweidimensional. Interessant wird der Roman erst unter dem hier gestellten Thema, bezieht die Autorin mit ihm doch sehr deutlich Stellung zu den politischen Auffassungen ihrer Zeit: »Vermessen ist es [...], die Welt lenken zu wollen.«<sup>482</sup> Vicki Baum erteilte mit ihm allen eine Absage, die politisch, wirtschaftlich oder mit den Erfindungen der Naturwissenschaften die Welt verändern und sogar in ein Paradies verwandeln wollten.

<sup>480</sup> Heymann 1992: 165f.

<sup>481</sup> Zit. n. Bendt/Schmidgall 1994: 410.

<sup>482</sup> Baum 1923: 360

Eine neue Ordnung hatte errichtet werden sollen – so die Romanhandlung –, eben eine Welt ohne Sünde, in der es nur Liebe gäbe. Das namenlose Land der Romanhandlung, das – so wird erst in der Mitte der Romans verständlich<sup>483</sup> – von der Revolution zerstört daniederlag, sollte von den Dörfern her wieder aufgebaut werden. Die Führer und Anhänger der neuen Ordnung zogen deshalb aufs Land, um mit den Bauern den Acker zu bestellen und des Hungers so schnell wie möglich Herr zu werden. In diesem kleinen überschaubaren Rahmen lebten die Menschen brüderlich zusammen, und die Ernteerträge wurden nach dem Bedürfnis jedes Einzelnen verteilt. Jeder nach seinem Können und jedem nach seinem Bedürfnis – so könnte die Maxime dieses Staates lauten.

Was hier wie das Grundprinzip eines ursprünglichen Kommunismus anmutet – Gemeineigentum, Distribution nach der Bedürftigkeit und die Vorrangigkeit der gemeinschaftlichen Interessen vor den persönlichen –, findet noch seine Ergänzung durch eine urchristliche Stimmung. *Egidius, der Prophet*, lebt in dieser Gemeinschaft, und in allen Vorkommnissen, in den schöpferischen und den zerstörerischen, sieht er, wie sich die Aussagen der Heiligen Schrift bewahrheiteten. So ist denn – wie es im Roman heißt<sup>484</sup> – die Welt schön geworden, und die Menschen können nachts glücklich in ihren Hütten schlafen. Doch alles soll noch besser werden, sind doch die jetzt lebenden Generationen »nur Saat im blutig gedüngten Boden«<sup>485</sup> für die künftigen, die eines Tages im Paradies wachsen werden.

Auch in den Industriezentren soll die Arbeit keine Fron mehr sein, und der Staat sieht es als seine Aufgabe an, jeden Einzelnen mit Land, Saat, Heizung und Kleidung zu versorgen. Die Kinder werden im Mutterhaus geboren und aufgezogen, und das medizinische Personal ist unermüdlich und kostenlos im Einsatz. Es verwundert deshalb auch nicht, dass anfangs Freiwillige freudig ins Bergwerk ziehen, um die dringend benötigte Kohle zu hauen und ans Tageslicht zu befördern. Hinzu kommt, dass der Staat versucht, das Leben der Bergleute so angenehm wie eben möglich zu gestalten. Das aber ändert sich, als die Schächte einstürzen und der Staat keinen anderen Weg sieht, als die Männer auf dem Wege der Dienstpflicht ins Bergwerk zu zwingen. Von nun ab ist das proletarische Elend wieder gegenwärtig. Die Härte

---

<sup>483</sup> Vgl. Baum 1923: 182f.

<sup>484</sup> Vgl. Baum 1923: 116.

<sup>485</sup> Baum 1923: 124

der Arbeit lässt den Menschen stumpf werden gegenüber sich und seiner Umwelt, und alle sozialen Einrichtungen und die künstlich geschaffene Ästhetik wirken nur noch wie eine Maskerade. So bleibt denn letztendlich alles beim Alten, wie einer der Mitstreiter um die neue Ordnung eher zufrieden als enttäuscht sagt: »Nein, weißt du, eigentlich ist alles, wie es immer war. Man schindet sich in der Woche, und Sonntag geht man in solche Häuser<sup>486</sup> und Montag tut einem der Kopf weh. Das war eigentlich immer so.«<sup>487</sup>

Doch es sind nicht nur die Katastrophen wie die einstürzenden Schächte, sondern ganz entscheidend auch die kapitalistischen Machenschaften einerseits und die Verführbarkeit des Menschen andererseits, die einer Verwirklichung der Ziele im Wege stehen. Als die Menschen ohne Salz erkranken, bleibt dem kommunistischen Staat nichts anderes übrig, als mit dem Ausland Geschäfte zu machen und dessen Bedingungen anzuerkennen. Damit aber finden auch die kapitalistischen Gesetze wieder Eingang. Der *Händler Bernward* – Vertreter des kapitalistischen Systems, Schwarzhändler und Chef einer Verbrecherband in einer Person – baut im Land der neuen Ordnung ein Hotel und lässt von nun ab wieder Menschen für Geld arbeiten, was nach dem herrschenden Gesetz verboten ist.

Seine Arbeiter waren vergnügt. Sie hatten Dinge, die der Staat nicht geben konnte oder wollte. Sie bekamen gewürzte Kost, Reis, Kaffee, gesalzene Konserven; sie rauchten. Sie tranken Schnaps. [...] Die Frauen trugen Kattunkleider, unwerte Fähnchen, in Fabriken der Welt erzeugt, draußen irgendwo, jenseits der Grenze. [...] Seine hundert Menschen waren nun Kellner, Chauffeure, Hausknechte, Köchinnen, Putzfrauen, satt, gewärmt, abhängig gemacht durch ihre Ansprüche und eifrig dienend.<sup>488</sup>

Dass der Staat sich für die kapitalistischen Machenschaften geöffnet hat, ist der Beginn seines Untergangs; denn nachts hört man *Bernwards* Lokomotiven schreien und am Morgen sind die Kohlen, das Korn, die Kartoffeln und das Salz aus den Magazinen gestohlen. Aber die einstürzenden Bergwerksschächte zwingen dazu, weiterhin auf diesem Kurs zu bleiben, zumal der Nachbarstaat sich bereit erklärt, für das zur Reparatur der Bergwerksstollen dringend benötigte Holz ein großes

<sup>486</sup> Unter dem Zwang, Geschäfte mit dem kapitalistischen Ausland zu machen, waren auch wieder Bordelle eingerichtet worden.

<sup>487</sup> Baum 1923: 255

<sup>488</sup> Baum 1923: 146 – 150

Waldgebiet zu verkaufen. Damit jedoch ist der Untergang der neuen Ordnung nicht mehr aufzuhalten, ist der geforderte Preis doch nicht nur viel zu hoch, sondern bestimmt von einer nur zu leicht zu durchschauenden Hinterlist. Man will in den alleinigen Besitz der im sozialistischen Staat entwickelten neuen Waffe, der Brandreflektoren, kommen. Ein Verzicht auf dieses Geschäft aber scheint nicht möglich; denn ohne die wärmenden Kohlen würden die frierenden Menschen aufbegehren und rebellieren. Doch dass der Nachbarstaat die Waffe einsetzen würde, um den Sozialismus zu vernichten, weiß der Lesende im Voraus, und so durchzieht das ganze Geschehen, trotz der heraufbeschworenen herrlichen Zukunft, nur Düsternis und Verzweiflung.

Aber der Untergang ist nicht nur deshalb unausweichlich, weil die Feinde, die Reichen und ihre Handlanger, zu mächtig sind, sondern auch weil *Anselmus*, der *revolutionäre Führer*, selbst geplagt ist von menschlichen Schwächen, die sich mit dem hohen Ziel nicht in Einklang bringen lassen. So liebt er nicht *Linde*, die *Frau*, die zu lieben, zu pflegen und zu kämpfen versteht und zu jedem Opfergang bereit ist, sondern – im vollen Bewusstsein, eine Sünde zu begehen – *die Verräterin*. Damit aber erweist er sich als liebesunfähig gegenüber der liebenden und dienenden Frau und gegenüber den Menschen, über denen er »seit zehn Jahren [...] wie eine Peitsche«<sup>489</sup> steht. Unter dem Ansturm seiner Feinde opfert er sie alle, selbst seinen Sohn, »gejagt von seinem Gedanken einer neuen Ordnung wie von einer Geißel«.<sup>490</sup> Er ist von Anfang an ein einsamer Mensch, der aber, da er die Gedanken höher schätzt als das lebendige Leben, diese Einsamkeit selbst verschuldet hat, und obgleich er diese Schuld erkennt, versucht er nie, sich aus ihrer Verstrickung zu lösen. »Er flüchtete seinen Kopf in die Hände. Mein Gott ist hier drinnen, dachte er, sein Puls klopfte an seine Stirne. Mein eigener Gott, einer der hart ist und wenig Mitleid hat. Was für ein Fest werde ich dir einmal geben können, Gott...«<sup>491</sup>

Obgleich während der Lektüre des Romans die Sympathie der Autorin für die hohen Ziele ihrer Figuren zu spüren ist und sie einer christlich-kommunistischen Zukunft viel abgewinnen konnte, vermittelte sie ihren Lesern doch, dass die revolutionären Führer einer solchen Bewegung zwangsläufig aus diesem ‚Holz geschnitzt‘ sein müssen. Damit

---

<sup>489</sup> Baum 1923: 51

<sup>490</sup> Baum 1923: 51

<sup>491</sup> Baum 1923: 212

ist aber der verderbliche Keim, der zum Untergang führt, einer solchen Vision von Anfang an inhärent.

Ist es *Anselmus'* Ziel, politisch zu herrschen, und gibt *Bernward* vor, die Menschen mit seinen wirtschaftlichen Schachzügen freudig zu stimmen, so streben die Wissenschaftler, der *Physiker Börris* und der *Arzt Leonhard*, das Glück der zukünftigen Generationen an. Doch auch damit beschleunigen sie nur den Untergang. Sucht der eine verzweifelt nach einer Abwehrwaffe gegen die ans Nachbarland verkauften Brandreflektoren, so der andere einen Impfstoff, der die Krankheiten aus der Welt schaffen würde. Doch mit der Abwehrwaffe wird die Natur, auch die des Menschen, zerstört, und die über die Impfung in den Blutkreislauf gelangten Bazillen zerstören den Rest der menschlichen Existenz.

Die Aussage, dass Gott sich nicht ins Handwerk pfuschen lasse, legte Vicki Baum dem *Arzt Leonhard*, als jede Einsicht schon zu spät kam, in den Mund. Dass es sich hierbei um das Weltverständnis der Autorin selbst handelte, kann mit Sicherheit angenommen werden, und eine solche Ansicht rechtfertigt, sie jenen zuzuordnen, die politisch, wirtschaftlich und im Hinblick auf die naturwissenschaftlichen Forschungsergebnisse den Status quo wünschten oder gar den Rückschritt ersehnten. Hierbei von Rückwärtsgewandtheit zu sprechen, fällt trotzdem schwer. Als sie ihren Roman schrieb, war der Glaube an einen technischen Fortschritt sowohl im linken wie im konservativen Lager ungebrochen, während der politische Fortschritt nur von den Linken ersehnt wurde. Dabei orientierte man sich an der von Marx erarbeiteten Epochendarstellung, nach der sich die Menschheit von der Urgesellschaft über die historische Phase der Sklavenhalter und der Feudalzeit zum Kapitalismus hin entwickelt hatte und schließlich im Sozialismus beziehungsweise Kommunismus ankommen würde. Wer also nach dem Erscheinen des Romans angesichts der gescheiterten Veränderungsbemühungen zu der Ansicht gelangt sein mag, hier wäre ein Buch konservativen oder reaktionären Inhalts auf den Markt gekommen, hätte damit im Trend seiner Zeit gelegen. Doch nahezu acht Jahrzehnte später verwandelt sich die einstmals rückwärtsgewandte Botschaft des Romans schon wieder in sein Gegenteil, und die Warnung vor dem Größenwahn, die Welt beherrschen zu wollen, muß neu beurteilt werden, nachdem sich die sozialistischen Ideen weltweit fürs erste als nicht realitätsangemessen erwiesen haben und der Mensch die beglückende Erfahrung, die ihm die Ergebnisse der technischen Entwick-

lung vermitteln, mit einer erhöhten Angst, dass eben gerade diese Neuerungen ihm den Lebensraum zerstören werden, bezahlen muss.

### **3.9 Zusammenfassung**

Die Novemberrevolution in Deutschland ist nicht nur von den Soldaten und den in der Heimat verbliebenen Männern vorbereitet worden, sondern auch von den protestierenden und Widerstand leistenden Frauen, die in den Fabriken arbeiteten und die mit ihren Kindern hungern mussten. Ihre Gedanken und Gefühle, ihre Ängste und Hoffnungen sind kaum noch in Erfahrung zu bringen. Die differenzierten Betrachtungen und Einschätzungen der Schriftstellerinnen hingegen sind uns bis heute zugänglich. Die schreibenden Frauen, die bisher berücksichtigt worden sind, haben zu den revolutionären Vorgängen Stellung bezogen. Auch die Frage der Gewalt konnte zu Beginn der Weimarer Republik die Frauen nicht unberührt lassen, gehörten doch die gewalttätigen Auseinandersetzungen zum Alltag. Die in diesem Kapitel zitierten Dichterinnen waren sich weitgehend darin einig, dass Gewalt eng mit Formen männlicher Lebensgestaltung verbunden war. Nicht konform gingen sie aber in der Antwort auf die Frage, ob sie sie als Ausdruck patriarchalischer Herrschaft verurteilen oder ob sie – im übertragenen Sinne – vor ihr ehrfurchtsvoll die Knie beugen sollten.

Für den radikalen Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung stand es außer Zweifel, dass das gewalttätige Wüten der Männer als Grundübel für die Widersprüche der menschlichen Existenz verantwortlich zu machen sei. So ist es auch nur konsequent, dass sie eine Beteiligung der Frauen an den Friedensverhandlungen nach dem Ersten Weltkrieg forderten. Die Überlegung, was es für Deutschland und den Versailler Vertrag hätte bedeuten können, wenn tatsächlich auf der Seite der Siegermächte Angehörige der dortigen Frauenbewegungen teilgenommen hätten und entscheidungsfähig gewesen wären, kann hier – trotz der Attraktivität dieser Vorstellung – nicht weiter verfolgt werden. Stellt man sich aber vor, dass jene deutschen Frauen, die dann auch in den politischen Parteien in einem gewissen Rahmen Karriere machten, ein Wort mitzureden gehabt hätten bei den als schmachvoll empfundenen Vertragsverhandlungen, so darf man nach den bisherigen Ausführungen in den vorangegangenen Kapiteln wohl sagen, dass sie mit Hass,



Ablehnung und mit jener Bereitschaft, „es darauf ankommen zu lassen“, reagiert hätten.

Gerade Ricarda Huchs empörender Aufschrei gilt es dabei zu beachten, kann doch nicht daran geglaubt werden, dass es sich hierbei um eine ganz individuelle Gefühlsäußerung handelte. Dass die Missstände in der Welt, namentlich in Deutschland, nur mit staatlicher Gewalt oder aber durch die gewalttätigen Aktionen unter der Führerschaft eines Helden zu beseitigen waren, galt ihr als unumstößliche Erkenntnis. Sich an den Schriften Martin Luthers orientierend, verurteilte sie den Aufstand gegen eine unterdrückende Obrigkeit, solange nicht die neue Obrigkeit, der Held mit dem „warmen Herzen für das Volk“, in Sicht war und das aggressive Potential des Volkes in zielgerichtete Bahnen zu lenken verstand. Die „führerlose“ Massenbewegung der Novemberrevolution war für sie deshalb keineswegs ein heldenhaftes Ereignis, dem sie sich hätte freudig anschließen können. Ein Volk, das in Bedrängnis geraten war, bedurfte eines Helden aus seiner eigenen Mitte, um Befreiung zu erlangen. Doch der Versuch der Massen, sich selbst zu befreien, jagte ihr nur Angst ein. Am verächtlichsten aber waren ihr jene Führer, denen es an der Gewaltbereitschaft mangelte.

Während bei Ricarda Huch solche Überzeugungen eher aus einer Identifikation mit dem männlichen Helden der Freiheitsbewegungen erwachsen, gewinnen die Verherrlichungen männlicher Bereitschaft zur Gewalt in den Erzählungen Ina Seidels eine erotische Nuance, die sowohl an den Glauben gebunden war, gerade diese Verhaltensweise der Männer sei ein Garant für den eigenen Schutz und für die Verwirklichung selbst ersonnener politischer Träume, als auch von mütterlichen Gefühlen für die Männer – fürsorglich, opferbereit und erziehend – bestimmt war.

Finden sich bei Ricarda Huch immer noch Gedanken und nicht wenige Texte, die sie als Befürworterin von Revolutionen ausweisen, so bedeutete für Ina Seidel Revolution nichts anderes als Verrat am Vaterland und an der kosmischen Ordnung. Das männliche Denken, wie es sich in der Aufklärung und in den naturwissenschaftlichen Arbeitsmethoden zeigte, in der Selbstbewusstwerdung und im Zergliedern der Welt in von einander getrennte Teile, war für sie die Folge des Sündenfalls und wiederholte ihn zugleich stets aufs Neue. Die Gewaltbereitschaft des Mannes war in ihren Augen ein ihm vom Schicksal auferlegter Wesenszug, mit dem er seiner Aufgabe in dieser Welt gerecht werden musste, und auch dann, wenn die Frau den Gegenpol hierzu zu bilden

beauftragt war, durfte sie der ausübenden Gewalt doch niemals aktiv und kämpferisch entgegentreten, sondern nur in der Art, dass sie die Folgen der Gewalt wieder beseitigte und so einen Ausgleich zwischen Krieg und Frieden schaffte. Anders aber hätte es auch nicht sein können. Das Phantasiebild von der Wiedererrichtung des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation unter Führung des preußischen Geistes, wie Ina Seidel sie erhoffte, konnte ohne die Details der kriegerischen Gewalt nicht ausgestaltet werden, und jeder, der sich diesem Ziel widersetzte, wie *Georg Forster* oder die *fiktive Revolutionärin*, für die Rosa Luxemburg als Vorbild hatte herhalten müssen, verdiente nicht nur den Tod, sondern ersehnte ihn, weil er oder sie in die Irre gegangen war und den einzig möglichen Auftrag, der dem Leben Sinn geben konnte, verfehlt hatte.

Bei allen politischen Differenzen vereinte Ina Seidel, Claire Goll und Berta Lask die Hoffnung auf einen neuen Raum für die Gestaltungskräfte der Frauen. Während Ina Seidel sich damit begnügte, dass Frauen im Diesseits eine mütterliche Gegenwelt schufen, um dafür im Jenseits als anerkannte und geehrte Herrscherinnen den ihnen gebührenden Platz an der Seite des Sohnes einzunehmen, hieß dies für Claire Goll, dass Frauen aktiv in das politische und gesellschaftliche Geschehen eingreifen sollten, und sei es nur, um mit ihrer Liebe die Männer zu „bessern“. Die Revolution entfachte in Claire Goll einen Sturm der Begeisterung, der allerdings weniger auf die Kenntnis sozialistischer Konzepte zurückzuführen war, als vielmehr darauf, dass die kämpferischen Vorgänge das ‚Abenteuer Leben‘ um ein aufregendes Detail bereicherten. Die Hoffnung auf die Lösung der Frauenfrage in einer bolschewistischen Gesellschaft paarte sich in ihrer Gedankenwelt umstandslos mit einer Einstellung zum Besitz, die sich am christlich-mönchischen Gelübde der Armut orientierte.

Eine aktive Rolle im Kampf gegen die Gewalt schrieb auch Berta Lask den Frauen zu. Dabei forderte sie von den „Menschinnen“ nicht nur die Unterbindung der Gewalt im Alltag, sondern auch Maßnahmen, die den Zerfall der ganzen männlichen Kultur bewirken sollten. Bis zu ihrer ideologischen Vereinnahmung durch die Kommunistische Partei setzte sie männliche Herrschaft und Gewalt in eins, vor allem auch deshalb, weil sie mit Gewalt nicht nur die physische Vernichtung assoziierte, sondern auch die Merkmale entfremdeten Zusammenlebens. Als sie etwa 1922 meinte gelernt zu haben, dass Gewalt in einer Klassengesellschaft nur wiederum mit Gewalt beantwortet werden könnte,

da man andernfalls die Gewalttätigkeit der Ausbeuter und Herren unterstütze und mitschuldig werde, verlor die Fraktion jener Frauen, die auf eine bessere Gesellschaft durch die Friedfertigkeit der Frauen hofften, eine Stimme. Dies muss um so mehr bedauert werden, als Berta Lasks Popularität erst noch bevorstand. Der Vereinnahmung durch die Kommunistische Partei ist es wohl auch zuzuschreiben, dass sie keine Stellung zur Novemberrevolution bezogen hat. Ihre aussagearmen Sätze sind nur damit zu erklären, dass sie in der Sowjetunion und später in der DDR mit der Angst leben musste, dass jede Erläuterung einer Detailfrage unabsehbare, wenn nicht gar tödliche Folgen haben konnte. Der Umweg über die Darstellung der politischen Schriften und Aktivitäten Rosa Luxemburgs kann in etwa die Parallelen aufzeigen zu dem, wovon Berta Lasks Gedanken über die Revolution zu jener Zeit bestimmt waren, nicht zuletzt auch deshalb, weil ihre tiefe Verehrung für diese Revolutionärin nachweisbar ist.

Unabhängig davon, wie man zu den Ansichten Lasks und Golls stehen mag, muss man sie beide doch zu den uneingeschränkten Befürworterinnen einer sozialistischen Umgestaltung zählen. Anders hingegen ist Annette Kolb zu betrachten, die wohl ihre Hoffnungen auf den Sozialismus setzte, ihn aber als notwendiges Übel betrachtete und von Anfang an befürchtete, eine sozialistische Entwicklung in Deutschland könnte ebenso verlaufen wie in der Sowjetunion. Die positive Variante einer solchen Gesellschaftsform sah sie nur darin, dass sie und ihresgleichen würden herrschen können. Die dabei ausgeübte Gewalt wäre dann eine gute, verhinderte sie doch die Gewalt der aggressiven, gewalttätigen und dummen Menschen.

Wie eine Zurückweisung aller größenwahnsinnigen Ideen, zu denen die Ausgestaltung der Welt im Sinne des Preußentums ebenso gehört wie die Überzeugung, man könne ihr ein für allemal den Stempel der eigenen Sichtweise aufdrücken und die Menschheit als Manövriermasse bei der Verwirklichung der eigenen Ziele missbrauchen, liest sich Vicki Baums Roman *Die Welt ohne Sünde*. Resümierend lässt sich sagen, dass seine Botschaft lautet: Wer das Gute mit Gewalt durchzusetzen versucht, wird nicht eine bessere Gesellschaft aufbauen, sondern die Welt in „Schutt und Asche“ legen.



## 4 Konsolidierung

Wer in begeistertem Ton von der Weimarer Republik spricht und vielleicht noch mit leuchtenden Augen von den „Goldenen Zwanzigern“, der meint im Allgemeinen die Jahre zwischen 1924 und 1929. Tatsächlich wurde diese kurze Zeitspanne insofern vom Gold bestimmt, als der amerikanische Finanzexperte Charles Dawes ein Gutachten erstellte, nach dem Deutschland Goldmark transferieren sollte, damit sich im Land selbst die Kredite verteuerten. Daraufhin flossen zwischen 1924 und 1929 ausländische Kredite in die deutsche Wirtschaft, so dass Arbeitsplätze wieder besetzt werden konnten, sich die Kassen der Sozialversicherung füllten und der soziale Wohnungsbau vorangetrieben wurde. Der nach dieser Strategie erarbeitete Wohlstand in Deutschland erfüllte die von den Siegermächten, vor allem von den USA anvisierten Ziele. Die Zahlungen der Reparationskosten, die Deutschland laut Versailler Vertrag zu leisten hatte, erfolgten pünktlich, und die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) verlor 1924 bei den Wahlen im Dezember 17 ihrer 62 Sitze<sup>492</sup> im Reichstag. Die Möglichkeit, Deutschland könne sich an der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung der Sowjetunion orientieren und selbst einen bolschewistischen Weg beschreiten, war fürs erste nicht mehr gegeben.

Auch die rechtsgerichteten Kräfte, die nicht ablassen wollten von einer Konfrontations- und Großraumpolitik, schienen ins Hintertreffen zu geraten. Die Außenpolitik Gustav Stresemanns setzte auf Verständigung mit den westlichen Staaten, und dies nicht zuletzt dadurch, dass mit ihr die Sicherheitsinteressen Frankreichs anerkannt wurden. Selbst in den Verhandlungen mit Polen und der Tschechoslowakei, bei denen es um Grenzrevisionen ging, wurde auf eine friedliche Konfliktlösung gesetzt, und im Vertrag von Rapallo wurde die Bereitschaft zu einer deutsch-sowjetischen Kooperation bekräftigt. »Für wenige Jahre schien das Reich bereit, eine neue, kooperative Rolle im Rahmen der Politik der Weltmächte zu übernehmen.«<sup>493</sup>

Die Sympathie der Deutschen aber galt fast ausschließlich – sieht man von den Befürwortern der sowjetischen Revolution und von den deutschnational Gesinnten ab – den USA. »Amerika schien das große soziale Problem der Moderne durch eine überlegene Technik und Organisation, durch Verbreitung des Wohlstandes und einen neuen Geist

---

<sup>492</sup> Im Mai 1924, bei der Wahl zum 2. Reichstag, hatte sie diese hohe Anzahl an Sitzen gewinnen können, nachdem sie 4 Jahre vorher nur 4 Sitze innehatte.

<sup>493</sup> Peukert 1997: 191

nationaler Zusammenarbeit gelöst zu haben.«<sup>494</sup> Von dieser Begeisterung waren auch, wie Werner Kremp erarbeitet hat, die sozialdemokratischen Gewerkschaftsführer erfasst worden, die den „Fordismus“<sup>495</sup> priesen, weil er den Weg zu den als notwendig angesehenen Rationalisierungen in der Industrie öffnete und weil mit ihm begründet werden konnte, dass hohe Löhne und die Stärkung der Massenkaukraft notwendig seien und dem gesamtgesellschaftlichen Interesse dienten.<sup>496</sup>

[...] die Weimarer Koalition aus Industrie, bürgerlicher Intelligenz und sozialdemokratisch organisierter Arbeiterschaft, die sich zur schwarz-rot-goldenen Fahne bekannte, [erfreute sich] in dem Jahrfünft zwischen 1924 und 1929 tatsächlich einer relativ stabilen Unterstützung. Hinter dieser Koalition standen wirklich breite Schichten, die davon überzeugt waren, daß sich der Burgfrieden zwischen Großindustrie und Arbeiterschaft zum Wohle der Gesamtgesellschaft auswirken würde.<sup>497</sup>

Die hier betrachteten Jahre waren – so lässt sich zusammenfassend sagen – eine Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs und der ungebrochenen Technik- und Fortschrittsgläubigkeit. Doch es kam noch hinzu, dass mit der Orientierung an dem US-amerikanischen Lebensgefühl auch die Illusion verbreitet wurde, es gäbe keine Klassen- und Standesschranken mehr, jeder Mann – und erstmals auch jede Frau – könne sich „vom Tellerwäscher zum Millionär emporarbeiten“. Voraussetzung hierfür war, dass man/frau sich außerhalb des Hauses bewegte und sich überall dort aufhielt, wo eventuell „das Glück zu finden“ war. So sind die Jahre 1924 bis 1929 auch durch euphorische Massenveranstaltungen charakterisiert und durch die Präsenz von Frauen in der Öffentlichkeit in einem bis dahin nicht gekannten Maße.

---

<sup>494</sup> Berg 1963: 47

<sup>495</sup> Im November 1923 waren die Lebenserinnerungen Henry Fords erschienen, aus denen der Schluss gezogen werden konnte, die wirtschaftliche Lage der Arbeiter sei ohne eine grundlegende Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse möglich.

<sup>496</sup> Kremp 1993: 602

<sup>497</sup> Hermand/Trommler 1978: 43

#### 4.1 »Berlin liegt mitten in Amerika«

„The american way of life“ war nach Deutschland „transportiert“ worden, was Heinrich Eduard Jacob dazu veranlasste, am 27.9.1927 unter der Überschrift *Berlin Amerika. Notiz vor einer Abreise im Berliner Tageblatt* zu schreiben:

Das Sichverändern dieser Stadt geht neuerdings mit einer so kosmischen Schnelle vor sich, daß die kompakten Gefühlsphasen, die ein Mensch früher in siebzig Jahren durchmachte, heute in fünf- unddreißig, zwanzig und zehn Jahren erlebt werden können. Es ist mir manchmal, als ob 365 Tage in Berlin das Doppelte wären als Tage anderswo. So schnell geht hier der Prozeß des Werdens vor sich [...] Berlin liegt mitten in Amerika. Die Berliner wissen es nur noch nicht.<sup>498</sup>

Das Lebensgefühl, das mit der Vorstellung, in einem New Yorker Vorort zu leben, einherging, fand eine begeisterte Aufnahme gerade bei jenem Teil der Bevölkerung, der sich nach den Jahren des Hungers und der Inflation wirtschaftlichen Wohlstand und nach den Ängsten der Kriegsjahre das Erleben von Rausch und Euphorie als Entschädigung erhoffte. Auf dieser Ebene der menschlichen Existenz prägte deshalb auch nicht das von Hermand und Trommler als geruhsam dargestellte Miteinander der Klassen das Stimmungsbild dieser nur wenige Jahre umfassenden Spanne, sondern es waren eher die Folgen, wie das Ausleben von Größenwahn und rauschhafter Besessenheit sie hervorbringen. So schrieb der damalige Außenminister Gustav Stresemann an den Duisburger Oberbürgermeister Jarres:

Daß der preußische Staat für den Umbau des Berliner Opernhauses 14 Millionen Mark gegeben hat und vielleicht über 20 Millionen geben wird, bringt die ganze Welt zu der Auffassung, dass wir offenbar im Goldüberfluß leben. Kein Siegerstaat hat sich etwas derartiges geleistet. Daß Herr Adenauer ein wunderbares Messehaus baut und sich rühmt, die größte Orgel der Welt eingebaut zu haben, hat denselben Effekt.<sup>499</sup>

Doch muss es als erwiesen angesehen werden, dass die Entscheidung des Preußischen Staates auf mehr Zustimmung der Zeitgenossen stieß als die Mahnung des Außenministers, zumal Berlin mit seinem kulturellen Angebot – von den Darbietungen der künstlerischen Avantgarde

<sup>492</sup> Jacob in: Jäger/Schütz 1999: 165

<sup>499</sup> Stresemann 1933: 263

bis zu den Vergnügungen der Unterhaltungsangebote – zur Großstadt schlechthin avancierte. »[...] Kultur ist nicht mehr Privileg einer Elite, sondern wird zum Massenvergnügen und Geschäft: Jetzt prägt eine richtige Kulturindustrie mit riesigen Vergnügungspalästen und Kinos, Verlagshäusern und Revuetheatern das Gesellschaftsleben.«<sup>500</sup>

Während Valeska Gert mit ihren als erotisch klassifizierten Tanzdarbietungen die Zuschauer wegen der individuellen und hemmungslosen Überschreitung der strengen Regeln des Ballettanzenes zur Raserei trieb, zogen wiederum die Londoner Tillergirls gerade ihrer Uniformität wegen die Besucher an. Sie oder eine ihrer Nachfolgegruppen muss Erich Kästner vor Augen gehabt haben, als er sein Gedicht *Chor der Girls* schrieb und sie sagen ließ: »Wir können bloß in Reih und Glied/und gar nicht anders tanzen./Wir sind fast ohne Unterschied/und tanzen nur im ganzen.«<sup>501</sup> Beides, sowohl die souveräne Negierung aller überkommenen und bis zum Ersten Weltkrieg für verbindlich gehaltenen Regeln als auch das Sicheinfügen in die gesichtslose Masse, die Akzeptanz, entindividualisiertes Teilchen einer „Maschine“ zu sein, erschienen reizvoll und nachahmenswert.

Der Taylorismus, der sich in der industriellen Produktion in der Weise bewährt hatte, dass er zu einer enormen Produktionssteigerung beigetragen hatte, indem alle überflüssigen Arbeitsvorgänge eliminiert wurden, hatte auch in andere Bereiche der Gesellschaft Einzug gehalten, wie eben hier in die Tanzkultur. So wie der Arbeiter nur noch einen Handgriff zu machen brauchte, der andererseits jedoch völlig sinnlos gewesen wäre, wenn nicht Tausende von anderen Arbeitern gleichfalls einen Handgriff, allerdings einen ergänzenden, vorgenommen hätten, so hoben auch die tanzenden Girls immer wieder nur die Beine, was aber erst in der Formation einen ästhetischen Reiz auslöste, während dieselben Bewegungen einer einzelnen Tänzerin nur einen albernen Anblick geboten hätten.

Zu denen, die sich auch mehr oder weniger bereitwillig in die Anonymität fügten, gehörten die weiblichen Angestellten, die Verkäuferinnen und Sekretärinnen.

Diese Frauen symbolisierten die moderne Fortschrittlichkeit der Republik, ihre Urbanität und Technikbegeisterung, ihre Sachlichkeit und ihr demokratisches Profil. Zwei von drei weiblichen An-

<sup>500</sup> Haustedt 1999: 54

<sup>501</sup> Kästner 1969 [1929]: 151



gestellten lebten 1925 in Großstädten. Sie hatten, anders als ihre männlichen Kollegen, keine Scheu vor Schreib- und Rechenmaschinen und setzten der Rationalisierung des Dienstleistungssektors keinen Widerstand entgegen.<sup>502</sup>

Tatsächlich schafften viele Mädchen aus der Arbeiterklasse den Sprung in die Büros und blieben somit vor der Schinderei der Fabrikarbeit bewahrt. Trotzdem kann nicht davon ausgegangen werden, dass das Leben in den Schreibsälen und hinter den Ladentischen jenen Glanz hatte, der ihm in den Filmen und den Frauenillustrierten verliehen wurde. Die Arbeitsbedingungen waren hart, die Aufstiegschancen gering und die Gehälter niedrig. Was oftmals nur als Hoffnung blieb, war der große Traum vom gutsituierten Ehemann oder der kleine von Konsum und Freizeit.

In Berlin fertigten die Konfektionsbetriebe Mode nach den Pariser Haute Couture-Modellen an und verkauften sie, da als Massenware fabriziert, zu erschwinglichen Preisen, und als expandierender Markt erwiesen sich auch die Modezeitschriften.

Kein Zufall ist es also, daß fast jede Berliner Künstlerin, Schriftstellerin oder Schauspielerin in den Zwanziger Jahren in der Modebranche arbeitet: Marlene Dietrich posiert für Strümpfe, Lil Dagover führt als Mannequin Kleider vor; die einzige weibliche DaDa-Künstlerin, Hannah Höch, fertigt Schnittmuster; die Malerin Jeanne Mammen finanziert sich mit Modezeichnungen. Vicki Baum bewirbt sich als Modedesignerin, bevor sie bei Ullstein als Redakteurin über Mode schreibt. Dora Benjamin macht Karriere als Schriftleiterin einer Frauenillustrierten mit dem schönen Namen *Die praktische Berlinerin*. Für Fotografinnen – in Berlin arbeiten mehr als dreißig Prozent Frauen in diesem Beruf – bilden Modefotos oft die erste professionelle Chance.<sup>503</sup>

Den nach exklusiven Schnitten gearbeiteten Kleidern von der Stange entsprach auch das Freizeit- und Kulturangebot. Die Kluft zwischen E-Kunst und U-Kunst schien überwunden und damit auch – so wurde suggeriert – die zwischen den Klassen. So konnte es durchaus passieren, dass die Stenotypistin am Abend ihrem Chef am selben Vergnügungsort begegnete und dabei ebenso elegant gekleidet war wie seine Gattin. Kultur besaß keinen Aufklärungscharakter mehr, sondern nur noch einen Vergnügungs- und Konsumwert. Man entspannte sich bei

<sup>502</sup> Frevert 1988: 25

<sup>503</sup> Haustedt 1999: 106

Jazz und Filmproduktionen, um am nächsten Tag wieder arbeitsfähig zu sein, oder man mischte sich in die Zuschauermenge, die gebannt den Boxkämpfen oder den Sechstagerennen zusah.

Die „Neue Frau“, die ihren Lebensunterhalt selbst verdiente, alleine ausging, sich schminkte und schick anzog, ihren Körper in sportlicher Anstrengung stahlte und sich selbstbewusst, kühl und ohne romantische Vorstellungen ihren Sexualpartner suchte, wurde zum Leitbild jener Jahre, wie es auch Franz Hessel in der Berliner Ausgabe der *Vogue*, allerdings mit einem Hauch von Wehmut, entwarf.

Schöne Berlinerin, du hast bekanntlich alle Vorzüge. Du bist tags berufstätig und abends tanzbereit. Du hast einen sportgestählten Körper, und deine herrliche Haut kann die Schminke nur noch erleuchten. In den sogenannten geistigen Dingen hast du – wie sagt man doch jetzt auf neudeutsch? – »letzten Endes« immer die richtige »Einstellung«. Mit der Geschwindigkeit, in der deine Stadt aus klobiger Kleinstadt sich ins Weltstädtische mausert, hast du Fleißige schöne Beine und die nötige Mischung aus Zuverlässigkeit und Leichtsinn, von Verschwommenheit und Umriß, von Güte und Kühle erworben.<sup>504</sup>

Die Frau, die es verstand, sich in dieser Weise zu geben, entsprach damit aber nicht nur der (in der Großstadt) herrschenden Vorstellung von Weiblichkeit, sondern der vom neuen Menschen schlechthin. Er hatte pragmatisch und nüchtern zu sein. Am angesehensten waren die Berufe der Techniker und Ingenieure. Die Arbeit nahm den wichtigsten Stellenwert im Leben ein, gleich gefolgt von der Konsumbereitschaft und vom Hang zum Vergnügen. Unter Demokratisierung verstand man das anonyme Zusammenleben in der Stadt, in der auch für Arbeiter und Angestellte komfortable Wohnungen im Grünen (in begrenztem Maße) gebaut wurden, von denen aus sie teilnehmen konnten an den Angeboten einer Freizeit- und Sportkultur.

Das „wilde“ Leben in der Großstadt mit seiner klaren Trennung von Arbeit und Freizeit und mit der engen Verknüpfung von Bindungslosigkeit und Einsamkeit fand sich als Thema in den literarischen Erzeugnissen wieder, aber auch die eingehende Beschäftigung mit der neuen Stellung der Frau, dem veränderten Verhältnis der Geschlechter und mit dem Leiden an den kapitalistischen Arbeitsbedingungen.

---

<sup>504</sup> Hessel 1994 [1929]: 118

## 4.2 »Ich begreife, daß sich der Mann heut nicht durchsetzt«

Hatte es bei Beginn des Ersten Weltkrieges die männliche Jugend für ihre Aufgabe gehalten, die Vätergeneration als schwach und verweichlicht abzutun, so kehrten viele von denen, die ihr Mannestum auf dem Schlachtfeld hatten beweisen wollen, seelisch und körperlich gebrochen zurück. Am Beginn des Romans *Der wiederkehrende Christus* von Ricarda Huch heißt es exemplarisch über einen solchen Heimkehrer von der Front: »Dieser junge Mann war offenbar früher Offizier und hat jetzt nichts zu tun oder arbeitet gelegentlich. Er sieht arm aus [...]«. <sup>505</sup> Einige Seiten später erfahren wir, dass er nach dem Krieg bei einem Bauern als Knecht gearbeitet habe. <sup>506</sup> Dass es durchaus entwürdigendere Beschäftigungen für heimgekehrte Offiziere gab, zeigt die Tätigkeit der Eintänzer, die von Frauen dafür bezahlt wurden, dass sie ihnen bei öffentlichen Tanzveranstaltungen in Hotels und Cafés als Partner zur Verfügung standen. Gerade in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg waren die Offiziere wegen ihrer eleganten Haltung und ihrer wohlgezogenen Umgangsformen begehrte Tänzer gewesen, die sich ihre Partnerinnen nach eigener Neigung hatten aussuchen können, nun hatten sie sich in die Rolle der Ausgewählten zu schicken, die ihren Tänzerinnen gefallen mussten, wenn sie überleben wollten. Der Refrain »Wenn das Herz dir auch bricht, zeig ein lachendes Gesicht« in dem Schlager *Schöner Gigolo, armer Gigolo* aus dem Jahre 1929 drückt nicht nur den Schmerz über den Verlust einer glanzvollen gesellschaftlichen Stellung aus, sondern auch den über den Ehrverlust.

Der Fall des männlichsten aller Männer, des Soldaten, auf die Stufe des bezahlten Unterhalters und nicht selten auch auf die des Liebhabers für eine Nacht <sup>507</sup> kann in der Gesellschaft nicht ohne Wirkung auf das Bild vom Mann per se geblieben sein, und so erscheint das Gros der Männer in der Literatur von Frauen als ihrer Potenz beraubt. In ihrem ersten Stück, *Fegefeuer in Ingolstadt*, lässt die Autorin Marieluise Fleißer den sich in der Adoleszenz befindenden Peps sagen: »Ich begreife, daß sich der Mann heut nicht durchsetzt.« <sup>508</sup> Die Hoffnung Ludwig Fuldas, dass mit dem Krieg der »Tag des Weibes« vorbei sei und der des Man-

<sup>505</sup> Huch 1926: 5f.

<sup>506</sup> Vgl. Huch 1926: 11.

<sup>507</sup> Vgl. Schär 1991: 223 – 226.

<sup>508</sup> Fleißer 1983a [1924]: 112

nes heraufdämmere<sup>509</sup>, hatte sich fürs erste scheinbar als irrig erwiesen. Im persönlichen Umgang mit dem Mann sind es – will man den Schriftstellerinnen glauben – gerade die Frauen, die sich als lebensfähig erweisen und konsequent ihren Weg gehen, während die Männer richtungslos umherirren und sich in selbstzerstörerischer Weise verhalten.

Schon 1920 charakterisierte Vicki Baum in ihrem Roman *Der Eingang zur Bühne* das veränderte Verhältnis der Geschlechter zueinander und damit gleichzeitig auch einen Wesenszug der „Neuen Frau“, als sie ihre Figur *Dima* schuf, die an der Hochschule Gesang studiert. Fleiß und Können lassen sie selbst und die Menschen, die sie umgeben, hoffen, dass sie eine große Karriere vor sich habe. Bedenken mögen bei der traditionellen Leserin während der Lektüre in dem Augenblick aufkommen, als sich *Dima* in ihren *Professor* verliebt, der darüber hinaus auch noch verheiratet ist.

Das Liebesverhältnis, leidenschaftlich und unglücklich zugleich, reduziert anfangs tatsächlich *Dimas* Energie, die sie für die Proben aufbringen müsste, um ein erhebliches Maß, und dass sie nicht die erste wäre, deren Lebensweg eine deprimierende Wende nehmen könnte, nachdem der *Herr Professor* die Lust an einer weiteren Begegnung verloren hat, dafür gibt die Autorin mehrere Beispiele. Ihre Protagonistin aber lässt sie zu einer tief greifenden Einsicht gelangen, als sie sie zu ihrer Schwester sagen lässt:

„[...] nicht zu stark lieben, sich nicht ganz hergeben, sich selbst. Wer stärker liebt, verliert.“

Gusti sann den Anwendungsmöglichkeiten dieser Maxime nach. „Leicht gesagt,“ meinte sie resigniert, „nicht zu stark lieben; was willst dagegen machen?“

Dima griff über ihren Nachttisch hin, auf dem der Tristan-Auszug bereit lag. „Da“, sagte sie, „das hilft, Arbeiten, wenn einem alles andere über den Kopf wachsen will. Fort! Weg damit!“ Ihre Hand schob alles weit von sich: Liebe, Sehnsucht, Berauschtigkeit, alle die wilden und die süß verwirrten und die schmerzlichen Dinge, die Leben hießen.<sup>510</sup>

Man mag nun beim fortschreitenden Lesen mehr und mehr zu der Einsicht gelangen, dass *Dima* ihren beruflichen Weg gehen wird, und wirklich entlässt die Autorin ihre Heldin in diesem Sinne aus der Ge-

<sup>509</sup> Vgl. Fulda 1916b: 195.

<sup>510</sup> Baum 1920: 140

schichte, indem sie für sie einen grandiosen Abschied von ihrem Geliebten, dem *Kammersänger Hannes Rassiem* schrieb:

Oben an der Gangtür wartete Dima und sagte: „Leben Sie wohl, Gelfius. Leben Sie wohl, Herr Kammersänger. Jetzt hole ich mein Entlassungszeugnis. Dann wird es erst schön. Dann fängt erst das Wahre an. Und Dank für alles. Für alles.“<sup>511</sup>

Der Abschied, in Gegenwart des *Pianisten Gelfius* vollzogen, ist an Kühle kaum noch zu überbieten, und mit der wiederholt zum Ausdruck gebrachten Dankbarkeit fügt *Dima* diesem noch einen erniedrigenden Akzent hinzu; denn dieser Dank bezieht sich wohl auf die qualifizierte Ausbildung und auf die ganz persönliche Förderung, aber eben auch auf die leidenschaftliche Begegnung, die es der Künstlerin ermöglichte, die mit ihr verbundene Lust und den erfahrenen Schmerz in Energie und Wissen über die menschlichen Gefühle zu transformieren. Damit aber schrumpft die „große Liebe“ auf die Bedeutung eines Bausteins, wie *Dima* ihn eben für ihren Lebens- und Berufsweg benötigt und von denen sich noch viele aufeinanderstapeln werden. Schon im Augenblick des Abschieds hat die Begegnung der Liebenden ihre Einmaligkeit eingebüßt.

Die auf sich gestellte Frau, die von sich weiß, dass sie ihr Leben ohne männliche Unterstützung meistern kann, hatte diese Erkenntnis, wie schon ausgeführt, nicht zuletzt aus den Erfahrungen gezogen, zu denen der Krieg sie gezwungen hatte. Dass eine solche Erkenntnis nicht umgehend revidiert werden kann, versteht sich fast von selbst, da das Glück der Eigenständigkeit sich in einem Hochgefühl äußert, das oft der Euphorie nicht unähnlich ist. Es bedarf der Gesetze und der moralischen Verurteilung, um den Drang nach Selbstverantwortung und Selbstvergewisserung zu unterbinden.

Doch fehlt es im Allgemeinen auch nicht an dem Vorwurf, mit einem solchen Begehren nach Selbstverantwortung nicht mehr dem Wesen des eigenen Geschlechts gerecht zu werden. Eine Formulierung, mit der ein solcher Vorwurf geäußert werden kann, bietet Karl August Horst, der über *Wesen und Werk* – so lautet der Untertitel seiner Schrift – Ina Seidels schreibt, und das mit einem solchen Maß an Distanzlosigkeit, dass man meinen könnte, er blicke mit den Augen der Dichterin in die Welt. Erst die Lektüre des Romans *Brömseshof* provoziert ihn,

---

<sup>511</sup> Baum 1920: 316

seine vermeintliche Überlegenheit als Vertreter des männlichen Geschlechts an den Tag zu legen.

In „Brömseshof“ werden mit starker Realistik die Vorgänge auf einem norddeutschen – vermutlich pommerschen – Gutshof geschildert, der in der Nachkriegszeit unter eine Art Weiberherrschaft geraten ist. Kam es doch gerade damals nicht selten vor, daß der Ausfall männlicher Kräfte die Frauen zwang, Rechte auszuüben und Pflichten zu übernehmen, von denen zurückzutreten sie nach der Rückkehr der Männer nicht ohne weiteres bereit waren.<sup>512</sup>

Damit aber hat der Interpretierende ganz den Ton gefunden, in dem Ina Seidel den *heimkehrenden Hoferben* zu seiner Frau sprechen lässt:

Vor dem Pferdestall blieb er stehen. „Wo ist der Inspektor?“ fragte er verstimmt, „hol ihn mir bitte!“ Er spürte keine Lust, sich vor diesen Fremden<sup>513</sup> weiter selber als Herrn auszuweisen. Christa sah ihn groß an. „Den Inspektor? Aber wir haben doch keinen mehr genommen, nachdem Bolte gefallen war und dann auch sein Nachfolger! Das macht doch alles Johanne...“ Conrad sah finster vor sich hin. Endlich sagte er: „So. Und wo ist Johanne? Aber nein!“ Er schlug mit der Hand durch die Luft.<sup>514</sup>

Dass der Hof darüber hinaus „am Schnürchen läuft“ und sogar besser als „zu Vaters Lebzeiten“<sup>515</sup>, macht ihm die „Weiberherrschaft“ nicht angenehmer. Zu offensichtlich ist, dass der Gutsherr hier nicht benötigt wird, sondern eher wie ein Fremdkörper anmutet. Im Fortgang der Geschichte erweist sich *Conrad* – trotz der Erfahrungen, wie Kriegshandlungen, Gefangenschaft und Auslandsaufenthalte sie mit sich bringen – als ein Mensch von pubertärem Egoismus, der meint, dass alles so hätte bleiben müssen, wie er es verlassen hat, und der mit der ersten seiner Handlungen ein Pferd zum Reiten einfordert, dessen Einsatz für die Erledigung der Arbeiten auf dem Gut unerlässlich ist. Auf der anderen Seite wiederum verweigern ihm die Schwestern in unnachgiebiger Haltung jede Form der Mitarbeit. Die Auseinandersetzung zwischen den Geschwistern schwelt mal offener, mal versteckter, und am Ende ist *Conrad* der Verlierer, gerade weil ihm jede Tätigkeit untersagt ist und er deshalb keinen ihn befriedigenden Platz in der Familie und im Dorf finden kann. Während die Schwestern weiterhin

<sup>512</sup> Horst 1956: 96

<sup>513</sup> Gemeint sind die Knechte und Tagelöhner, die als Kriegsgefangene auf das Gut kamen und dann als freie Arbeiter blieben.

<sup>514</sup> Seidel 1927: 28

<sup>515</sup> Seidel 1927: 32

den Hof bewirtschaften, wandert er mit seiner schwangeren Frau nach Amerika aus.

Der Verlauf dieser Geschichte, an deren Ende die Frauen scheinbar als Siegerinnen dastehen, hat Horst veranlasst, von einer matriarchalischen Rechtsauffassung zu sprechen, »die sich auf greifbaren Besitz und ererbtes Im-Blute-haben gründet, [vor dem] das vom Geist diktierete Gesetz des Mannes kapitulieren muß«.<sup>516</sup> Ina Seidel selbst hat es verstanden, diesen Eindruck zu vermitteln, als sie dem *Pfarrer Hoffmann* die hierzu nötigen Ausführungen in den Mund legte.

„Was während der Kriegsjahre hier auf dem Gut geleistet wurde, – ja, das ließ mich an die alten Zeiten des Mutterrechts denken [...] Ja, des Mutterrechts, als eines Zustandes voll Frieden, Güte und Gerechtigkeit. Die Frauen regierten und die Tochter folgte auf die Mutter. Es sind vorgeschichtliche Zeiten, von denen ich spreche, Herr Siere, – aber was ich hier erlebte, das ließ mich erst an ihre Möglichkeit glauben.“<sup>517</sup>

Auch die symbiotische Verflechtung der Frau mit „Mutter Erde“ ist von der Autorin an mehreren Stellen dezidiert in Worte gefasst.

Nach einer Weile fuhr [Johanne] fort: „[...] ich muß an jeden Fleck Erde denken, an sein Wachstum und wie ihm das Wetter gerade bekommt, – und ich fühle das Gute und ich fühle das Böse so stark, – so – als sei ich es selbst, – ja, da liege ich manchmal bis zum Morgen im Halbschlaf und fühle meinen Körper wie das ganze Land. Es ist alles auf mir und in mir.“<sup>518</sup>

Es ist also gar nicht erstaunlich, wenn bei Gabriele Thöns zu lesen ist, dass die Machtverteilung auf *Brömseshof* viel versprechend sei, und sie stellt in diesem Zusammenhang heraus, dass alle männlichen Gestalten in den Seidel'schen Schriften für die Bewältigung des Lebens zu schwach seien und dass ihr Leben oft nur von kurzer Dauer sei. Die Dichterin entthronte den Mann und billige ihm nur eine Schattenexistenz zu, sofern er nicht mit der Mutter eine matriarchalische Gemeinschaft bilde.<sup>519</sup>

Es drängt sich die Frage auf, ob Ina Seidel mit der Darstellung des *Brömseshofs* ein auf die Größe eines Mikrokosmos' verkleinertes Gegenmodell zur patriarchalischen Gesellschaft entworfen hat, doch es

<sup>516</sup> Horst 1956: 97

<sup>517</sup> Seidel 1927: 157

<sup>518</sup> Seidel 1927: 164

<sup>519</sup> Vgl. Thöns 1984: 214.

kann hierauf unumwunden mit ‚nein‘ geantwortet werden; denn die Schwestern verweigern dem Bruder den Gutshof nicht etwa, weil er ein Mann ist und von daher nicht das Recht habe, mit „Mutter Erde“ verbunden zu sein, sondern weil er nichtehelich geboren ist. Eine solche Entscheidung aber orientiert sich an der patriarchalischen Ordnung, während nach der matriarchalischen ausschließlich die Verwandtschaft mit der Mutter als solche anerkannt wird. Dieses Wissen kann der Dichterin nicht unbekannt gewesen sein. Bereits zu Beginn des Jahrzehnts, 1921, war Mathilde Vaertings *Frauenstaat und Männerstaat* in zwei Bänden aufgelegt worden, und selbst wenn Ina Seidel dieser Veröffentlichung nicht „begegnet“ wäre, so lag doch, wie Birgitta M. Schulte recherchiert hat, die Frage des Mutterrechts in den zwanziger und dreißiger Jahren ‚in der Luft‘.<sup>520</sup> Aber auch Karl August Horst hat darauf hingewiesen, dass zur Zeit der Niederschrift des Romans *Brömeseshof* die philosophisch-religionsgeschichtliche Untersuchung *Mutterrecht und Urreligion* von Johann Jakob Bachofen, die ursprünglich 1861 erschienen war, neu entdeckt worden sei. Hier aber heißt es eindeutig:

Die ganze Ausschließlichkeit des Muttertums, welche gar keinen Vater kennt, welche die Kinder als ›ohne Vater‹ oder gleichbedeutend als ›mit vielen Vätern‹, [...] den Erzeuger selbst als ›Niemand‹ [...] erscheinen läßt, ist ebenso geschichtlich als die Herrschaft desselben über das Vätertum, wie sie in dem demetrischen Mutterrecht sich darstellt.<sup>521</sup>

Wenn nun trotzdem der „Fehltritt“ der Mutter – zwischen zwei Ehen den Sohn *Conrad* mit einem dritten Mann gezeugt zu haben – zu einem die gesamte Handlung bestimmenden Faktor im Roman wird, dann deshalb, weil Ina Seidel etwas miteinander verbinden wollte, was nicht zu verbinden ist: matriarchalisches Leben im preußischen Staat. In seiner Schrift über *Preußen* schreibt Hans-Joachim Schoeps, dass dieser Staat »von oben her gegründet worden war durch das Staatsdienertum seiner großen Könige und ihres Adels, durch die Armee und die Verwaltung seines Beamtentums«.<sup>522</sup> Die Entwicklung eines solchen Staates aber, den auch Ina Seidel für die beste Umsetzung des Staatsgedankens hielt, setzt eine kognatische Verwandtschaftsstruktur voraus, nach der ein Kind sowohl mit seiner Mutter als auch mit seinem Vater

<sup>520</sup> Vgl. Schulte 1999: 119 - 123

<sup>521</sup> Bachofen 1980 [1861]: 34f.

<sup>522</sup> Schoeps 2001: 297



und mit deren Familien verwandt ist. »Die Verwandtschaft in [einem solchen] Stammbaum breitet sich aus wie ein Fächer, der nicht nur in der Tiefe, sondern auch in der Breite ins Unendliche geht.«<sup>523</sup> Somit dürften alle Familien, wenn auch weit entfernt, miteinander verwandt sein, und genau diese Art der verwandtschaftlichen Gemeinschaft hatte die Autorin von *Brömseshof* im Sinne, als sie beispielsweise 1924 in ihrer Rezension über den *Preußischen Stil* von Moeller van den Bruck schrieb: »Volkstum heißt: Landschaft und Mensch, Religion, Kunst und Staat eines Himmelstrichs in allen ihren Beziehungen zu einer Einheit verschmolzen.«<sup>524</sup> An anderer Stelle setzte sie einem »wahrhaft organisch aufgebaute[n] eigenbeseelte[n] Volk« mit abwertender Intention die »zufällig zusammengelaufene Masse ohne Götter und Schicksale«<sup>525</sup> entgegen. Gerade aber mit dieser abwertenden Interpretation war sie dem Bild agnatischer beziehungsweise matriarchalischer Strukturen sehr nahe gekommen. Da in ihnen jeder Mensch nur mit der Familie der Mutter verwandt ist<sup>526</sup>, kann auch nur von einlinigen Abstammungsgruppen gesprochen werden, die unabhängig voneinander existieren. Für die Betrachtung des politischen Systems ist daraus zu folgern, dass es keine Zentralinstanz gibt, sondern nur Gruppen mit ihren Ältesten. Deshalb spricht Uwe Wesel in diesem Zusammenhang von einer »geordneten Anarchie«.<sup>527</sup>

Eine solche Gemeinschaft des egalitären Nebeneinanders lässt sich aber mit den Vorstellungen vom Preußischen Staat nicht in Einklang bringen. Nach der Verfassung des Deutschen Reiches von 1871 beispielsweise stand der Kaiser an der Spitze des Staates. Er befahl die Streitkräfte und ernannte den Reichskanzler, der wiederum den Vorsitz im Bundesrat innehatte, der sich aus den Vertretern der Einzelstaaten zusammensetzte. Nur die Abgeordneten des Reichstages wurden vom Volk gewählt, allerdings nach dem Drei-Klassen-Wahlrecht, wonach diejenigen die meisten Wahlmänner stellen konnten, die auch die meisten Steuern zahlten. Im Klartext heißt das, dass das Volk nur wenig zu sagen hatte und dass dieses Wenige darüber hinaus keine staatsgestaltende Kraft hatte.

---

<sup>523</sup> Wesel 1980: 19

<sup>524</sup> Seidel 1934d: 138

<sup>525</sup> Seidel 1934c: 8

<sup>526</sup> In anderen Fällen nur mit dem Vater.

<sup>527</sup> Wesel 1980: 20f.

Es waren jedoch nicht diese konkreten Details, die Ina Seidel bewogen, »Preußen als die Keimzelle des großdeutschen Staates der Zukunft«<sup>528</sup> zu ersehnen, sondern im preußischen Geist sah sie »die einzig gegebene Form staatsbildenden Willens auf deutscher Erde«<sup>529</sup>, und wenn sie über die bereits erwähnte Schrift von Moeller van den Bruck schrieb, dass ihr Inhalt von klarer Knappheit und strenger Wucht sei<sup>530</sup>, so sind dies gleichzeitig die Charakterisierungen, mit denen sie den Preußischen Staat bedachte.

Ebenso sind nach diesem Ideal der Knappheit und Strenge die Frauen im Roman *Brömseshof* entworfen. Ihr Zusammenleben ist hierarchisch strukturiert, und sie haben enge Vorstellungen von Klassen- und Rassenschränken entwickelt und davon, mit wem sie im Dorf freundschaftlich verkehren, wer dieses Umgangs nicht würdig ist und wer berechtigt ist, ihre Mildtätigkeit zu erfahren. Mit klarer Knappheit und strenger Wucht, mit engherziger Selbstzucht und liebloser Nüchternheit wird hier das Leben organisiert und zwar in einer solch überzogenen Weise, dass es die Lesenden voller Dankbarkeit begrüßen, dass der Bruder, der Vertreter des männlichen Geschlechts, ein wenig Lebensfreude in diese Gemeinschaft bringt, der das Lachen und die Lust vergangen sind.

Die Schranken, die Ina Seidel die Schwestern auf dem Gutshof errichten lässt, sind demnach so gestaltet, dass eine Identifikation mit dem Romanhelden *Conrad* unumgänglich wird und man versucht ist, mit ihm im Einklang von den Schwestern als von harten, alternden Jungfern<sup>531</sup> zu sprechen. Damit aber sind nicht nur Frauenfiguren geschaffen, die, da sie patriarchalische Gesetze vertreten, ausschließlich Vätertöchter sind, sondern auch Geschöpfe, die überhaupt nur unter einem solchen Gesetz entstehen können. Denn um zu einem Begriff, wie dem von der alten Jungfer zu kommen, der oft zusammen mit dem Adjektiv „vertrocknet“ verwendet wird, muss gleichzeitig die Ansicht existieren, dass die Körpersäfte einer Frau – gemeint sind die Sexualhormone und die Milchdrüsenproduktion – nur durch das Begehren eines Mannes und durch den intimen Verkehr mit ihm zum Fließen gebracht werden. Ohne diese Begegnungen – so weiter in diesem Tenor – kann sich der Quell nicht öffnen. Frauen aber, die für alle ersichtlich in die-

---

<sup>528</sup> Seidel 1934d: 9

<sup>529</sup> Seidel 1934d: 9

<sup>530</sup> Seidel 1934d: 9

<sup>531</sup> Vgl. Seidel 1927: 154.

sem vertrockneten und verbitterten Zustand auftreten und sich der Welt zeigen, als seien sie nicht zum Leben erweckt worden, beweisen damit, dass sie die Deutung der patriarchalischen Gesellschaft für ihre Daseinsform akzeptiert und sich ihr angepasst haben.

Es ist Seidels eigene ambivalente Haltung gegenüber souveränen Frauen, die sich an diesem Roman deutlich zeigt. Sieht sie auf der einen Seite, dass Frauen erfüllt sind von der Kraft zur eigenen Lebensgestaltung, so kann sie sich die Details hierzu doch nicht anders als in einem evangelisch-preußischen Rahmen vorstellen, der aber die Realisierung des angestrebten Zieles nicht zulässt, weil die Frau hier im Sinne Paulus' nur den Platz der Dienerin einnehmen kann. Zur Entfaltung ihrer Lebenskräfte bedarf sie der emotionalen Zufuhr von außen. Deshalb erscheint Ina Seidel der Fluss des Lebens auch nur dann als ungestaut, wenn Mann und Frau ihre Energien miteinander verbinden und damit den immerwährenden Kreislauf zwischen Erde und Mensch aufrechterhalten, der sich darin äußert, »daß der Mensch sein Leben von der gleichen Scholle fristet, die ihn nach seinem Tode in ihrem Schoß aufnimmt, auf daß die Nachfahren aus seinem Staube ihr Brot ernten.«<sup>532</sup>

Um diesen eigentlichen Lebenssinn und Hort der Gewissheit haben die Schwestern sich und ihren Bruder gebracht. Ihm gegenüber haben sie somit unrecht gehandelt, sich selbst aber vom Quell des Lebens abgeschnitten. Damit wird auch das Ende des Romans – der in Aussicht gestellte Ruin des Gutes – als Strafe im Sinne von Aktion und Reaktion verständlich.

Dass die Überzeugung der Frau, aus sich selbst heraus ihr Leben bestimmen und ausrichten zu können, in die Irre führen muss, ist nicht nur bei Ina Seidel zu lesen, sondern auch bei Vicki Baum, obwohl sie ihre Romanfigur *Dima* in einem anderen Lichte erscheinen ließ. Forsch und zielstrebig kommt *Dima* der Leserin entgegen, doch hat die Autorin deshalb noch keine „kessse Wienerin“ – analog zur „kessen Berlinerin“, wie Franz Hessel sie porträtierte – geschildert. Nach ihrer Ansicht zahlen Frauen für Karriere und Eigenständigkeit einen hohen Preis. In der Darstellung der *Kouczowska*, der *Ehefrau Rassiems*, wird dieser Preis benannt. Auch sie leidet, wie *Dima* und die anderen Geliebten, an der Unverbindlichkeit ihres Mannes und stürzt sich, um dem Schmerz zu entkommen, aber auch aus Lust am eigenen Können genauso überzeugt wie *Dima* in die Arbeit. Doch die Konzertreisen um die halbe

---

<sup>532</sup> Seidel 1934c: 12

Welt und die wechselnden Partner erfüllen die Seele immer weniger mit Lebenslust und Zukunftshoffnung. Die Flucht in die Krankheit, auch um sich wieder auf sich selbst besinnen zu können, scheint der einzige Ausweg zu sein, bis sie zu erkennen vermag, dass ihr Glück und ihre Gesundheit nur in der Ehe mit ihrem Mann und in der Mutterschaft begründet sein können.

Unschwer lässt sich hieraus der Schluss ziehen, dass auch *Dima*, trotz ihres Erfolgs eines Tages zu dieser Einsicht gelangen wird. Doch es wäre kurzschlüssig, aus einer solchen Wendung die Intention der Autorin herauslesen zu wollen, sie habe die Frauen mit diesem Roman aufgefordert, sich ihrer „natürlichen Aufgabe“ zuzuwenden. Eher wird uns hier eine Vielgestaltigkeit des Lebens vorgeführt, die gerade wegen ihrer Wahlmöglichkeiten qualvoll ist. Wie immer die Entscheidung ausfallen mag, eine Seite weiblicher Entfaltungsmöglichkeiten bleibt ungelebt und liegt schmerzvoll brach.

Dass die Autorin selbst versuchte, dem Zwang des Entweder-Oder zu entkommen, ist unschwer an ihrem eigenen Lebenszuschnitt der Weimarer Jahre zu erkennen. So eilte sie zwischen ihren Tätigkeiten als Hausfrau und Mutter, als Redakteurin im Ullstein Verlag und als Schriftstellerin hin und her, unterbrochen von den Stunden, in denen sie schwamm, boxen lernte und tanzen ging. »Nach dreizehn oder vierzehn Stunden Arbeit tanzen – das trieb mir die Flausen aus Körper, Gehirn und Nerven.«<sup>533</sup>

1928 — so ist bei Birgit Haustedt zu lesen — war Vicki Baum ökonomisch die erfolgreichste Autorin bei Ullstein. »Ihr Roman *Stud. chem. Helene Willfüer* steigert als Vorabdruck in Fortsetzungen die Auflage der *Berliner Illustrierten Zeitung* auf 200 000 und macht die BIZ damit zur meistgelesenen Wochenzeitung Berlins.«<sup>534</sup>

Aber gerade auch mit Blick auf den hier vorzustellenden Roman kommt Heide Soltau zu einem deprimierenden Fazit:

Die Frauenliteratur der zwanziger Jahre trägt ihren Teil mit dazu bei, daß alte ideologische Muster lebendig bleiben und es von seiten der Frauen und ihrer Organisationen kaum Widerstand gibt, als wenig später Hitler an die Macht kommt und es heißt: Die Frau gehört ins Haus.<sup>535</sup>

<sup>533</sup> Haustedt 1999: 125

<sup>534</sup> Haustedt 1999: 120

<sup>535</sup> Soltau 1988: 229

Bereits zu Beginn des Romans ist der Plot der Geschichte erkennbar; denn schon auf der dritten Seite des Geschehens begegnet *Helene Willfüer* dem Mann, den sie am Ende heiraten wird, dem sie, wie Felix Salten im Jargon der Männersprache in der *Neuen Freien Presse* am 17. Februar 1929 schrieb, »wahrhaft angehört«. <sup>536</sup> Das aber ist genau der Eindruck, den Vicki Baum vermittelt, und es ist davon auszugehen, dass alle weiteren Geschehnisse eigens vor den Lesenden ausgebreitet werden, damit das Happy end um so triumphaler anmutet. »Unweit von ihr war der Rücken eines Mannes zu sehen, der sich Zigarren gekauft hatte, der breite Rücken eines riesenhaften Mannes, bekleidet mit einem grauen Mantel von ausländischem Schnitt.« <sup>537</sup>

Damit ist schon fast alles gesagt. Die junge Frau, seit einigen Tagen Vollwaise und geplagt von der Überlegung, ob das karge mütterliche Erbe ausreichen wird, um das Studium der Chemie zu Ende zu bringen, steht hungernd und frierend auf dem Frankfurter Hauptbahnhof, um nach Heidelberg weiterzufahren. Auf den Rücken des riesenhaften Mannes lässt sich ihre Sehnsucht nach Schutz und Geborgenheit leicht projizieren, und der Mantel von ausländischem Schnitt suggeriert kurz nach dem Ersten Weltkrieg finanzielle und soziale Absicherung. Hinzu kommt, dass dieser Mann kein Unbekannter ist, sondern der hochverehrte *Herr Professor Ambrosius*, »Chemiker von Beruf, bekannt durch seine Arbeiten auf dem Gebiet der Farbstoffe.« <sup>538</sup> Wen wundert es noch, dass die junge Studentin in einen glückseligen Taumel fällt, dessen Grund ihr aber, trotz der Intensität ihrer Gefühle, unbekannt bleibt.

*Helene Willfüer* wird als eine willensstarke und intellektuelle Frau beschrieben, die wie die *Opernsängerin Dima* ihren Weg klar vor sich sieht:

„Mein Onkel wollte ja, daß ich mit dem Examen abgehe, als Laborantin oder in eine Apotheke. Da hat es aber Funken gegeben. Nein, aus dem Studium lasse ich mich nicht herausreißen, da gebe ich nicht nach. Ich habe einen harten Kopf, Gott sei Dank.“ <sup>539</sup>

Emotional aber verbleibt sie in einem kaum glaubhaften jungfräulichen Zustand, den man nur mit der Vokabel ‚Selbstentfremdung‘ benennen kann. Während den Lesenden *Helenes* Begehren leicht erkennbar ist, lässt die Autorin sie durch eine Verwirrung nach der anderen stolpern,

<sup>536</sup> Salten 1998 [1929]: 86

<sup>537</sup> Baum 1968 [1929]: 7

<sup>538</sup> Baum 1968 [1929]: 7

<sup>539</sup> Baum 1968 [1929]: 10f.

die schlimmer nicht sein könnten. Nun mag man sich darüber nicht wundern, denn Vicki Baum schrieb diesen Roman, noch bevor sie eine feste Anstellung bei Ullstein erhielt, und damit zu einer Zeit, als sie dringend Geld brauchte, um ihre Familie ernähren zu können.<sup>540</sup> Das aber konnte nur gelingen, wenn sie den Ansprüchen ihrer Leserschaft nach Unterhaltung gerecht wurde. Trotzdem erklärt dies nicht alles. Wenn *Professor Ambrosius* die mittlerweile 30-jährige *Helene* am Ende des Romans fragt, ob sie mit ihm leben wolle, und sie zum Einverständnis ihre »großen, bebenden Hände auf seine Brust« legt und verspricht »„Es ist ein Experiment. Ich will es versuchen“«<sup>541</sup>, so könnte man das Buch mit den Worten: ‚Das hättet ihr doch schon früher haben können‘, unbefriedigt zur Seite legen. Dieses Gefühl stellt sich auch deshalb ein, weil der berufliche Kampf *Helenes*, der sie bis in die Chefetage eines Chemiekonzerns gelangen lässt, für gar nichts anderes gut gewesen zu sein scheint, als um für eine Ehe aufgegeben zu werden. Es muss deshalb Heide Soltau zugestimmt werden, wenn sie resümiert: »Berufstätigkeit als eine mögliche Selbstverwirklichung der Frau, diese Dimension fehlt den meisten Texten.«<sup>542</sup>

Der Verdacht liegt nahe, dass sich die Autorin in befürwortender Weise der politischen Entscheidungen ihrer Zeit annimmt, mit denen nicht nur nach dem Ersten Weltkrieg die Frauen aufgefordert wurden, für die heimkehrenden Soldaten die Arbeitsplätze zu räumen, sondern die auch die Grundlage dafür boten, dass 1926 der Reichsarbeitsminister Aufrufe erließ gegen »das Doppelverdienertum, vorwiegend gegen die verheiratete berufstätige Frau.«<sup>543</sup> Dieser Verdacht kann nicht widerlegt werden, auch wenn davon ausgegangen werden muss, dass sich Vicki Baum den weit verbreiteten Vorstellungen ihrer Leserinnen anpasste und keineswegs ihre eigene Einstellung zu diesem Thema damit zu erkennen gab, zumal sie für sich selbst die Rolle der Nur-Hausfrau und Mutter ablehnte.

Doch es kommt noch ein Aspekt hinzu, der nicht unberücksichtigt bleiben darf, wenn man Vicki Baums Einschätzung der Geschlechterfrage verstehen will; denn der harte Weg, den sie ihre Protagonistin zurücklegen lässt – Armut, Diskriminierung als unverheiratete Mutter, Gefängnisaufenthalt wegen Mordverdachts und kräftezehrende Ar-

---

<sup>540</sup> Vgl. Baum 1962: 348f.

<sup>541</sup> Baum 1968 [1929]: 189

<sup>542</sup> Soltau 1988: 222

<sup>543</sup> Soltau 1988: 222

beitsbedingungen –, führt zum Schluss wohl nur in die Ehe, aber ohne die vorangegangene Kampfproben wäre diese gar nicht erträglich; denn alle im Roman vorgeführten Männer sind lebensschwach und von einem geradezu kindlichen Egoismus. Der *Vater von Helenes Kind* entzieht sich den Aufgaben des Lebens und mehr noch der Selbstbehauptung durch Freitod, und auch *Ambrosius* setzt sich den Revolver an den Kopf, den er sich gekauft hatte, um seine untreue Ehefrau und ihren Liebhaber zu erschießen. Obgleich er den Schuss überlebt, bleibt er auf einem Auge blind, und hierauf beziehen sich seine Worte, mit denen er seinen Heiratsantrag an *Helene* richtet.

„Helene, höre mich an. Ich lasse dich nicht wieder von mir. Du mußt mit mir gehen. Du mußt alles lassen und bei mir bleiben. Keine Umwege mehr. Es ist Zeit für uns. Du mußt mir helfen und du wirst mir helfen. Ich sehe schlecht. Ich bin ungeschickt geworden. Ich habe eine große Arbeit vor. Ich kann sie ohne dich nicht machen. Ich kann dich nicht mehr entbehren.“<sup>544</sup>

Das Fordernde und Drängende, unterstrichen durch die häufige Benutzung des Modalverbs ‚müssen‘ und die Verwendung des Befehls-tons, kaschiert nicht die Verzweiflung *Ambrosius*‘, sondern unterstreicht sie noch, lässt ihn hilfsbedürftiger erscheinen als die Frau. Die Sehnsucht nach Schutz und Geborgenheit hielt *Helene* nie davon ab, ihren beruflichen und persönlichen Weg konsequent zu gehen. Obgleich das Verlangen stark war, wurde es niemals beherrschend und mündete nach Jahren der Erfahrung in die Überzeugung, für das eigene Glück selbst verantwortlich zu sein.

Herr Direktor, ich bin dreißig Jahre alt, ich habe bisher gelebt – schlimmer als ein Hund. Ich habe keine Zeit gehabt zu leben. Ich habe gehungert, gewacht, gefroren, ich habe mich durch jede Sorte von Not und Entbehrung durchgefressen. Jetzt möchte ich für die Leistung auch den Lohn. Ich möchte menschenwürdig leben können.<sup>545</sup>

Nicht die Frau bedarf im vorliegenden Roman des Mannes, um im Leben zurecht zu kommen, sondern der Mann ist ohne eine starke Frau an seiner Seite verloren. Um so offensichtlicher aber wird die Diskrepanz zwischen dem privaten schwachen Mann und dem patriarchalischen System, das die Autorin mit Selbstverständlichkeit schildert und kaum einmal in Frage stellt. So vermindert sich die Verachtung, die *He-*

<sup>544</sup> Baum 1968 [1929]: 188f.

<sup>545</sup> Baum 1968 [1929]: 270

*lene* als lediger Mutter im Hörsaal und im Versuchslabor entgegengebracht wird, erst von dem Moment an, in dem der zuständige Professor ihre Arbeit vor den Kommilitonen lobt, während sie selbst, trotz aller Willensstärke und Souveränität, nicht in der Lage ist, die Anfeindungen entschieden zurückzuweisen.

Die einzige offene Kritik am patriarchalischen System, zu der sich die Autorin bekennen kann, ist die am § 218, als sie *Helene* verzweifelt nach einer Möglichkeit zum Schwangerschaftsabbruch suchen lässt.

„Armes Wurm“, sagte die Ärztin und legte ihre starken Hände mit den kurzen Nägeln über Helenes Finger, die unterdrückt bebten. „Immer der gleiche Jammer, jeden Tag der gleiche Jammer. Bei ihnen kommt’s von der einen Seite und bei den andern von woanders. Ich kann nicht helfen, ich darf nicht helfen. Ich muß diese armen Weiber wegschicken, die fünf und sechs und sieben Kinder haben und vor Elend nicht aus und ein wissen. Ich – wenn es nach mir ginge! Da wäre bei den Wohlfahrtseinrichtungen längst eine, in der der Kindersegen offiziell geregelt würde. Aber bis dahin ist’s weit. Und wir haben unsern ominösen Paragraphen.“<sup>546</sup>

Aber auch in diesem Fall sind die starken Frauen machtlos vor den Gesetzen der patriarchalischen Gesellschaft und finden in Vicki Baums Roman keinen Ausweg aus der Not, es sei denn einen individuellen. Dass SPD- und KPD-Frauen im Reichstag eine Reform des § 218 forderten und die Frauen auf den Straßen für dasselbe Ziel demonstrieren, findet in keiner Variante Eingang in das Romangeschehen. Politisches Engagement der Frauen, gerade im Hinblick auf den § 218, war in der Vorstellungswelt Vicki Baums nicht zu finden, wie es auch in ihren Romanen immer nur die Einsamkeit des einzelnen Menschen gab, die nur kurzzeitig durch die Liebe zwischen Mann und Frau gemildert werden konnte.

Es lohnt sich, noch einmal auf die Beobachtung von Heide Soltau zurückzukommen, dass Berufstätigkeit als Möglichkeit weiblicher Selbstverwirklichung in den von ihr untersuchten Texten nicht vorkomme. Könnte man aus einem solchen Tatbestand schließen, dass der Horizont der Schriftstellerinnen nicht weit genug gesteckt sei, um eine solche Dimension in ihre Vorstellungswelt einzubeziehen, so lässt sich andererseits auch fragen, ob die Berufstätigkeit der Frau ihr eine solche Chance, die der Selbstverwirklichung, überhaupt eröffnet. Fehlte es also den Schriftstellerinnen am guten Willen, gar an einer ausreichenden

<sup>546</sup> Baum 1968 [1929]: 81



Beobachtungsgabe, oder muss nicht davon ausgegangen werden, dass die eingeforderte und ersehnte Berufstätigkeit, die die Befreiung vom Mann bringen sollte und die aktive Partizipation am gesellschaftlichen Prozess, sich für die meisten arbeitenden Frauen als ein Vorgang entpuppte, der sie zur Selbstverleugnung zwang und Selbstentfremdung zur Folge hatte?

In ihrem Roman *Mehltreisende Frieda Geier*<sup>547</sup>, dessen Handlung in die Jahre 1926 bis 1928 fällt, betrachtete Marieluise Fleißer mit ihrem »Röntgenblick«<sup>548</sup> die Kommunikation zwischen Kunde und Verkäufer, deren Verlogenheit darin besteht, dass menschliche Teilnahme am Leben des anderen suggeriert wird, wo in Wirklichkeit nur der Umsatz von Interesse sein kann. Um ihr Mehl an den Mann beziehungsweise an den Bäcker zu bringen, steht *Frieda* »im Schafsgewande und nimmt sich um sein Wohlbefinden an, wie wenn sie verwandt mit ihm wäre.«<sup>549</sup> Diese Verlogenheit macht sie selbst zum Opfer. In jedem Laden lässt sie einen Fetzen Haut.<sup>550</sup> Doch ehrlich kann sie auch nicht sein; denn Mitleid mit dem anderen, wenn er etwas kauft, was er sich eigentlich nicht leisten kann, führt zum eigenen Ruin. Mit gezielten Worten gibt die Autorin einen für die Lesenden nachvollziehbaren Einblick in die Gesetze der Marktwirtschaft, in der der Einzelne nur existieren kann, wenn er sich ihnen unterwirft.

Wie der andere damit fertig wird, ist seine Sache. Das oberste Gebot eines jeden: er darf sich nicht in die Lage des anderen versetzen. Mitgefühl lähmt. Das Recht zum Leben, das man dem Nächsten einräumt, nimmt man unweigerlich von der eigenen Substanz weg. Worauf man nicht selber die Hand legt, hat schon ein anderer beiseitegebracht. Was man selber verbraucht, hat man sowieso allen anderen weggenommen. Wenn man es scharf bis zum Ende denkt, muß man sich in einen Graben legen und unter freiem Himmel den Tod erwarten, damit man keinem anderen was tut.<sup>551</sup>

Damit Berufstätigkeit unter solchen Bedingungen mit dem eigenen Selbst in Einklang kommen kann, muss das hier beschriebene Räuber-Opfer-Verhältnis im vollen Umfang akzeptiert oder aber erfolgreich verdrängt werden. Letzteres aber gelingt nur in Zeiten der Vollbeschäf-

<sup>547</sup> Die Neufassung von 1972 erschien unter dem Titel *Eine Zierde für den Verein*, nach der hier zitiert wird.

<sup>548</sup> McGowan 1987:12

<sup>549</sup> Fleißer 1983b [1931]: 35

<sup>550</sup> Fleißer 1983b [1931]: 37

<sup>551</sup> Fleißer 1983b [1931]: 38

tigung und der sozialen Absicherung. Doch in den zwanziger Jahren, auch in jenen der wirtschaftlichen Blüte, waren das soziale Gefälle und der Kampf ums Überleben offensichtlich. Um sich auf dem Weltmarkt behaupten zu können, so schrieb Egon Erwin Kisch am 26. Juni 1927 in der *Arbeiter-Illustrierten Zeitung*, müsse Deutschland die Löhne niedrig halten und den Ausbau des Arbeitsschutzes und der Arbeitsfürsorge vernachlässigen.<sup>552</sup> Was sich im Leben des Einzelnen erkennen lässt, gilt auch für das wirtschaftliche Verhältnis der Staaten zueinander. Dessen Auswirkungen aber treffen auch den Einzelnen, wie es Marie-luise Fleißer hier am Beispiel ihrer *Frieda Geier* beschrieben hat. Wenn die Löhne niedrig sind, kaufen die Menschen noch nicht unbedingt weniger Brot, aber doch weniger von den feinen Backwaren. Das aber zwingt den Bäcker, auf den Preis des Mehls zu achten und die einzukaufende Menge niedrig zu halten. Dieser Umstand ist es wiederum, der die *Mehltreisende* veranlasst, ihre Kunden mit Freundlichkeit und Verständnis in die Enge zu treiben, aus der sie sich nur noch durch den Kauf befreien können.

Unter solchen Bedingungen aber kann Berufstätigkeit nichts mit Selbstverwirklichung zu tun haben, sondern muss tagein, tagaus vollzogen werden, indem man »sich den Stachel ins eigene Fleisch treibt.«<sup>553</sup> Es kann deshalb auch nicht verwundern, dass nur die *Herinnen vom Brömseshof* Erfüllung in ihrer Arbeit finden, verlangt ihnen doch die Beziehung zu ihrem Acker keine Selbstverleugnung und Heuchelei ab. Diese Einschätzung der bäuerlichen Existenz einerseits und der entfremdeten Arbeitsbedingungen in der Industrie andererseits, so gerechtfertigt sie auch erscheinen mag, war eine jener Grundlagen, auf denen die Nationalsozialisten ihr Programm aufbauten und mit der sie die Zustimmung breiter Bevölkerungsschichten gewinnen konnten. In den unbefriedigenden außerhäuslichen Arbeitsverhältnissen mag die Begründung dafür liegen, dass die Frauen selbst die Rückkehr ins Haus bereitwillig akzeptierten.

### 4.3 »...oh, das Leben so zu zwingen wie diesen Gaul...«

Im September des Jahres 1919 proklamierte der Bund Deutscher Frauen auf seiner Generalversammlung in Hamburg »die Mitwirkung der

<sup>552</sup> Kisch 1983 [1927]: 36

<sup>553</sup> Fleißer 1983b [1931]: 38

Frauen „bei der Gestaltung des politischen Lebens“ auf der Grundlage der Weimarer Verfassung und die Förderung der „staatsbürgerlichen Schulung“ aller Frauen«. <sup>554</sup> Im November desselben Jahres wurde auf der Reichsfrauenkonferenz der USPD in Leipzig gefordert, »den Frauen den Ernst der politischen Situation zu Bewußtsein zu bringen«. <sup>555</sup>

Die Appelle blieben nicht ungehört. Wenn auch der größte Teil der Frauen eher bürgerlich-konservativ wählte, so engagierten sie sich doch auch in Parteien, Gewerkschaften und Wohlfahrtsverbänden, übernahmen Funktionen auf lokaler und auch auf Reichsebene und beteiligten sich nicht zuletzt auf der Seite der linken Arbeiterbewegung an Arbeitskämpfen und Aufständen. Selbst im Einflussbereich der NSDAP, die bereits auf ihrer ersten Mitgliederversammlung am 21. Januar 1921 beschlossen hatte, dass Frauen innerhalb der Partei keine Führungspositionen übernehmen dürften <sup>556</sup>, wurde im Mai 1923 die militärische Frauenorganisation »Bund Königin Luise« gegründet. <sup>557</sup>

Frauen, die handelnd in das politische Geschehen eingreifen, waren demnach während der Weimarer Jahre nicht unbekannt, und es mag deshalb um so mehr verwundern, dass sie als literarische Figuren nur selten in Erscheinung treten. Selbst in der zu jener Zeit vielleicht berühmtesten Revolutionserzählung *Aufstand der Fischer von St. Barbara*, für die Anna Seghers 1928 den Kleist-Preis erhielt, hat die Autorin keine politisch handelnde oder auch politisch denkende Frau gezeigt. Wenngleich hier Menschen geschildert werden, die ohnehin mit Worten nur karg umgehen, so bleiben die wenigen Worte doch den Männern vorbehalten, mit denen sie sich über ihre tariflichen Forderungen verständigen und über die Protest- und Streikmaßnahmen, die sie ergreifen wollen, wenn ihrem Ansinnen nicht entsprochen wird. Keiner der Männer käme auf die Idee, die Frauen in den Kampf einzubeziehen. Sie stehen außerhalb der Handlungen, die in den Gedanken und Worten der Männer vorbereitet werden. Selbst das Gefühl dafür, dass sich „etwas zusammenbraut“, scheint ihnen in dieser Erzählung abhanden gekommen zu sein. Stattdessen heißt es konsequenterweise

---

<sup>554</sup> Arendt/Scholze 1984: 128

<sup>555</sup> Arendt/Scholze 1984: 129

<sup>556</sup> Vgl. Arendt/Scholze 1984: 140.

<sup>557</sup> Vgl. Arendt/Scholze 1984: 157.

von einer Frau: »Ihr Gesicht wurde dumm vor Erstaunen und Neugierde.«<sup>558</sup>

Erst im Exil, so schreibt Eva Kaufmann, habe Anna Seghers Verständnis für die Stärke der Frauen entwickeln können; denn dort habe sie miterlebt, wie die Frauen es unter extremen Bedingungen schafften, den Alltag überlebensgerecht zu gestalten. Bis dahin aber habe sie die Frauen als Wesen gesehen, die »keine eigenen und außerhalb ihres engen Kreises liegenden größeren Zwecke verfolgen.«<sup>559</sup> Muss man Anna Seghers nun einerseits Realitätsblindheit vorwerfen, so hat sie doch andererseits mit den Schilderungen der *Fischerfrauen* zu erkennen gegeben, warum Frauen auch als hemmende Kraft auftreten können, die ihre Männer von Streik und Aufruhr fernhalten wollen und sich damit als Anhängerinnen konservativer Lebenshaltung ausweisen. Gerade ihre Nähe zum Alltag setzt sie auch viel ungeschützter dem Schmerz der hungernden Kinder aus, der umgehend nach Beseitigung verlangt und auf den der Hinweis, dass man bald einen höheren Lohn erkämpfen werde, keine adäquate Antwort sein kann. Politische Entscheidungen von Frauen, die als konservativ und fortschrittsfeindlich eingestuft werden, könnten hierin ihre Ursache haben: in der Absicht, das Bestehende zum Schutze der Kinder zu sichern beziehungsweise sich damit zu begnügen.

In dem Stück *Thomas Münzer. Dramatisches Gemälde des Deutschen Bauernkrieges von 1525*, das Berta Lask dem deutschen Proletariat widmete und das genau vierhundert Jahre nach den Bauernkriegen in Eisleben vor 15 000 Zuschauern aufgeführt wurde, werden Frauen nicht als unbedarft und hemmend geschildert, aber doch als kaum beteiligt. Auf den achtzig Seiten, die das Drama umfasst, treten nur an zwei Textstellen Frauen auf, die bereit sind, mit in den Kampf zu ziehen.<sup>560</sup> *Ottilie Münzer*, die einzige Frau, die einen Namen erhält, wird ausschließlich über ihren Ehemann definiert und wirkt auch ganz als sein Geschöpf, auf Gedeih und Verderb mit ihm verbunden, ohne selbst Position zu beziehen. Eine Schlüsselstellung hingegen nimmt *Die Alte* ein, ein Wesen, das eine Übereinstimmung des Kampfes der Bauern und Bergknappen mit dem eschatologischen Bild vom Tausendjährigen Reich erkannt zu haben meint und dieses Wissen mehr vor sich hinmurmelt als predigend verkündet. Doch scheint sie kaum von dieser

<sup>558</sup> Seghers 1968 [1928]: 33

<sup>559</sup> Kaufmann 1988: 361

<sup>560</sup> Vgl. Lask 1925: 51 u. 65.

Welt zu sein, so dass nicht einmal die Soldaten der Fürstenheere sie anzugreifen wagen. Damit aber hat Berta Lask keine Frauengestalt geschaffen, die – wie doch ansonsten mit dem gesamten Stück anvisiert – Vorbildcharakter für das Proletariat haben könnte, verliert *Die Alte* doch ihre Menschlichkeit in dem Sinne, dass sie nicht zum Opfer und zur Kämpfenden in einer unmenschlichen Welt werden könnte. So aber kann sie, obgleich sie trauernd und leidend in Erscheinung tritt, nur als dem weltlichen Schmerz entrückt empfunden werden.

Einer einzigen sich aktiv am Kampf beteiligenden Frau wird über wenige Zeilen hinweg Raum gegeben, um sich mit ihren Vorstellungen ins Geschehen einzufügen. Als *Thomas Münzer* die Bauern und Bergknappen bei Frankenhausen in den Krieg führen will und die Frauen sich schon von ihren Männern verabschiedet haben, widersetzt sich eine *Junge Bäuerin* mit den Worten: »Ich geh' nicht heim. Ich zieh' mit Euch, helfe errichten das Reich. Bin Gottes Kind, bin keines Menschen Knecht, will kämpfen mit Euch.«<sup>561</sup> Zwei Jahre später übernahm Berta Lask diese einsame und in ihrer Entscheidung vereinzelt dastehende Figur und verwandelte sie in ihrem Stück *Leuna 1921* in die *Arbeiterfrau Else*. Doch damit hat sie eine sehr merkwürdige Revolutionärin geschaffen, die näher betrachtet zu werden verdient, weil an ihr gezeigt werden kann, dass nicht nur die politisch aktiven Frauen des Bürgertums letztendlich Vater-Töchter blieben, sondern auch die der linken Bewegungen. Nachdem *Else* ihren Ehemann als Arbeiterverräter „entlarvt“ hat<sup>562</sup>, entschließt sie sich, selbst am bewaffneten Kampf teilzunehmen. Den historischen Hintergrund, auf den Berta Lask zurückgriff, bildeten der Generalstreik und die bewaffneten Kämpfe 1921 im mitteldeutschen Industriegebiet. Als *Else* im Werk anlangt, trifft sie auf den *Kampfleiter Kessel*, dem sie sich als frühere Schulkameradin zu erkennen gibt. Es hätte nun nahe gelegen, sich ihm durch die Erwähnung an gemeinsame Schulerlebnisse in Erinnerung zu bringen und sich damit gleichzeitig als autonome Persönlichkeit einzuführen, die eine eigene Biographie aufzuweisen hat. Stattdessen tritt sie hinter die Identität ihres Mannes zurück: »Ich bin doch die Else, dem Bertram seine Frau.«<sup>563</sup> Obgleich sie ihn schon mit den nächsten Worten als feige bezeichnet, scheint sie unabhängig von ihm keine Identität zu besitzen, zumal sie ihre Anwesenheit im Leunawerk, am Ort des Kampfes, ge-

<sup>561</sup> Lask 1925: 65

<sup>562</sup> Vgl. Lask 1973 [1927]: 64f.

<sup>563</sup> Lask 1973 [1927]: 97

rade damit erklärt, dass sie anstelle ihres Mannes zum Gewehr gegriffen habe. Voller Bereitschaft sich in die Männergesellschaft einzugliedern, fordert sie von *Kessel*: »Reih mich ein, Kessel-Robert, wenn du Kampfleiter bist!«<sup>564</sup> Frauen, die am Klassenkampf teilnehmen wollen, so suggeriert die Autorin, müssen sich den Männern unterordnen und an dem Platz gehorsam und demütig kämpfen, wo sie von ihnen hingestellt werden. Damit werden aber für den revolutionären Kampf jene „Tugenden“ als selbstverständlich propagiert, die den Menschen mindestens seit der Antike für die von Männern geführten militärischen Auseinandersetzungen als unabdingbar bekannt sind.

Seit Berta Lask sich der Kommunistischen Partei zugehörig fühlte, waren ihr die Vorstellungen abhanden gekommen, Frauen könnten neue Impulse zur Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse ins Geschehen tragen oder gar der Welt ein neues Gesicht einprägen. Aber selbst wenn sie sich bereitwillig den Anordnungen der Männer fügen und ihre Regeln bedingungslos akzeptieren, ist es ihnen in den Schriften Berta Lasks aus dieser Zeit nicht möglich, in führender und organisierender Position einen Platz im linken Lager zu finden. Stattdessen werden neben *Else* als Varianten weiblicher Entscheidungsmöglichkeiten eine Frau vorgeführt, die ihren Mann mit selbstgebackenem Kuchen vom Kampf abhalten will, eine andere mit Tränen und Jammern, eine dritte, die sich demütig ins Unvermeidliche schickt, und die *Rote Guste*, die sich zu Spitzeldiensten im Auftrage der Werksleitung hergibt.<sup>565</sup> Dass sich im Entwurf dieser Figuren die Realität spiegelte, muss bezweifelt werden. So heißt es in der 1984 erschienenen Chronik *Zur Rolle der Frau in der Geschichte des deutschen Volkes*:

Auch zahlreiche Arbeiterfrauen nehmen an den Kämpfen teil, unter ihnen vor allem Kommunistinnen. 15% der Mitglieder der KPD im Bezirk Halle-Merseburg sind Frauen. Sie wirken als Sanitäterinnen, versorgen die kämpfenden Arbeiter, leisten Kurierdienste und Agitationsarbeit.<sup>566</sup>

Von dieser regen Teilnahme der Frauen ist im vorliegenden Stück nichts zu spüren. Nur die *Sanitäterinnen* werden einmal in einem sehr fragwürdigen Kontext erwähnt. Die beiden Figuren *Bums* und *Schluck*, Arbeiter und Angehörige der KAPD, rühmen die Zeiten, in denen sie saufen und fressen können, und während die Mitglieder der VKPD die

<sup>564</sup> Lask 1973 [1927]: 97

<sup>565</sup> Vgl. Lask 1973 [1927]: 63 – 67.

<sup>566</sup> Arendt/Scholze 1984: 141

Arbeit im Leunawerk organisieren, die Produktion ‚am Laufen halten‘ und die Arbeiter zur Arbeiterwache formieren, fehlen *Bums* und *Schluck* die Weiber, wie die Stückeschreiberin sie sagen lässt, und sie schlagen die Richtung zum Lazarett ein, weil es dort »Weiber zum Pflegen«<sup>567</sup> gebe. Obgleich Berta Lask die Diskreditierung der KAPD und ihrer Mitglieder im Sinn hatte<sup>568</sup>, ist ihr mit dieser Darstellung die Wiederholung und Verstärkung des männlichen Blicks auf jene Frauen unterlaufen, die als Krankenschwestern oder Krankenpflegerinnen wegen ihres täglichen und selbstverständlichen Umgangs mit dem entblößten (Männer-)Körper die sexuellen Phantasien wachriefen. Eine Begründung hierfür meint Françoise Thébaud in den teils demütigenden Lazarettbefahrungen der Soldaten während des Ersten Weltkriegs zu sehen:

Zwar wußten die – häufig aus den unteren Volksschichten stammenden – Soldaten den Frieden des Lazaretts zu schätzen, fühlten sich aber von diesen unnahbaren Frauen gedemütigt, die sie in ihrer Schwäche sahen und sie wie kleine Kinder pflegten, nur um sie danach wieder an die Front zu schicken. Und die Zeitzeugen, dem Stereotyp der mütterlichen Frau verhaftet, beschworen die Macht der Krankenschwester noch, indem sie auf deren sexuellem Begehren insistierten.<sup>569</sup>

Brachen die männlichen Angehörigen der Arbeiterklasse die vermeintliche Macht der bürgerlichen Frauen, die ihre Salons und gepflegten Häuser verlassen hatten, um als Krankenschwestern dem Vaterland zu dienen, indem sie sie mit Hilfe ihrer Phantasie in ‚Objekte der Begierde‘ verwandelten, so rekrutierten sich nach Ansicht der Freikorps-Soldaten die Sanitäterinnen der ‚roten Truppe‘ ausschließlich aus Dirnen<sup>570</sup>, auf die sie ihren Ekel vor der Sexualität projizieren konnten.

Auch Berta Lask dürften Beobachtungen, die zu den hier gezogenen Schlüssen führen, zugänglich gewesen sein. Wenn sie ihnen aber trotzdem keinerlei Beachtung schenkt und ihnen nicht mit dem Handwerkszeug der Schriftstellerin und Stückeschreiberin entgegentritt, ob-

---

<sup>567</sup> Lask 1973 [1927]: 83

<sup>568</sup> Die KAPD hatte sich im Frühjahr 1920 von der KPD abgelöst. Während die KAPD »die direkte revolutionäre Erhebung des Proletariats forderte« (Grebing 1976: 173), sah die KPD hierfür die Zeit noch nicht gekommen und betonte, »daß sich die Arbeiterklasse nur im politischen Kampf gegen die Bourgeoisie und durch die Eroberung der politischen Macht befreien kann«. (*Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung* 1967: Kap. VII: 65)

<sup>569</sup> Thébaud 1995: 55

<sup>570</sup> Vgl. Theweleit 1977: 108.

gleich sie doch noch wenige Jahre vorher soviel Hoffnung auf die Gestaltungskraft der Frau gesetzt hatte, dann wohl deshalb – so muss geschlossen werden –, weil sie sich wie das von ihr propagierte Vorbild *Else* in die Sichtweise ihrer Genossen gehorsam und widerspruchslos einfügte und diese Perspektive zu ihrer eigenen machte. Es war wohl Usus in der KPD, den Frauen ihr politisches Desinteresse vorzuwerfen oder sie der konservativen Einstellung zu bezichtigen, doch kann dieser Vorgang gar nicht anders denn als Teil eines double-bind-Spiels betrachtet werden, gab es doch Ortsverbände, die keine Frauen als Mitglieder aufnahmen oder sich weigerten, sie an den Parteiabenden teilnehmen zu lassen. Oft genug wurde auch bei den Kommunisten die Lohnarbeit der Frau als ein Übergriff auf männliche Vorrechte interpretiert, so dass Fabrikarbeiterinnen wenig Grund hatten, der Partei beizutreten. Es waren deshalb in erster Linie die Ehefrauen der Genossen, die sich hinter den Prozentzahlen der weiblichen Mitglieder verbargen, und die oft genug in dem Sinne **nur** Hausfrauen waren, als sie von den Produktions- und Arbeitsverhältnissen ausschließlich aus ‚zweiter Hand‘ wussten.<sup>571</sup> Hinzu kamen die patriarchalischen Familienverhältnisse, die auch in den kommunistischen Haushalten vorherrschten und den Frauen keine Zeit ließen, sich politisch zu betätigen, zumal auf den Tagesordnungen der Parteizusammenkünfte wenig von dem stand, was ihnen ‚auf den Nägeln brannte‘. Denn Themen wie Geldknappheit in der Haushaltskasse, mangelnde medizinische Versorgung von Frauen und Kindern, sexueller Missbrauch der Mädchen durch Lehrherren und männliche Verwandte oder ein prügelnder Ehemann wurden auf einen späteren Zeitpunkt, auf den nach dem Sieg des Proletariats, verschoben.

Auch für Kommunisten und Kommunistinnen waren Frauen demnach das sekundäre Geschlecht, wie es Berta Lask, wohl für sie selbst unbewusst, ebenfalls in der Begegnung zwischen *Else* und *Kessel* zum Ausdruck bringt, indem sie dem Mann eine Richterfunktion über die Lauterkeit der Frau zuerkennt:

Kessel: Sieh mich an, Weib! Bist du auch ein Spitzel? Sie schicken auch Weiber als Spitzel. Du bist gekommen – fremd. Wer kennt dich? – Nein, du bist echt. Deine Augen.<sup>572</sup>

In dieser Szene finden wir die Erhöhung des Mannes zur Gottesebenbildlichkeit wieder. Ihm ist es gegeben, mit einem Blick die Seele der

---

<sup>571</sup> Vgl. Mallmann 1996: 131.

<sup>572</sup> Lask 1973 [1927]: 96



Frau auszuloten und vor seiner Einschätzung muss die Frau bestehen, will sie teilhaben am großen Werk, mit dem eine neue Welt geschaffen werden soll.

Sucht man in der Literatur von Frauen während der Weimarer Republik nach einer Protagonistin, die souverän handelnd ins politische Geschehen eingreift, dann findet sie sich dort, wo sie nach den bisherigen Ausführungen nicht unbedingt zu vermuten ist: in einer Erzählung von Ina Seidel, mit deren Titel *Die Fürstin reitet* bereits Aktivität und der Drang, vorwärts zu eilen, in Aussicht gestellt werden. Gleichwohl wird die Titelheldin zu Beginn der Handlung erst einmal in einem Zustand der geschlechtsimmanenten Passivität vorgestellt.

Die achtzehnjährige Fürstin Daschkoff befand sich zu Anfang des Jahres 1760 im Hause ihrer Schwiegermutter zu Moskau, in Erwartung ihrer zweiten Niederkunft und beträchtlich gelangweilt durch die Einschränkung der Bewegungsfreiheit, die ihr Zustand ihr auferlegte.<sup>573</sup>

Langeweile und Verdruss resultieren nicht so sehr aus der Auflage, zum Wohle des erhofften Erbens auf Vergnügungen zu verzichten, sondern daraus, dass *Katharina Romanowna* sich gedrängt fühlt, Großes zu vollbringen. Sie mag sich nicht mit den Rollen der liebenden Gattin, der zärtlichen Mutter und der gehorsamen Schwiegertochter, die den Namen eines alten Geschlechts am Leben erhält, zufrieden geben. Stattdessen umkreisen sie ganz andere Wünsche,

Wünsche eines ganzen, ungeheuren, dumpfen, träumenden Volkes, das im Schlaf vom Helden lallte, der es erlösen, von der Mutter, die ihn gebären sollte. Nicht umsonst hatte sie sich mit dem Augenblick ihrer Hingabe an Michael Daschkoff auch der alten heiligen Heimerde hingegeben, war aus dem europaisierenden St. Petersburg mit ihm ins alte heilige Moskau gezogen und fühlte sich nun mit der mystischen Vermischung von ihrer beider Blut in ihrem Schoß dieser Erde vollends heimgegeben und verfallen.<sup>574</sup>

Das schon vertraute Thema, die Symbiose der Frau mit dem Heimatboden und die „Blutsverwandtschaft“ mit dem Volk, kehrt hier in einer weiteren Variation wieder. Veranlasste dieses Gefühl der Verbundenheit *Cornelie Echter von Mespelbrunn*, die Befreiungskriege als etwas Unabwendbares zu akzeptieren, ihnen aber gleichzeitig die mütterliche Fürsorge an den Kriegswaisen als einzig mögliche weibliche Reaktion

<sup>573</sup> Seidel 1926: 5

<sup>574</sup> Seidel 1926: 8

entgegenzusetzen, und zogen die *Schwestern des Brömseshofes* hieraus ihre Legitimation, sich als Alleinerbinnen des Gutshofes zu verstehen, so treibt es die junge *Fürstin*, sich »im Mittelpunkt der drängenden Ströme«<sup>575</sup> zu fühlen und sich ihnen »jung und voll unerlöster Lebenswut«<sup>576</sup> hinzugeben. Konkret und auf die politischen Ereignisse bezogen, heißt dies, dass sie sich mit ‚Leib und Leben‘ in den Dienst der *Großfürstin Katharina Alexejewna* stellte.

Sie war der Großfürstin begegnet, – einmal, im Hause ihres Oheims, des Großkanzlers. Sie war der geistigen und weltlichen Vollendung in Person begegnet, hatte Gnade gefunden, war durch eine längere Unterhaltung ausgezeichnet worden, sie, ein unscheinbares kleines Mädchen, sechzehnjährig damals, kurz vor ihrer Verheiratung. War der Großfürst ein Bauer, und weniger als ein Bauer, sie, die Großfürstin, war für den Thron geboren wie nie ein Weib zuvor.<sup>577</sup>

Nach dem Tode der russischen Zarin Elisabeth bestieg Peter Fjodorowitsch als Peter III., ein Großneffe des legendären Zaren Peters des Großen, den Thron. Dieser Akt, den Elisabeth Petrowna noch vor ihrem Tode verfügt hatte, erwies sich insofern als ungünstig, als ein großer Teil des Adels mit dessen Regentschaft wegen seiner Friedensverträge mit Preußen, der Säkularisierung der Kirchengüter und der Bevorzugung deutscher Militärs in der russischen Armee nicht einverstanden war. Dies führte bereits sechs Monate nach seinem Amtsantritt zu seiner Ermordung. Die Hoffnungen des Adels richteten sich auf Katharina Alexejewna, die später die Große genannt wurde und die als Prinzessin Sophie von Anhalt-Zerbst mit Peter Fjodorowitsch verheiratet worden war. Obgleich sie sich den Ideen der Französischen Aufklärung zuneigte, gewann sie ihre Anhänger dadurch, dass sie sich als Russin verstand. Sie hatte Russisch gelernt und war zum russisch-orthodoxen Glauben übergetreten, und ganz offensichtlich bevorzugte sie bei der Ämterbesetzung die Russen gegenüber den Ausländern.<sup>578</sup>

Der Zeitraum zwischen der Erkrankung der Zarin und dem Staatsstreich, mit dem Katharina als die II. an die Macht kam, ist auch der, den Ina Seidel in ihrer Erzählung behandelt und in dem sie ihre Protagonistin aktiv ins Geschehen eingreifen lässt. Als *Michael Daschkoff* sich

<sup>575</sup> Seidel 1926: 9

<sup>576</sup> Seidel 1926: 9

<sup>577</sup> Seidel 1926: 10f.

<sup>578</sup> Ploetz, *der grosse* 1998: 983

wieder einmal seinen Träumen von einem großrussischen Reich hingibt, bittet die *Fürstin Daschkoff* ihn, ihr einen Knabenanzug vom Schnitt einer Leutnantsuniform anfertigen zu lassen, weil sie mit in den Krieg ziehen wolle. Gabriele Thöns hat zu Recht die Bedeutung der Geschlechtsverwandlung in Ina Seidels fiktiven Schriften hervorgehoben. Als Knabe lebt die Frau aus, »was der ‚Mutter‘ versagt bleibt: sie reitet, sie tanzt, sie spielt. Sie kennt Abenteuer, kennt Heldentat und das ‚Reisen‘. Der ‚Knabe‘ verwirklicht ein Männerleben – als Frau. Er erobert der Frau die andere Hälfte des Kosmos.«<sup>579</sup> Auch für *Katharina Romanowna* wird dieser Anzug im entscheidenden Moment ihr wichtigstes Utensil, nicht nur, weil sie in ihm nicht als *Fürstin Daschkoff* erkannt werden kann, sondern weil sie ihn nutzen kann, in eine ‚andere Haut zu schlüpfen‘.

Die Fürstin blickte starr in den Spiegel. Sich langsam in den verwandelnd, der ihr dort entgegenblickte, fühlte sie ein fremdes Selbst sich überkommen, das Selbst jenes Knaben dort in der knapp sitzenden grünen Montur. Es war ein heißes, ungestümes Selbst, ein Selbst, das alles vergessen hatte, was bis zu diesem Augenblick hinter ihm lag.<sup>580</sup>

Um den zu erwartenden Militärputsch mit vorzubereiten, wendet sie ihre Aufmerksamkeit den Regimentskameraden ihres Ehemannes zu. Sie versteht es, diese in ihren Bann zu ziehen und sich der Gunst jener Offiziere zu vergewissern, die sich selbst als Vertraute und Anhänger der Großfürstin verstehen. Nachdem *Katharina Alexejewna*, gegen die Etikette verstoßend, das Ehepaar *Daschkoff* aufgesucht hat und sich mit den Worten, dass Russisch gegen Deutsch einzutauschen nichts anderes heiße, »wie als Strom in den Ozean [zu] münden«<sup>581</sup>, als zu Russland gehörig zu erkennen gegeben hat, schließt auch sie das von der *Fürstin Daschkoff* ersehnte Bündnis. Für *Katharina Romanowna* steht fest, dass *Katharina Alexejewna* Zarin werden muss, und was sie dazu beitragen kann, das wird sie tun, fühlt sie sich doch vom Schicksal zu ihren Taten berufen.

Übrigens war die Großfürstin zugegen gewesen, und obgleich sie keine zehn Worte mit *Katharina Romanowna* gewechselt hatte, fühlte diese erneut die wundervolle Beunruhigung, den Stachel

<sup>579</sup> Thöns 1984: 220

<sup>580</sup> Seidel 1926: 109

<sup>581</sup> Seidel 1926: 36

zum Handeln, den Ruf, – ja den Ruf, der von dieser Frau an sie erging [...] <sup>582</sup>

Ihre ganze rückhaltlose Ergebenheit gegenüber der zukünftigen Kaiserin bringt sie in einem Schlagabtausch mit dem *Großfürsten* zum Ausdruck, der, die *Daschkoffs* zu Recht im gegnerischen Lager seiner Ehefrau vermutend, meint, er dürfe *Katharina Romanowna* über den Charakter der *Großfürstin* nicht im Unklaren lassen: »[...] hüten Sie sich vor den großen Geistern, die den Saft aus der Orange pressen und die Schale fortwerfen!« <sup>583</sup> Mit den Worten »Kaiserliche Hoheit, die Orange will tausendmal lieber von heißen Lippen schnell ausgetrunken werden, als am Ast verfaulen!« <sup>584</sup> gab sie sich nicht nur rückhaltlos hin, sondern nahm auch ihre nicht mehr so ferne Zukunft vorweg, ohne zu ahnen, wie schmerzhaft das vorhergesagte Verhalten der neuen Kaiserin sie treffen würde.

In jener Nacht aber, in der sie erfährt, dass die *Zarin Elisabeth Petrowna* im Sterben liegt, und das Gerücht umgeht, *Peter Fjodorowitsch* halte seine Ehefrau gefangen und wolle sie nach dem Tod der Zarin ermorden, stürzt sie sich in den Schlitten, fährt durch die eiskalte Nacht, dringt durch Hintertüren in den Zarenpalast ein und besticht die Dienerschaft, weil sie überzeugt ist, *Katharina Alexejewna* brauche sie.

„Großfürstin, – die Zarin stirbt, du weißt es. Sie erlebt vielleicht den Morgen nicht mehr. Was ist zu deiner Sicherheit geschehen? Wo ist dein Sohn? Gib mir Befehle! Schicke mich in die Kasernen! Laß mich die Garden rufen, – ihre Führer sind dir und mir ergeben. Für dich gehen sie durchs Feuer. Verfüge über Michael Daschkoff und mich!“ <sup>585</sup>

Sie spinnt Intrigen, führt eine geheime Korrespondenz mit der *Großfürstin* und sammelt einen Kreis von Verschwörern um sich. Als einer aus diesem Kreis als Staatsgefangener verhaftet wird und Verrat zu vermuten ist, handelt sie, in der Uniform des Leutnants steckend, umsichtig und von langer Hand geplant, hatte sie doch schon Wochen vorher veranlasst, dass hinter dem Palast stets eine Kutsche für die Flucht der *Großfürstin* am Tage X bereitstand.

„Alexis Orloff! Sie reiten ohne Verzug nach Peterhof! Ohne Verzug, sag ich, – es darf Ihnen niemand zuvorkommen. Sie lassen

<sup>582</sup> Seidel 1926: 40f.

<sup>583</sup> Seidel 1926: 43

<sup>584</sup> Seidel 1926: 44

<sup>585</sup> Seidel 1926: 68

sich vor Ihre Majestät führen, brauchen Sie welchen Vorwand Sie wollen. [...] Aber wenn Sie vor ihr stehen, sagen Sie: Botschaft von der Fürstin Daschkoff, Majestät! Die Stunde ist da! – Weiter nichts. – Und dann, Graf Orloff, soll die Kaiserin den Wagen besteigen, der bereit steht. [...] Sie begleiten sie zum Stadtviertel der Ismailoffschen Garden, die sie erwarten werden, denn ich – ich eile jetzt in die Kasernen und bereite alles vor.<sup>586</sup>

Als der Graf zaudert, nimmt sie ihm sein Pferd ab und reitet selbst zu *Katharina Alexejewna*, die sie mit den Worten „Zarin! Rußland ruft dich! Bist du bereit?“<sup>587</sup> vom Ernst der Stunde unterrichtet. An der Seite der neuen *Zarin* reitet sie in St. Petersburg ein, empfängt mit ihr gemeinsam den Treueeid der Truppen und nimmt teil an der ersten geschlossenen feierlichen Senatssitzung. Doch das Ende, an dem sie sich missbraucht und gedemütigt fühlen muss, bleibt nicht aus. Der *Geliebte der Zarin* gilt letztendlich als Führer des Umsturzes, und der *Fürstin Daschkoff* wird nahe gelegt, sich ihm in militärischen Angelegenheiten unterzuordnen. Doch kommt es noch schlimmer: *Katharina Alexejewna* hat ihr zwei Monate lang den Tod ihres kleinen Sohnes, der bei der Schwiegermutter zurückgeblieben war, verheimlicht, sehr wohl wissend, dass der Schmerz hierüber *Katharina Romanownas* Aufmerksamkeit für die politischen Vorgänge verringert hätte. Am Ende bleibt sie ausgepresst als jene Orangenschale zurück, von der der *Zar* sprach.

Je weiter man während der Lektüre ins Geschehen eindringt, um so fragwürdiger erscheint es, dass Ina Seidel uns eine politisch handelnde Frau vorführen wollte. Ohne Zweifel ist *Katharina Romanowna* eine lebensvolle, die gesellschaftlichen Zwänge sprengende Frau, so wenn sie im Herrensattel reitet und das Pferd zum Galopp antreibt.

Dann ließ sie sich Wind gegen Brust und Stirne prallen, zerteilte ihn galoppierend und schrie ihm entgegen. Der Atem des Tieres wölkte ihr ums Gesicht, die Mähne flatterte, sie griff hinein, – oh, das Leben so zu zwingen wie diesen Gaul, daß es sie trug, wohin sie wollte! Und *Katharina Romanowna* hob ihre Arme und sang in den Abendhimmel hinein, nicht Worte, nicht Melodie, – ein schwermütig-rhythmisches Geschrei, den Aufbruch ihrer wilden Seele ins All, ins Gewander der Wolken, ins letzte mystische Leuchten des Tages, dort, fern am Rande der Welt. –<sup>588</sup>

<sup>586</sup> Seidel 1926: 111f.

<sup>587</sup> Seidel 1926: 116

<sup>588</sup> Seidel 1926: 97f.

Aber gerade die Mystifizierung „verwässert“ das Bild von der emanzipierten Frau wieder. Für Ina Seidel war Geschlecht immer Schicksal. Die Aufgabe der Frau war es, Mutter zu werden, die des Mannes war der Kampf. So vermag auch die *Fürstin Daschkoff* nur zu kämpfen, indem sie mittels Uniform ihr Geschlecht wandelt und sich ihren Aufgaben als Mutter entzieht. Mutterschaft und politisches Engagement sind nach diesem Weltbild nicht vereinbar; denn Politik treiben heißt, sich seiner selbst bewusst zu werden<sup>589</sup>, Mutterschaft hingegen, namenlos unterzugehen.<sup>590</sup> Die Grenze zwischen Mann und Frau konnte die *Fürstin* nur überschreiten, indem sie von einer Schicksalsmacht, die hier Stimme des Blutes und der russischen Erde heißt, auserkoren wurde, *Katharina Alexejewna* auf den Zarenthron zu heben. Obgleich in der Erzählung hie und da von den großen Männern der Aufklärung gesprochen wird, ist das Engagement der *Fürstin* weniger von den Ideen der Aufklärung bestimmt, auch nicht von den Hoffnungen, Russland und die Bauern vom Joch der Tyrannei zu befreien, als vielmehr von der Seele „Mütterchen Russlands“, die für sie in der *Großfürstin* verkörpert ist, ungeachtet ihrer Taten. Es bleibt am Ende der Erzählung offen, ob sie versteht, dass sie einer neuen Despotin zur Macht verholpen hat, die bereit ist, über Leichen zu gehen, oder ob sie nur die persönliche Demütigung, missbraucht worden zu sein, erleben kann.

Es war wohl weniger die politische Dimension des Geschehens, als eher die Faszination des Themas Androgynität, die Seidel veranlasste, sich den Memoiren der Fürstin Daschkoff zuzuwenden und sie zu einer Erzählung zu verarbeiten. Im *Wunschkind* wird die Verschmelzung von Männlich und Weiblich für die jenseitige, himmlische Existenz in Aussicht gestellt, dann, wenn der Sohn der Mutter die Krone aufs Haupt setzt. Auch in der vorliegenden Erzählung geht es um diese enge Verbindung zwischen Mutter und Sohn, und *Katharina Romanowna* „leiht“ sich auf ihrem wilden Ritt zur zukünftigen Zarin in gewisser Weise die männliche Energie von ihrem Söhnchen und verbindet sich keineswegs mit den kämpferischen Erfahrungen von Frauen durch die Jahrtausende:

Zuweilen, taumelnd von einer Empfindung, getroffen von dem warmen, süßen Hauch des Kiefernharzes, den die Wälder am Wege strömten, dachte etwas außer ihr, über ihr: Nicht ich, – nicht ich ... Mein Knabe, mein Sohn ... Und außer ihr, über ihr

---

<sup>589</sup> Vgl. Seidel 1926: 109.

<sup>590</sup> Vgl. Seidel 1926: 29.

wiegte eine Mutter den Sohn, fühlte den Sohn, gab sich dem Sohn: Fleisch, Seele, Blut und Schoß und Hirn. Und ihr Knabe schrie aus ihr. Sie, der Reiter, der er werden sollte, der Held ...<sup>591</sup>

#### 4.4 *Exkurs: Das Mädchen an der Orga Privat*

Die Suche nach einer politisch handelnden Frau, die in den Romanen und Erzählungen der Schriftstellerinnen nicht zu finden ist, führt zu einem 1930 veröffentlichten »kleinen Roman aus Berlin«, den der damals 23-jährige Redakteur der kommunistischen *Freiheit*, Rudolf Braune, geschrieben hatte. Die Ereignisse sind auf das Jahr 1928 datiert, in dem der Autor seine Heldin – womit die 19 Jahre alte *Erna Halbe* durchaus passend charakterisiert ist – im Frühjahr desselben Jahres »mit dem Leipziger Zug auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin«<sup>592</sup> ankommen lässt. Obgleich der große Crash noch bevorsteht, ist die kommende wirtschaftliche Katastrophe bereits zu spüren, denn kleine und mittlere Betriebe mussten beziehungsweise den Kohle-, Eisen- und Stahlkonzernen weichen. Die zunehmende Technisierung ermöglichte die sofortige Umsetzung von Rationalisierungsmaßnahmen und damit die Entlassung von Arbeitern und Angestellten. Deshalb werden im genannten Roman in fast jedem Haus möblierte Zimmer angeboten, erhofft man sich doch so eine kleine finanzielle Absicherung, da der Lohn oder gar das Arbeitslosengeld nicht mehr ausreichen: »Die meisten Vermieterinnen erzählen lange Geschichten, warum sie ihre Zimmer an fremde Leute abgeben müssen, früher hätten sie das nicht nötig gehabt, aber wie die Zeiten nun eben sind...«<sup>593</sup> Doch trotz dieses Überangebotes wegen der Notsituation – ein Umstand, der bekanntlich die Preise senkt – findet *Erna Halbe* nur mit Mühe ein Zimmer, das ihren Vorstellungen entspricht und gleichzeitig von ihrem Gehalt als Schreibkraft zu bezahlen ist. Einhundertdreißig Mark brutto wird ihr die Eisenverwertungs-Gesellschaft zahlen, bei der sie am nächsten Tag ihre Arbeit aufnehmen will. »[...] da gehen noch Versicherungs- und Krankenkassenbeiträge ab. Sie muß essen, sie muß

<sup>591</sup> Seidel 1926: 114

<sup>592</sup> Braune 1975 [1930]: 5

<sup>593</sup> Braune 1975 [1930]: 9

sich Kleider und Schuhe kaufen, und damit sind die notwendigsten Ausgaben noch nicht erschöpft.«<sup>594</sup>

Der so genannte *kleine Roman* ist eine Liebeserklärung an die Tippmädchen, die Stenographie und Schreibmaschine erlernten, um einem Schicksal als Fabrikarbeiterin zu entkommen. Nun sitzen sie an winzigen Tischen in Reih und Glied, hämmern unentwegt auf die Tasten ihrer Schreibmaschinen, verdienen nicht genug, um sich mittags satt essen zu können, und träumen von der Welt des Luxus. Sie suchen den reichen Freund oder den gutsituierten Ehemann, um sich der Mode entsprechend kleiden und eine richtige Wohnung beziehen zu können. Für viele heißt dies oft ein Leben zwischen Hungern und Austernschlürfen, zwischen möbliert Wohnen und dem Übernachten in Grand Hotels. In die sich scheinbar immer wiederholenden Abläufe bringt *Erna Halbe* „frischen Wind“. Sie möchte ihre Kolleginnen kennenlernen, wissen, was sie denken, fühlen und wonach sie sich sehnen. Wegen ihrer Offenheit und ihres Engagements findet sie Freundinnen und schaut hinter die schöngeschminkten Larven, erkennt das Elend hinter den Prahlereien, mit denen die kostspieligen Amusements des vergangenen Abends erzählt werden.

Den Höhepunkt der Erzählung bildet die »Passive Resistenz«, ein Streik ganz besonderer Art:

„... ja, also das ist nämlich ein Unterschied, wir können nicht einfach einen Streik proklamieren und dann nach Hause gehen und uns schlafen legen. Lortzing ruft das Arbeitsamt an, und in der Eisenverwertungs-GmbH tippen dreizehn neue Mädchen. Nein, wir müssen im Büro sitzenbleiben, aber wir dürfen keine Arbeit anrühren. Wird zum Stenogramm geklingelt, bleiben wir sitzen, meldet sich bei Lotte das Telefon, wird nicht durchgestellt. Wir setzen die Hauben über die Maschinen und warten, unterdessen können sich die Herren ja überlegen, ob sie nachgeben wollen oder nicht...“

So ungefähr spricht Erna.<sup>595</sup>

Die »Passive Resistenz« ist eine Antwort auf das Entlassungsschreiben, das eine von ihnen erhalten hat und das die ganze Ausweglosigkeit der Büromädchen vor Augen führen soll. Rudolf Braune hat sich dabei eines Themas angenommen, das man bei den hier bisher besprochenen Schriftstellerinnen vergebens sucht, das des sexuellen Missbrauchs am Arbeitsplatz, der Ausnutzung der Vorgesetztenstellung, um sich die

<sup>594</sup> Braune 1975 [1930]: 7f.

<sup>595</sup> Braune 1975 [1930]: 117f.



jungen Frauen sexuell verfügbar zu machen. *Trude* hat ein Verhältnis mit ihrem verheirateten Chef, das ihn aber nicht daran hindert, über alle Frauen „herzufallen“, die er zum Diktat ruft. Als *Trude* schwanger wird, gibt er ihr Geld für die Abtreibung, die wohl misslingt, *Trude* aber als eine todkranke Frau aus dem Hinterzimmer des Pfuschers entlässt. Aus Angst vor einer strafrechtlichen Verfolgung weigert sie sich, in ein Krankenhaus zu gehen, kann aber in diesem Zustand auch nicht mehr das ihr täglich abverlangte Arbeitspensum schaffen. Deshalb erhält sie ihre Kündigung.

*Erna Halbe* erweist sich als eine ‚geborene‘ Streikführerin, die die Kenntnisse über die Situation der arbeitenden Menschen aus dem »kleinen Industrienest in der Nähe von Korbetha im Mitteldeutschen«<sup>596</sup> als Erbe ihrer Klasse mitbringt. Die strategischen Fehler, die bei diesem Streik gemacht wurden und die vielleicht Thema waren bei den Treffen der proletarisch-revolutionären Schriftsteller<sup>597</sup>, müssen hier nicht weiter interessieren. Wichtig ist im vorliegenden Zusammenhang vielmehr, dass Braune eine junge Frau gezeichnet hat, die aus der Mitte der Bürogemeinschaft, aus den ganz konkreten Arbeitsbedingungen Wege sucht, um das Leben menschlicher zu gestalten, ohne von Männern Anweisungen zu erhalten oder einem übergeordneten Apparat verpflichtet zu sein. Dass sie mit ihrem kämpferischen Vorgehen aber gleichzeitig Teil der gesamten Arbeiterklasse ist und deren Interessen in exemplarischer Weise vertritt, zeigt das Bild vom blumenbekränzten Mittagstisch in dem Speiselokal, in dem sich die Angestellten und Handelsvertreter mit wenig Verdienst treffen. Nicht nur Blumen und Applaus werden den Frauen des Aktionsrates gespendet, sondern auch Geld.

Vor ihnen steht die Rothaarige, in einer eleganten weißen Casabluse und kurzem blauem Rock, mit einem sanften, lächelnden Gesicht und reicht der Erna ein kleines knisterndes Päckchen.

„Die Stammkundschaft hat eine kleine Sammlung für die Streikenden der Eisenverwertungs-GmbH veranstaltet und hofft, daß ihr in eurem Kampf durchhaltet und siegt.“<sup>598</sup>

<sup>596</sup> Braune 1975 [1930]: 5

<sup>597</sup> Der »Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands« wurde am 19. Okt. 1928 gegründet. Er sollte als Kampf- und Schutzbund fungieren, um die Schriftsteller an die KPD zu binden und ihre revolutionäre Entwicklung zu fördern, und er sollte ein gemeinsames Vorgehen gegen die Verfolgung durch die staatliche Zensur ermöglichen. (Vgl. Hein 1991: 47)

<sup>598</sup> Braune 1975 [1930]: 146

Das Buch endet mit dem Tod *Trudes* und der Entlassung *Ernas*. Doch ist deshalb Otto Gotsche noch nicht zuzustimmen, der 1958 in seinem Vorwort zu einem weiteren Roman von Rudolf Braune, *Junge Leute in der Stadt*, schrieb, nichts habe sich nach diesem Streik in der Eisenverwertungs-Gesellschaft geändert. »Grau ist das Leben, ohnmächtig sind die Betroffenen, ohne Sinn ist ihr Dasein.«<sup>599</sup> Da Otto Gotsche nirgendwo erläutert, wie er zu einer solch pessimistischen Einschätzung gelangt, kann hier nur vermutet werden, dass ihm im vorliegenden Roman die Rückkoppelung der Streikenden an die Vorgaben einer starken Arbeiterorganisation fehlt, da der Aufbau des Spartakusbundes beziehungsweise der Kommunistischen Partei in seinem eigenen Roman *Märzstürme* immer wieder appellierend hervorgehoben wird; denn ohne einen Zusammenschluss, in dem sich der gemeinsame Wille vieler zu erkennen gibt und aus dem heraus Aktionen geplant und gezielt eingesetzt werden, sei jeder Arbeitskampf zum Scheitern verurteilt. Der Einzelne stehe hilflos und ohnmächtig dem kapitalistischen System gegenüber und brauche die Solidarität der gesamten Klasse, wie auch diese die Kampfkraft jedes Einzelnen benötige. Tatsächlich „krankt“ der Streik der Sekretärinnen an der Isolation, daran, dass bis auf *Erna* keine von ihnen in der Gewerkschaft ist. Trotzdem insistierte Rudolf Braune nicht hierauf; denn er hatte anderes im Sinn:

Die Mädchen im Schreibzimmer der Eisenverwertungsgesellschaft arbeiten weiter. Manchmal erzählt eine von Erna, mit heimlichem Stolz, mit unverhüllter Liebe. Die Tage gehen, Wochen werden daraus, Monate. Neue Mädchen kommen ins Büro, die alle kleine Geschichten zu hören bekommen von Erna Halbe, kleine Worte, kurze Sätze, sie lebt weiter unter ihnen. Langsam verblaßt ihr Name. Was sie tat, wird nicht vergessen, es wächst und wächst.<sup>600</sup>

Gerade aber mit dem letzten Satz kann *Erna Halbe* an die Seite all jener Revolutionärinnen und Revolutionäre gestellt werden, die das Prinzip des Klassenkampfes in die Auseinandersetzung zwischen Arm und Reich tragen, sein Werkzeug sind und gleichzeitig seine vorwärtstreibende Kraft.

---

<sup>599</sup> Gotsche in Braune 1958 [1932]: 11

<sup>600</sup> Braune 1975 [1930]: 156

## 4.5 Zusammenfassung

Aus heutiger Sicht mag es scheinen, als hätte die Bevölkerung der Weimarer Republik sich in den Jahren von 1924 bis 1929 ganz dem Rausch eines neuen Lebensgefühls hingegeben, das genährt wurde vom Drang nach Konsum und Freizeitvergnügen, von der Hoffnung auf einen guten Verdienst oder – hier sind in erster Linie die Frauen gemeint – auf einen reichen Liebhaber. Es sind die Artikel der Feuilletonseiten aus jener Zeit oder auch die Erzeugnisse der Unterhaltungsliteratur, die uns zu einer solchen Ansicht kommen lassen. Doch die hier vorgestellten Romane von Schriftstellerinnen geben von dieser Stimmung wenig zu erkennen. Einzig Vicki Baum lässt uns teilhaben am Aufstiegs- und Karrierewillen zweier Frauen, von denen die eine ihren Weg als Opernsängerin gehen wird und die andere sich trotz aller Widrigkeiten bis in die Leitungsfunktion eines Chemiekonzerns emporarbeitet. Von Rausch und Glückseligkeit aber ist auch in diesen Romanen nichts zu spüren, sondern ausschließlich von harter Arbeit, Verzicht und der strengen Ermahnung, den Kampf um die Verwirklichung des eigenen Ziels nicht aufzugeben.

Verwundern kann dies nicht, sobald man die Arbeitsbedingungen, wie sie in der Weimarer Republik existierten, näher betrachtet. Der Fähigkeit Marieluise Fleißers, die Begegnungen zwischen VerkäuferInnen und KäuferInnen nüchtern und präzise zu schildern und hinter die Masken der Freundlichkeit zu blicken, ist einmal mehr die Erkenntnis zu verdanken, dass der kapitalistische Arbeitsprozess kein Ort der Entfaltung für das menschliche Miteinander ist. Wer Karriere machen oder auch nur überleben will, der muss die Schwächen seiner Mitmenschen ausnutzen, will er nicht selbst als Opfer der Verhältnisse in der Arbeitslosigkeit und damit in der sozialen und psychischen Verelendung enden.

Unter diesen Bedingungen kann die „neue Frau“, die ihren Platz in der Gesellschaft fordert und nicht mehr das Heim als ausschließliche Wirkungsstätte akzeptieren mag, in ihrem Arbeitsbereich keine Befriedigung und Sinnerfüllung finden. Doch die von Schriftstellerinnen geschaffenen weiblichen Figuren beteiligen sich nicht an den politischen oder gewerkschaftlichen Aktivitäten, um ihre Situation zu ändern. Nicht einmal Überlegungen werden in dieser Hinsicht angestellt, obgleich der Ruf nach Solidarität unter den Frauen zur Abschaffung des § 218 in Vicki Baums Roman geradezu „in der Luft liegt“. Nur Berta

Lask bildet hier eine, wenn auch unbefriedigende Ausnahme, da sie die Frauen eine unbedeutende Rolle spielen ließ, während Anna Seghers ihre Geschlechtsgenossinnen sogar für zu dumm hielt, als dass sie den Sinn klassenkämpferischer Aktionen überhaupt hätten verstehen können.

Die politisch denkende und souverän handelnde Frau, die ihr gegenwärtiges Leben der Hoffnung auf eine ersehnte Zukunft unterordnet, findet sich einzig bei Ina Seidel. Doch hat sie eine Figur geschaffen, die den Frauen der Weimarer Republik nicht als Vorbild dienen konnte. Eine Fürstin, die ihr Leben einsetzt, um einer anderen adlig Geborenen auf den Zarenthron zu verhelfen und am Ende missbraucht und seelisch gebrochen wieder auf Familie und Heim verwiesen wird, bot der republikanischen Gesinnung und dem Arbeitskampf in den Fabriken und Büros keine Nahrung und vermittelte darüber hinaus die Botschaft, sich nicht in das „schmutzige Geschäft“ der Politik hineinziehen zu lassen.

Der „Wolfsgesellschaft“, wie Marieluise Fleißer sie kennzeichnete und Vicki Baum sie andeutete, setzte Ina Seidel bewusst das geradezu idyllisch anmutende bäuerliche Leben entgegen, bei dem die Menschen eins sind mit der Erde und in unlösbarer Geborgenheit eingebettet in den Kreislauf von Werden und Vergehen. Doch die Brüchigkeit einer solchen Existenz zeichnet sich auch im Roman *Brömseshof* ab, allerdings erst in zweiter Linie als Folge der kapitalistisch-bürgerlichen Geldwirtschaft, zuallererst vielmehr deshalb, weil der Mann von der Bearbeitung des Ackers ferngehalten wird, wodurch die kosmische Ordnung, die auf einer Zusammenarbeit des weiblichen und des männlichen Prinzips beruhen soll, grundlegend gestört ist.

So lässt sich vermuten, dass – bis auf Ausnahmen – der Tenor der literarischen Erscheinungen immer noch lautet, dass die Frau ihr Glück nur an der Seite des Mannes finden kann. Damit aber wird sie – zumindest nach dem Willen der Schriftstellerinnen – noch keineswegs ein anlehnungsbedürftiges „Weibchen“, nicht zuletzt deshalb, weil das Pendant, der Mann, an den eine Frau sich anlehnen könnte, fehlt. Im Gegenteil, sowohl bei Vicki Baum als auch bei Ina Seidel erscheinen die Männer als zu schwach, um den Anforderungen des Lebens gewachsen zu sein. Deshalb schilderte Vicki Baum den mühevollen Weg ihrer Protagonistin *Helene Willföer* wie einen Initiationsritus, an dessen Ende sie ihre Fähigkeit bewiesen hat, den „kastrierten“ Mann zu stützen. Knüpft sich hieran wie selbstverständlich die Frage der heutigen Lese-

rInnen, warum das patriarchalische System dann nicht prinzipiell in Zweifel gezogen wurde und die Frauen die gesellschaftlichen Führungspositionen übernahmen, so antworten hierauf sowohl Ina Seidel als auch Berta Lask, wenn auch auf unterschiedliche Weise. Ist für Ina Seidel das Zusammenwirken von Mann und Frau die Voraussetzung dafür, dass bis in eine überzeitliche Dimension hinein der eschatologische Heilsplan Erfüllung findet, so unterwarf sich Berta Lask, nachdem sie Mitglied der Kommunistischen Partei geworden war, der historisch gewachsenen Vorherrschaft des Mannes, wie sie sich aus seinen Erfahrungen im (bewaffneten) Kampf und in den Klassenauseinandersetzungen ergeben hatte.

Der Aufbruch der Frauen, der in den vorgestellten Schriften fast durchgängig spürbar ist, versandet im Ungewissen. Auch wenn in ihnen die Rückkehr ins Heim, an die Seite des Mannes, mehr oder weniger unverhohlen propagiert wird, so wird doch auch schnell erkennbar, dass das traute Heim nicht mehr existiert und der Mann seine bis zum Ersten Weltkrieg für selbstverständlich erachtete Funktion als Ernährer und Beschützer der Familie nicht mehr wahrnehmen kann. Die Ehe ist somit auch keine Institution mehr, in der die Frau versorgt wird, sondern ist zum Arbeits- und Experimentierfeld geworden und der Mann zur (lebenslänglichen) Aufgabe. Er muss gestützt und stabilisiert werden, damit er die Lebensbedingungen, wenn nicht gar die ganze Welt – auch zum Nutzen der Frau – verändern kann.



## 5 Der Untergang der Republik

Der Untergang der Weimarer Republik lässt sich als Folge der Weltwirtschaftskrise von 1929 sehen, aber auch als Ergebnis einer weit verbreiteten antirepublikanischen Haltung, als deren Kern Detlev J. K. Peukert eine „totalitäre Versuchung“<sup>601</sup> benannte. Der große Börsenkrach im Oktober 1929 in den USA gilt als das auslösende Moment für die Weltwirtschaftskrise, die dann auch Deutschland nicht unberührt ließ. Hier waren auf dem Höhepunkt der Krise

nur noch ein Drittel aller Arbeiter vollbeschäftigt, fast die Hälfte – etwa 44 Prozent – aber voll arbeitslos. Der Reallohn der Arbeiter wurde immer niedriger. [...] Die außerordentliche Heftigkeit der Krise zeigte sich auch in dem langanhaltenden Produktionsrückgang von bisher nie gekanntem Ausmaß. So war 1932 die Industrieproduktion auf 58 Prozent des Standes von 1928 zurückgefallen.<sup>602</sup>

Besonders die Schwerindustrie, so schreiben Mottek, Becker und Schröter, habe in der militärischen Aufrüstung und der zukünftigen Eroberung von Außenmärkten einen Ausweg aus der Krise gesehen. Um diese Vorstellungen zu verwirklichen sei aber eben eine Regierung Voraussetzung gewesen, die durch die Bewilligung öffentlicher Mittel in ausreichender Höhe einen Rüstungsmarkt zu schaffen fähig und bereit gewesen sei. Eine demokratisch gewählte Regierung – so lässt sich erkennen – konnte aufgrund ihrer begrenzten Dauer und wegen der kontroversen Ansichten ihrer Mitglieder, kein erwünschter Bündnispartner sein, zumal es nicht ausgeschlossen war, dass die Macht der Kommunisten auch weiterhin wuchs. Auch die Übergangskabinette, die Papen- beziehungsweise Schleicherregierung, seien nicht anders bewertet worden. Gerade weil sie sich auf keine breite Massenbasis hätten stützen können, wären sie für die Industriellen inakzeptabel gewesen. Nur die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) habe über alle jene Attribute verfügt, die den Interessen der Schwerindustrie entsprachen.

Während Mottek, Becker und Schröter darauf hinweisen, dass »fast alle Politiker der alten bürgerlichen Parteien, vom Zentrum bis zu der DNVP«<sup>603</sup> mit der Entwicklung zur Diktatur einverstanden gewesen seien, zog Detlev J. K. Peukert den Rahmen weiter. In vielen gesellschaftlichen Bereichen, »von den Humanwissenschaften über die Sozi-

---

<sup>601</sup> Peukert 1997: 236

<sup>602</sup> Mottek/Becker/Schröter 1974: 280

<sup>603</sup> Mottek/Becker/Schröter 1974: 301

alpolitik und Pädagogik bis in die Welt der Kunst«<sup>604</sup> sei in der totalitären Machtausübung und der personalen Führerschaft eine adäquate Antwort auf die Widersprüche des Modernisierungsprozesses gesehen worden. Sowohl die rechten als auch die linken Leitbilder und Konzepte hätten sich in dieser Hinsicht nicht voneinander unterschieden und deshalb eine Stimmung verbreitet, die zur Akzeptanz der nationalsozialistischen Herrschaft geführt habe.

In diesem weiten Feld der atmosphärischen Veränderungen gesellschaftlicher Mentalitäten tauchten zunehmend Leitbilder auf, die sich mit der Republik kaum, mit der totalitären Diktatur um so mehr vertrugen: Dazu gehörte der Ingenieur als unermüdlicher Wohltäter der Menschheit, als Erfinder genialer Technik, die uralte Menschheitsträume verwirklichen werde; ebenso der einsatzfreudige und kameradschaftliche, aber zugleich nur aus dem eigenen Charisma legitimierte Führer, dessen Visionen und Befehlen die Gefolgschaft wie im Traume nachkommen sollte; Ideal war auch der gesunde, starke Mensch, in der politischen Propaganda genauer: der starke Mann, einfach, arbeitsam und treu, ohne Fehl an Körper und Geist und als Arier wie als Bolschewik oder als jugendbewegter Lichtmensch dazu berufen, das Muster des künftigen Volkes abzugeben; ihm eng verwandt war das in der politischen Radikalisierung in den Vordergrund tretende Leitbild des heroischen Kämpfers, der sich ohne zu zögern für »das Ganze« aufopferte, der Soldat, der SA-Mann oder der Rotfrontkämpfer.<sup>605</sup>

Im Bewusstsein der Zeitgenossen – so lassen sich Peukerts weitere Ausführungen verstehen – galt die Weimarer Republik als politisches Experiment, nach dessen Ende etwas anderes kommen musste, sei es die Volksgemeinschaft oder die Diktatur des Proletariats. In diesem Kontext wurde die Weltwirtschaftskrise vor allem als Beweis dafür genommen, dass das Experiment, wie erwartet, gescheitert war.

## 5.1 Die „Dichterakademie“

Dem Versuch, ein historisches Ereignis, wie hier das Ende der Weimarer Republik, exemplarisch darzustellen, haften zwangsläufig immer Mängel an. Stets fehlen Details zur vollkommenen Gleichheit zwischen

---

<sup>604</sup> Peukert 1997: 237

<sup>605</sup> Peukert 1997: 238f.



dem Exemplum und dem repräsentierten Ganzen. Dies ist auch nicht anders, wenn der Werdegang der »Sektion Dichtkunst« der »Preußischen Akademie der Künste« dargestellt wird. Während die Zahl der kommunistischen Mandate im Reichstag von 77 (1930) über 89 (31. Juli 1932) auf 100 (6. Nov. 1932)<sup>606</sup> stieg, fand sich in der „Dichterakademie“ niemand, der diesem politischen Lager zuzuordnen gewesen wäre. Soweit kann unter dem Aspekt der Entsprechung ein Mangel konstatiert werden, ansonsten aber lassen sich einige Parallelen finden zwischen der Geschichte der Weimarer Republik und ihrer »Preußischen Akademie«, die, bevor ihre Mitglieder noch Zeit fanden, sich der republikanischen Freiheiten zu bedienen, schon zum Werkzeug der nationalsozialistischen Politik geworden war.

Schon einen Monat, nachdem die Republik proklamiert worden war, lud der damalige Präsident der Akademie, der Bildhauer Ludwig Manzel, den Senat beider Sektionen – der bildenden Kunst und der Musik – zu einer Sitzung ein, deren Tagesordnung vorschrieb, Ideen zu entwickeln, wie der neuen Zeit gerecht zu werden sei, wie aus einer königlichen eine republikanische Akademie werden könne. Diese Eile war nicht zuletzt von der Hoffnung getragen, den zu erwartenden Reformen durch ein SPD- und USPD-geführtes Kultusministerium zuzuvorkommen, da nicht anzunehmen war, dass diese beiden Parteien eine Kunst akzeptieren würden, die weiterhin die vergangene Epoche feierte. Nicht das Heroische und Unantastbare galt es nun zu verherrlichen, sondern das Leben sollte in seiner Gebrochenheit gezeigt werden. Wenn auch nicht alle Angehörigen der Akademie geneigt waren, mit solchen Vorstellungen zu sympathisieren, so konnte ihnen an einer Konfrontation mit der neuen gegenwärtigen Regierung nichts liegen; »denn als Behörde unterstand die Akademie unmittelbar einem Kurator [in diesem Fall dem preußischen Kultusminister, A. D.- H.], der im Auftrag des Protektors [hier des Reichskanzlers, A. D.- H.] die Aufsicht ausübte.«<sup>607</sup> Doch auch wenn den administrativen Vorschriften und den politischen Vorgängen Rechnung getragen werden musste, so sollte doch gleichzeitig auf den Gedanken der Exklusivität nicht verzichtet werden. So wurden bereits im Januar des darauf folgenden Jahres als neue Mitglieder in die Akademie unter anderen Käthe Kollwitz, Wil-

<sup>606</sup> Vgl. Schuon-Wiehl 1972: 54f.

<sup>607</sup> Stiftung Archiv der Akademie der Künste 1995b: XI

helm Lehmbruck, Ernst Barlach, Georg Kolbe und Lovis Corinth gewählt.<sup>608</sup>

Als der wohl „revolutionärste Akt“ der Akademiemitglieder muss die Entscheidung gewertet werden, Käthe Kollwitz am 24. Januar 1919 als erste Frau in die eigenen Reihen aufzunehmen. Damit war die Wahl nicht nur auf eine große Künstlerin gefallen, die darüber hinaus seit Beginn ihres Schaffens schon immer diejenigen zum Gegenstand ihrer Kunst gemacht hatte, die nach dem Ersten Weltkrieg die Monarchie stürzten und die Republik forderten, nämlich die ArbeiterInnen, sondern es betrat auch eine Frau die Akademie, die für diese Möglichkeit als Vorsitzende des »Frauenkunstverbandes« gekämpft hatte, dessen Ziele lauteten:

[...] gleichberechtigte Mitgliedschaft in Künstlerkorporationen, Aufnahme in die Jury großer Ausstellungen, Preisrichterkollegien usw., überhaupt die allgemeine Förderung der künstlerischen und wirtschaftlichen Lage der Künstlerinnen [...], die Lehr- und Lernberechtigung der Frauen an allen öffentlichen Kunstschulen.<sup>609</sup>

Von den oben genannten bildenden Künstlern ist wohl Käthe Kollwitz diejenige gewesen, die den heimkehrenden Soldaten, die nach Frieden und einer neuen Gesellschaftsordnung verlangten, mit ihrem Werk und ihrer Gesinnung am nächsten stand. Schon vom Elternhaus her war sie mit den Ideen der Sozialdemokratie vertraut, die sich während ihrer Jugendzeit noch vom marxistischen Gedankengut nährten. So mag es nicht verwunderlich erscheinen, dass das täglich Gehörte auch ihre Blicke auf die arbeitende Bevölkerung lenkte, in der sie die Motive für ihre Zeichnungen fand. Sie selbst erklärte dazu:

Ganz gewiß ist meine Arbeit schon damals durch die Einstellung meines Vaters, meines Bruders [der zeitweise mit Friedrich Engels zusammenarbeitete, A. D.-H.], durch die ganze Literatur jener Zeit auf den Sozialismus hingewiesen. Das eigentliche Motiv, warum ich von jetzt an zur Darstellung fast nur das Arbeiterleben wählte, war, weil die aus dieser Sphäre gewählten Motive mir einfach und bedingungslos das gaben, was ich als schön empfand. [...] Erst viel später, als ich, besonders durch meinen Mann, die Schwere und Tragik der proletarischen Lebenstiefe kennenlernte [...], erfaßte mich mit ganzer Stärke das Schicksal des Proletariats und aller seiner Nebenerscheinungen. Ungelöste Probleme wie Prostitution,

<sup>608</sup> Vgl. Mittenzwei 1922: 12.

<sup>609</sup> Lehmann 1914:2

Arbeitslosigkeit, quälten und beunruhigten mich und wirkten mit als Ursache dieser meiner Gebundenheit an die Darstellung des niederen Volkes, und ihre immer wiederholte Darstellung öffnete mir ein Ventil oder eine Möglichkeit, das Leben zu ertragen.<sup>610</sup>

Der große Reiz ihrer Bilder liegt aber erst sekundär im Ästhetischen oder im Beunruhigenden. Es ist eine Art von innerer ‚Distanzlosigkeit‘, eine Bereitschaft, zwischen sich und den Dargestellten nicht zu unterscheiden, die das Bannende ihrer Bilder ausmacht. So entsteht beim Betrachten des Zyklus’ *Ein Weberaufstand*, den sie unter dem Eindruck des Hauptmann’schen Dramas anfertigte, der Eindruck, als wäre die Zeichnerin ‚mitgegangen‘, als sei auch sie mit den protestierenden Webern zum Haus des Fabrikanten gezogen, habe Steine geworfen, die Niederlage erlitten und die Erschossenen betrauert. So war es nur konsequent, dass sie Jahrzehnte später tatsächlich auf den Straßen Berlins mit denen zog, die nach Frieden riefen und später nach einer Einigung der linken Parteien.

Auch mit der Wahl des Bildhauers Wilhelm Lehmbruck konnten die Akademiemitglieder allen Erwartungen gerecht werden, den eigenen nach künstlerischer Qualität und den gesellschaftlichen; denn »die Motive der Arbeit und der sozialen Not brauch[t]en Lehmbruck nicht erst [...] nahe gebracht zu werden. Diese Stoffe [waren] ihm, dem Bergmannssohn, vertraut von Jugend auf.«<sup>611</sup> Es entstanden der *Steinwälzer*, später, anlässlich eines Grubenunglücks der Denkmalentwurf *Schlagende Wetter*. Es folgten weitere Bronzereliefs, die dem Arbeiterleben entnommen waren, so das eines *Bergmannes* oder das eines *Eisengießers*. Noch während des Krieges, als den Deutschen der Glaube an den militärischen Sieg des Vaterlandes abverlangt wurde, hatte er den *Gestürzte[n] Krieger* geschaffen, und mit dem *Sitzende[n] Jüngling* trauerte er um seine im Krieg gefallenen Freunde diesseits und jenseits der Fronten.

Die Zuneigung des Bildhauers Ernst Barlach gehörte ebenfalls dem „einfachen Volk“, das heißt denjenigen, die weder Reichtum noch Bildung besitzen, um sich das Leben zu erleichtern. Doch fällt auf, dass Barlach die Gestalten seiner Plastiken fast ausschließlich der unteren bäuerlichen Gesellschaftsschicht entnommen hat: bäuerliche Halbproletarier, Tagelöhner und Randexistenzen: *Sitzender Steppenhirt* (1907), *Liegender Bauer* (1907), *Der Dorfgeiger* (1914) oder *Frierendes Mädchen*

<sup>610</sup> Kollwitz 1989: 741

<sup>611</sup> Hoff 1961: 14

(1917). Hierzu schrieb Fritz Stahl am 7. November 1917 in der Morgenausgabe des *Berliner Tageblatts*:

Der moderne Mensch, dieses durch Zivilisation verfeinerte und geschwächte Wesen, sagte ihm nichts. [...] Da sah er russische Bauern [...], und diese erdgebundenen Menschen, mit ihren dumpfen und starken Gefühlen, in ihrer breiten Animalität, mit diesen massigen und instinktiv bewegten Körpern werden ihm eine Offenbarung. In ihnen fand er den eigentlichen Gegenstand seiner Kunst. Sie gaben ihm die im Umriß geschlossene, aber doch gegliederte, die außen ruhevoll und innerlich belebte Masse, die der Sinn aller strengen Plastik ist. [...] Und es entstanden diese Figuren, oft ungefüge, manchmal klotzig auf den ersten Blick, in denen doch so viel Charakter und Leben steckt, mögen sie ruhen und träumen, wandern, leiden, trauern oder sich ekstatisch erregen.«<sup>612</sup>

Sowenig wie dem Künstler selbst treten auch dem Rezensenten die Industriearbeiter vor das geistige Auge; denn auch diese müssen als Menschen der Moderne bezeichnet werden, wenngleich ihnen ihre Lebens- und Arbeitsbedingungen kaum Gelegenheit bieten, sich zu verfeinern. Ein Grund für diese beschränkte Sichtweise mag darin liegen, dass Ernst Barlach an seinem Wohnort Güstrow kaum konfrontiert wurde mit den »krassen Formen der Verelendung des Proletariats«.<sup>613</sup> Da er aber – so will es scheinen – keinen Angehörigen des Industrieproletariats sah, gelang es ihm auch nicht, die Arbeitermassen der Großstädte in seiner Phantasie mit individuellen Gesichtszügen auszustatten und sie sich auf diese Weise vertraut zu machen. Vielleicht ist hier auch eine Erklärung für die Resignation zu finden, mit der er die neue, sich ankündigende Epoche betrachtete. Er fürchtete sich vor einer »großen Proletarisierung«, einer »Entindividualisierung in der Breite« und davor, dass nur eine Massenkunst à la Amerika Beachtung finden könnte.<sup>614</sup> Deshalb schrieb er am 19. November 1918 an seinen Verleger Reinhard Piper:

Ich habe persönlich alle an mich ergangenen Aufforderungen zur Teilnahme an der Neugestaltung der Kunstdinge abgelehnt. Aber es wird gearbeitet werden müssen. Die Masse hat das Wort und wird es wohl behalten, was bleibt übrig als die Hoffnung und Aufgabe, die Masse zu heben?<sup>615</sup>

<sup>612</sup> Barlach 1972: 82

<sup>613</sup> Jansen 1989: 32

<sup>614</sup> Vgl. Barlach 1968: 532f.

<sup>615</sup> Barlach 1968: 532

In einem Brief an seinen Vetter aber offenbarte er sich noch deutlicher, indem er, die Worte des biblischen Jesus wiederholend, sich diesen anschloss und behauptete, auch sein Reich sei nicht von dieser Welt.

Damit war er der Haltung eines anderen in die Akademie gewählten Bildhauers sehr nahe gekommen, der Georg Kolbe. Nach Aussagen von Wilhelm R. Valentiner hat sich Kolbe »von dem Getriebe der Künstlerorganisationen ebenso wie von der gesellschaftlichen Welt fern[gehalten]«<sup>616</sup>, da der wirkliche Künstler jenseits des Parteienstreits stehen müsse, um so in geistiger Freiheit sein Werk schaffen zu können. Dies habe jedoch dazu geführt, dass Kolbe einmal als zu konservativ bezeichnet worden sei, ein andermal als zu nachgiebig gegenüber den revolutionären Strömungen. Anhand der Beschreibung und Interpretation zweier Skulpturen versuchte Valentiner zum Ausdruck zu bringen, dass Georg Kolbe trotzdem nicht unberührt von den gesellschaftlichen Vorgängen geblieben sei. Es geht einmal um die *Tänzerin*, die 1912 entstand, und um die *Assunta*, die der Bildhauer 1921 fertig stellte. Valentiner schilderte die *Tänzerin* als ein »köstliche[s] Gebilde, gewoben aus Lässigkeit und Grazie, aus süßer Hingabe und stummer Entsagung, das sich, sehnsüchtiger Gefühle voll, ganz seiner dunklen Bestimmung hingibt«.<sup>617</sup> Erkennt diese Gestalt aber nicht schauernd, so fragte sich Valentiner, »daß der kreisende Strom ihrer Welt nicht weiterreicht als die Spanne ihrer Arme und sie die enge Bahn um ihre eigene Achse nicht länger beschreiben wird, als bis sie ermattet zu Boden sinkt?«<sup>618</sup> Dumpfe Unzufriedenheit und geistige Bedrängtheit sah Valentiner in dieser Schöpfung und damit auch ein Zeichen für das Bedürfnis, wie es in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg beherrschend gewesen sei, »sich widerstandslos auf den Fluten eines wohligen Lebens treiben zu lassen«.<sup>619</sup>

Ganz anders interpretierte er hingegen das knapp ein Jahrzehnt später geschaffene Werk, die mit »klaren Linien straff nach oben gerichtete Gestalt«<sup>620</sup> der *Assunta*. Bei ihr gebe es keine Lässigkeit zu beobachten, keine »zitternde Hingabe und dumpfe Qual«.<sup>621</sup> »Wie ein ragender Turm auf kühnem, steilen Unterbau, aus Fluten klaren Wassers em-

---

<sup>616</sup> Valentiner 1922: 42

<sup>617</sup> Valentiner 1922: 7

<sup>618</sup> Valentiner 1922: 8

<sup>619</sup> Valentiner 1922: 14

<sup>620</sup> Valentiner 1922: 11

<sup>621</sup> Valentiner 1922: 11f.

porgestiegen«<sup>622</sup> erschien sie ihm. Auch diesen Ausdruck »seelischer Klarheit« sah Valentiner als das Ergebnis der historischen Entwicklung an:

Wie hätten die Jahre des Krieges, die eine Revolution des Geistes bedeuteten, die den Sturz der Minderen, die geistige Erhebung der Besten unseres Volkes brachten, spurlos an der empfindlichen Seele eines mitfühlenden Künstlers vorübergehen können. [...] Vielleicht werden spätere Generationen erkennen, daß diese ersten Nachkriegsjahre zu den glücklichsten der deutschen Kunst gehörten. Denn niemand empfand die Erlösung vom Druck des Krieges beseligter als die Künstler, niemand vermochte durch diese Befreiung sich geistig stärker zu erheben als sie.<sup>623</sup>

Die geistige Befreiung, von der Valentiner behauptete, dass es kein größeres Glück als diese gebe, führte aber bei Georg Kolbe, wie eingangs schon erwähnt, nicht zu einer Beteiligung an den Aufgaben der noch jungen Republik, sondern die politischen und revolutionären Ereignisse wurden auf künstlerischem Wege ins Transzendente gehoben, indem die *Assunta* und andere, 1920 entstandene Figuren, die Namen wie *Die Aufblickende* oder *Die Auferstehung* tragen, »sich kraft eigenen Willens von der Erde erhoben«<sup>624</sup> haben. Zu Recht sprach Valentiner deshalb auch von den »jenseitig gerichteten Werken«<sup>625</sup> Kolbes.

Von 1919 bis 1933 repräsentierte Käthe Kollwitz in der »Preußischen Akademie der Künste« jene Kräfte, die auf eine sozialistische Zukunft hofften und gleichzeitig in der Lage waren, dies künstlerisch so zum Ausdruck zu bringen, dass die Produkte als Kunst verstanden wurden und ebenso als Medien, die zur Veränderung all jener gesellschaftlichen Verhältnisse aufriefen, die dem Ziel entgegenstanden. Von den Künstlern Wilhelm Lehmbruck, Ernst Barlach und Georg Kolbe war zu erwarten, dass sie mehr oder weniger loyal dieser staatlichen Einrichtung gegenüberstanden, doch hat niemand von ihnen seine Mitgliedschaft in der obersten Kulturbehörde als eine politische Aufgabe verstanden. Allein ihre ständige Suche nach neuen künstlerischen Ausdrucksformen und die Weigerung, sich am Heroenkult zu beteiligen und stattdessen das ‚wirkliche Leben‘ selbst zum Gegenstand ihrer Arbeit zu machen, lässt ihre Wahl bis heute als gerechtfertigt erscheinen.

---

<sup>622</sup> Valentiner 1922: 12

<sup>623</sup> Valentiner 1922: 13ff.

<sup>624</sup> Valentiner 1922: 12

<sup>625</sup> Valentiner 1922: 15

Doch mit der Wahl Lovis Corinths scheint aus heutiger Sicht der Spagat der Akademiemitglieder zwischen den verschiedenen Ansprüchen als nicht gelungen, wenngleich mit dieser Behauptung nicht Corinths Gemälde gemeint sind. Unverhüllt tritt in ihnen der Bruch zutage »zwischen der Illusion, Malerei könne wirkliches Leben malen, und der Tatsache, daß sie es eigentlich nur vorgibt«. <sup>626</sup> Noch zur Zeit des bestehenden Kaiserreichs hatte der Maler öffentlich die »Freiheit des Geistes« <sup>627</sup> gefordert, da das Volk mündig sei, doch nach der Revolution sprach er davon, dass ihm der Kaiser und seine despotischen Vorgaben an die Künstler lieber gewesen seien als die verhasste »sozialdemokratische Lage«. <sup>628</sup> Er fürchtete nicht nur, das Spezifische der deutschen Kunst könne, da von den linken Kräften der Internationalismus propagiert wurde, verloren gehen, sondern er verstieg sich so weit, den verlorenen Krieg mit den Mitteln der Kunst fortzusetzen: »Wir wollen der Welt zeigen, daß heute deutsche Kunst an der Spitze der Welt marschiert. Fort mit der gallisch-slawischen Nachäfferei unserer letzten Malereiperiode!« <sup>629</sup>

Es war nicht das letzte Mal, dass sich die Weimarer Republik durch Menschen repräsentieren ließ, die ihr gegenüber feindlich fühlten und handelten. Wenn hier der Betrachtung der bildenden Künstler so ein breiter Raum geboten wird, dann deshalb, weil sich an ihrer Zusammensetzung bereits das abzeichnete, was sich auch in der »Sektion Dichtkunst« beobachten ließ: Der größte Teil der Mitglieder hatte wenig Interesse an einer politischen Einflussnahme, linke Ansichten kamen nur vereinzelt vor, während die rechten mit Verve vorgetragen wurden.

So waren in der »Preußischen Akademie der Künste« zwei Neuerungen in relativ kurzer Zeit über die Bühne gegangen: Es waren Künstler in sie aufgenommen worden, die die menschliche Existenz in ihrer Gebrochenheit zeigten, und unter ihnen befand sich eine Frau. Die Durchführung einer dritten Neuerung allerdings dauerte sieben Jahre. Immer wieder war in den zwei Jahrhunderten ihres Bestehens in der »Akademie« die Überlegung laut geworden, ob nicht auch Dichter als ordentliche Mitglieder und nicht nur, wie ab und an geschehen, als Ehrenmitglieder aufgenommen werden sollten. Nun hielt man diesen

---

<sup>626</sup> Gerkens 1985: 39

<sup>627</sup> Corinth 1926: 130

<sup>628</sup> Corinth 1926: 163

<sup>629</sup> Corinth 1926: 129

Schritt für unumgänglich, zumal auch das Kultusministerium hierauf drang, indem es am 19. März 1926 einen Erlass herausgab, mit dem »das bis dahin gültige Akademiestatut ergänzt und zugleich den Rechtsnormen der Weimarer Verfassung« angeglichen werden sollte.<sup>630</sup> Von den zukünftigen Dichtern der Akademie wurde die Erfüllung folgender Aufgaben erwartet:

1. die Erstattung der vom Minister verlangten oder sonst erforderlichen die Dichtkunst betreffenden Gutachten,
2. Vorschläge und Anregungen zur Pflege und Förderung des künstlerischen Schrifttums,
3. Ausschreibung von Wettbewerben und Entscheidung über Vergebung von Preisen und Stipendien auf dem Gebiet der Dichtkunst,
4. Vorschläge für Verleihung von Auszeichnungen und Ehrungen für Dichter,
5. Veranstaltungen von Vorträgen aus dem Gebiet der Dichtkunst.<sup>631</sup>

Für die geplante »Sektion Dichtkunst« benannte im April 1926 der parteilose, jedoch der SPD nahe stehende Kultusminister Carl Heinrich Becker als Gründungsmitglieder mehrere Dichter, von denen, nach verschiedenen Auseinandersetzungen und Streitereien<sup>632</sup> letztlich Thomas Mann, Ludwig Fulda und Hermann Stehr übrig blieben, um die neuen Mitglieder auszuwählen.

Von den drei Genannten ist heute nur noch Thomas Mann einer breiteren Öffentlichkeit bekannt. In seiner Rede mit dem Titel *Von deutscher Republik* hatte er den Beginn der Weimarer Republik nicht auf das Jahr 1918 datiert, sondern auf das Jahr 1914. Für ihn begann die Republik »in der Stunde todbereiten Aufbruchs, [da] habe sie in den Herzen der Jugend sich hergestellt«.<sup>633</sup> Diese eigenwillige Datierung wird es ihm ermöglicht haben, sich zu der Republik zu bekennen, die er wenige Jahre vorher, noch vor ihrer Existenz, als mit deutscher Menschlichkeit unvereinbar klassifiziert hatte. Nun wollte er die deutsche Jugend, vor allem die akademische, »für die Republik gewinnen und für das, was Demokratie genannt wird«.<sup>634</sup> Der Staat sei nun in die Hände eines jeden Einzelnen gelegt, er sei die Sache aller geworden und müsse vor

---

<sup>630</sup> Herden 1987: 153

<sup>631</sup> Zit. n. Herden 1987: 153.

<sup>632</sup> Sehr ausführlich nachzulesen bei Mittenzwei 1992 und Jens 1994.

<sup>633</sup> Mann, Th. 1984b [1922]: 116

<sup>634</sup> Mann, Th. 1984b [1922]: 125



allem gut gemacht werden.<sup>635</sup> Sei denn Republik nicht »nur ein Name für das volkstümliche Glück der Einheit von Staat und Kultur?«<sup>636</sup> Durch Walt Whitmans Dichtung habe er gelernt, dass Humanität und Demokratie eins seien.<sup>637</sup> Bezeichnete er die Demokratie auch vorher als »etwas Undeutsches, Widerdeutsches«<sup>638</sup>, so sieht er nun, in Übereinstimmung mit dem amerikanischen Dichter, die Demokratie als eine Möglichkeit an, die Menschen aller Länder und Nationen zu einer Bruderschaft, zur Menschheit zusammenzuschließen; denn die Menschheit – und hier zitiert er Novalis – sei »der höhere Sinn unseres Planeten, der Stern, der dieses Glied mit der oberen Welt verknüpft, das Auge, das er gen Himmel hebt«.<sup>639</sup>

Thomas Mann wollte Teil dieser Demokratie, Teil der Weimarer Republik sein, und so bekannte er sich 1926 in seiner *Rede zur Gründung der Sektion Dichtkunst* zu dem Ruf des Staates, der ihn gerade in dem Augenblick erreichte, in dem er diesen nicht mehr als Einengung seiner Freiheit sehen wollte. Hatte er einstmals daran gezweifelt, dass der Dichter einen Platz finden könne in einer Gesellschaft, die das allgemeine und gleiche Wahlrecht für alle eingeführt hatte<sup>640</sup>, so war er nun zu dem Schluss gekommen, dass »das Schicksal und die Entwicklung [Deutschlands...] es mit sich gebracht [hatten], daß die Stellung des Schriftstellers innerhalb der Nation eine sichtbarere, einflußreichere geworden«<sup>641</sup> sei.

Nach Werner Mittenzweis Ansicht war Thomas Mann zum »ausgeglichensten Sprecher« der Republik geworden.

In ihm sah die republikanische Öffentlichkeit den Fürsprecher und Mahner zugleich. Wenn sich einer über eigene Schranken hinweg Schritt für Schritt zum Repräsentanten dieser Republik emporgearbeitet hatte, dann war er es. In seinem 1924 erschienenen großen Roman *Der Zauberberg* sah die literarische Öffentlichkeit das geistige Profil der Republik meisterlich dargestellt. Was den Deutschen ihre Dichter wichtig machte, die Einheit von Dichter und Denker, erblickten sie in Thomas Mann.<sup>642</sup>

<sup>635</sup> Vgl. Mann, Th. 1984b [1922]: 128.

<sup>636</sup> Mann, Th. 1984b [1922]: 134

<sup>637</sup> Vgl. Mann, Th. 1984b [1922]: 138.

<sup>638</sup> Mann, Th. 1988 [1918]: 254

<sup>639</sup> Mann, Th. 1984b [1922]: 149

<sup>640</sup> Vgl. Mann, Th. 1988 [1918]: 257ff.

<sup>641</sup> Mann, Th. 1974 [1924]: 214

<sup>642</sup> Mittenzwei 1992: 52f.

Ludwig Fulda, der so vehement für den Krieg plädiert und die Nachbarvölker hemmungslos beschimpft hatte<sup>643</sup>, bezeichnete sich selbst als einen unpolitischen Menschen, der aber – so sagte er 1933 – dreißig Jahre für die Geistesfreiheit gekämpft habe. Diese Freiheit wollte er sowohl den rechts- als auch den linksstehenden Menschen zuerkennen.<sup>644</sup> Wie allein er mit solch einer toleranten Gesinnung dand, musste ihm schon wenige Monate nach dieser Äußerung klar werden, als er dem Sekretär der Akademie seine Legitimationskarte zurückgab<sup>645</sup>, da er wegen seiner jüdischen Herkunft ausgeschlossen worden war. Sechs Jahre später – 1939 – tötete Fulda sich selbst, um das Leben für seine Frau erträglicher zu machen; denn im Abschiedsbrief schrieb er ihr:

[...] Nun muß es sein. Ich kann es nicht länger ertragen, dir durch meine bloße Existenz eine Kette von Leiden aufzuerlegen, die weiter andauern und aller Wahrscheinlichkeit nach sich noch verschärfen werden. [...] Du bist Arierin, und es wird dir, wenn ich nicht mehr bin, nichts mehr geschehen können. [...] Behüte mein Lebenswerk, damit es in einer besseren Zukunft Zeugnis davon ablege, daß ich bis in den innersten Kern meines Herzens ein guter Deutscher gewesen bin.<sup>646</sup>

Doch so unpolitisch, wie er, wohl unter dem Druck der nationalsozialistischen Gefahr, behauptete, war er auch in anderen Fragen als denen des Krieges nicht. Schon 1913 hatte er in seinem Schauspiel *Die Rückkehr zur Natur* zu erkennen gegeben, was er von Revolutionen hielt: eine Möglichkeit, dass Korruption und Willkür sich ausbreiten konnten. Obgleich er bei der Niederschrift des Schauspiels unverkennbar die Ereignisse der Französischen Revolution vor Augen hatte, die er in der Novemberrevolution so nicht wiederfinden konnte, hat er sich mit den politischen Vorgängen in der Weimarer Republik nicht anfreunden können.

In seiner Komödie *Die Gegenkandidaten* treffen sich im Hause Dr. Ralph Hederichs rechte Politiker und Geschäftsleute zwecks Aufstellung eines Kandidaten zur Landtagswahl. In den Worten Hederichs kommt noch einmal, wie in *Des Esels Schatten* Fuldas Vorstellung von einer ‚Zwei-Parteien-Politik‘ zum Ausdruck: „Da die Mittelparteien bei uns auf

<sup>643</sup> Vgl. dazu Fulda 1916a.

<sup>644</sup> Vgl. Jens 1994: 230.

<sup>645</sup> Vgl. Jens 1994: 228f.

<sup>646</sup> Fulda 1988: 1042

dem Aussterbeetat sind, steht uns de facto bloß die Linke gegenüber. Nur zwei Lager. Das vereinfacht die Kampagne“.<sup>647</sup> Die Erwiderung des *Staatsministers a. D. v. Stirnagel* leitet über zu der komödiantischen Verwicklung: „Aber die Linkspartei wird bedeutende Verstärkung erhalten. Namentlich durch die Weiber, denen dies entartete Zeitalter die politische Gleichstellung zugeschustert hat“.<sup>648</sup>

*Suse Hederich, Ralphs Ehefrau*, hat sich, durch ihre Wohlfahrtsarbeit politisiert, der linken Position zugewandt und tritt als Kandidatin für die Linken in den Wahlkampf ein:

„Ihr rief mich, und ich folg’ eurem Ruf, unbeugsam entschlossen, an eurer Spitze zu fechten gegen die verschworenen Geister der Finsternis für den unaufhaltsamen Triumph des Lichts.“<sup>649</sup>

Ihr Mann dagegen ist Spitzenkandidat der Rechten:

„Als Ihr Kandidat leg’ ich Ihnen das feierliche Gelöbnis ab, die Ziele der Partei mit Hingebung, mit Aufopferung zu fördern, bis die begehrliche Hydra der zusammengerotteten Demagogie sich niedergestreckt am Boden krümmt.“<sup>650</sup>

Beide sind darum bemüht, die politischen Auseinandersetzungen nicht in ihre Ehe hineinzutragen, doch scheitern sie an diesem hohen Anspruch und nehmen mit Entsetzen wahr, dass sie ihre politischen Reden, in denen der Kandidat ‚mit Schmutz übergossen‘ werden muss, auch zu Hause fortsetzen. Erst die Straßenschlacht zwischen linken und rechten Parteianhängern, bei denen *Ralph Hederich* bewusstlos geschlagen wird, lässt seine Frau zu ihm zurückkehren. Beide legen ihre Kandidatur nieder, woraufhin ihnen von den verfeindeten Lagern gemeinsam die Fenster eingeworfen werden.

Als Fazit lässt sich dem Stück entnehmen, dass ein anständiger Mensch besser der Politik fernbleiben soll, was Ludwig Fulda schon mehrere Seiten vorher *Suses Bruder Edwin* hat sagen lassen: „[...] weiß Gott, wo die Politik beginnt, da hat der Scherz ein Ende. Verdirbt nicht den Charakter nur; verpfuscht das Dasein. Was war von jeher meine Rede? Die Finger davon.“<sup>651</sup>

---

<sup>647</sup> Fulda 1924: 9

<sup>648</sup> Fulda 1924: 9

<sup>649</sup> Fulda 1924: 58

<sup>650</sup> Fulda 1924: 58

<sup>651</sup> Fulda 1924: 41

Dass das Ehepaar *Hederich* nicht geeignet war für die Machenschaften der Politik, das hat Fulda schon dadurch angedeutet, dass er die beiden Figuren als sympathische Erscheinungen charakterisiert hat. So wird von *Ralph* gesagt, dass er offene, feine, vergeistigte Züge habe, frisch, warmblütig und sehr beweglich sei. Seine Frau *Suse* wird als hübsch, ja als blühende Erscheinung gepriesen, deren Augen von Temperament und Klugheit funkeln. Alle anderen Personen, ob rechts oder links, sind wesentlich unangenehmer gezeichnet. Rechts findet sich der *elegante, kühl überlegene Lebemann*, der *wohlgenährte Emporkömmling*, und der *Diener Anton* weist Feldwebelallüren auf. *Poninski*, der *Parteisekretär* der Linken, hat den flackernden Blick des Fanatikers, die *Lehrerin Hildegard Schnick* ist eine vertrocknete alte Jungfer im Reformkleid, und der *Zeitungsverleger Rehbein* ist in Wirklichkeit kein schöner Mann, sondern nur auf den schönen Mann zurecht gemacht.

- |            |  |
|------------|--|
| Poninski:  | Wohnt sehr üppig, die Dame.  |
| Hildegard: | Kunststück. Reich verheiratet.   |
| Rehbein:   | Nur bescheidener Wohlstand.  |
| Poninski:  | Nach Ihren Begriffen, Sie Kapitalist.  |
| Rehbein:   | Keine Injurien, wenn ich bitten darf.  |
| Poninski:  | Oder Sie Stehkragenproletarier, um parlamentarisch zu sein.                                  |
| Rehbein:   | Mein Kapital steckt im ›Volksfreund‹, arbeitet für die Partei.                               |
| Poninski:  | Haben möchte' ich, was davon in Ihre Taschen fließt.   |
| Rehbein:   | Dann wären doch Sie der Kapitalist.  |
| Hildegard: | Keinen Zwist, meine Herrn. In unserer Einheitsfront darf es nur Brüder geben. <sup>652</sup> |

Die Idee von der sozialen Gerechtigkeit war für Fulda nichts anderes als der Ausdruck des Sozialneides, der sich hier gleich zweimal äußert. Der *Parteisekretär Poninski*, der seine gesamte Kraft in den Dienst der Arbeiterklasse stellt, sehnt sich danach, ebenso wie die wohlhabenden Schichten leben zu können, wodurch der Verdacht auftaucht, dass seine gesamten Aktivitäten überhaupt nur hierin ihre Begründung finden. Zu diesem Neid gesellt sich bei *Hildegard Schnick* noch die Missgunst gegenüber einer Frau, die sich dank ihrer Attraktivität ‚reich verheiraten‘ konnte. Der *Verleger Rehbein* hingegen kann wohl neidlos auf das dargebotene Ambiente blicken, aber nur deshalb, weil er an seiner

---

<sup>652</sup> Fulda 1924: 24

linksgerichteten Zeitung, also auf Kosten der sozial Benachteiligten, genug verdient, um sich einen ähnlichen Lebensstil leisten zu können.

Auch Hermann Stehr stand den linken Ideen ablehnend gegenüber. Nach seinen eigenen Aussagen bezog er seine Weltsicht aus den Lehren Buddhas und Laotzes.<sup>653</sup> Vor allem der Buddhismus interpretiert die menschliche Existenz als eine des Leidens, da der Mensch immer wieder begehrt, statt sich und seine Wünsche zu vergessen. Für dieses Leiden hat die buddhistische Lehre keinen anderen Trost als die Aussicht auf das Nirwana, also die endgültige Selbstaufgabe.<sup>654</sup> Hermann Stehr begnügte sich nicht damit, Verzicht und Selbstvergessen als richtige Lebensweise in seinen literarischen Werken zu propagieren<sup>655</sup>, sondern die Losung ‚Arbeitet, fordert nichts und vergeßt euch‘ war auch eine politische Forderung, die er nach der Novemberrevolution äußerte, wobei seine Adressaten die Arbeiter waren.

Anfang des Jahres 1919 trat Hermann Stehr in Weißwasser und in Bad Warmbrunn, seinem Wohnort, als Wahlredner der Deutschen Demokratischen Partei (DDP) auf, um Walther Rathenaus Kandidatur zur Nationalversammlung zu unterstützen. Diese Partei verstand sich als eine dritte Kraft zwischen der katholisch ausgerichteten Zentrumspar- tei und der Sozialdemokratie; denn »diese beiden starken Pfeiler ge- nügten [nach ihrer Ansicht nicht], um einer Republik [...] auf die Dauer den nötigen Halt zu verleihen«<sup>656</sup>, und so hieß es im Gründungsauf- ruf vom 16.11.1918:

Der erste Grundsatz besagt, daß wir uns auf den Boden der re- publikanischen Staatsform stellen, sie bei den Wahlen vertreten und den neuen Staat gegen jede Reaktion verteidigen wollen. [...] Der zweite Grundsatz besagt [...], daß wir jeden bolschewisti- schen, reaktionären und sonstigen Terror bekämpfen, dessen Sieg nichts anderes bedeuten würde als grauenvollstes Elend und die Feindschaft der ganzen Zivilisation, vom Rechtsgedanken erfüll- ten Welt.<sup>657</sup>

Parteiarbeit und Buddhismus brachte Hermann Stehr in der Weise zu- sammen, dass auch die Republik mit ihrem Leitsatz von der Gleichheit

<sup>653</sup> Vgl. Stehr 1936b [1922]: 129.

<sup>654</sup> Vgl. *Lexikon der östlichen Weisheitslehre* 1986: 55.

<sup>655</sup> In dem Roman *Der begrabene Gott* sind nur die *Geschwister des Klumpen* zu Liebe und Mit- leid fähig. Beide werden von Stehr als Menschen geschildert, die dem Leben nichts ab- verlangen, sondern es so annehmen, wie es sich für sie ergibt.

<sup>656</sup> Ritter/Miller 1983: 310

<sup>657</sup> Ritter/Miller 1983: 312

aller als eine Stufe in der Entwicklung zur Selbstverleugnung betrachtet werden kann, solange man davon ausgeht, dass eine hierarchisch geordnete Ständegesellschaft durch ihre Aufforderung, sich von einander abzugrenzen, zu einem verstärkten Ich-Bewusstsein zwingt. So konnte sich Hermann Stehr wohl auf die Seite der Republik stellen, indem er das Recht der Deutschen auf Demokratie aus der freien und gleichbürtigen Gemeinschaft der Germanen ableitete.<sup>658</sup> Doch galten seine Worte in erster Linie nicht der Ausgestaltung der demokratischen Vision, sondern der Furcht, sie könne von links zerstört werden, bevor sie überhaupt aufgebaut sei. Seine Ausführungen über Verstaatlichung und Durchstaatlichung, über die »Willkürlichkeit und Zuchtlosigkeit des Produktionszwanges«<sup>659</sup> und über die Materialvergeudung<sup>660</sup> hören sich wie eine pflichtgemäß vorgenommene Aufzählung an, während er immer dann lebendig und voller Schwung schrieb beziehungsweise sprach, wenn er auf die Gefährlichkeit der Kräfte hinwies, die links von der SPD standen. Sein Hass auf die Kommunisten ist sicherlich auch damit zu erklären, dass sie mit ihrer Überzeugung, sie hätten ein Recht zu fordern, seiner propagierten Lebenshaltung diametral entgegenstanden.

Wenn Hermann Stehr in den kommenden Jahren vom Klassenkampf sprach, so darf nach seinen bisher berücksichtigten Ausführungen angenommen werden, dass er darunter Arbeiterstreiks und Straßenunruhen verstand, für die er ausschließlich die Linken verantwortlich machte. Lohnkürzungen, Massenentlassungen und Kapitalexperte<sup>661</sup> dürfte er nicht als ‚Klassenkampf von oben‘ interpretiert haben, und für die Terroraktionen und politischen Morde der faschistischen Kräfte fand er keine missbilligenden Worte. Er sehnte sich nach einem neuen Deutschland, das frei sein sollte »von jeder Niedertracht des Geistes und Herzens«<sup>662</sup>, die Menschen sollten »mächtig [werden] im guten reinen Willen«<sup>663</sup> und sich »endlich zu menschlicher Größe«<sup>664</sup> erheben. Die Lehren Buddhas und Jesu boten nach seiner Meinung den Weg, auf dem jeder zu seinem eigentlichen, wahren Selbst finden könne und

<sup>658</sup> Vgl. Meridies-Stehr 1946: 72.

<sup>659</sup> Meridies-Stehr 1946: 85

<sup>660</sup> Vgl. Meridies-Stehr 1946: 86.

<sup>661</sup> Vgl. Mottek/Becker/Schröter 1974: 243.

<sup>662</sup> Stehr 1936a [1922/1932]: 145

<sup>663</sup> Stehr 1936a [1922/1932]: 145

<sup>664</sup> Stehr 1936a [1922/1932]: 145

zu der Erkenntnis, dass dieses Selbst mit dem Kosmos verbunden sei. So würde

die transzendent begründete Würde jedes Einzelnen [erreicht], die Gesundung der Familie, die Erlösung aus dem Gesellschaftschaos zu einer Ordnung der Mildigkeit, das Aufhören des dummen, aber so verderblichen Klassen- und Ständekampfes. [...] Auf diesem Wege der Seele wird der neue Staat einer neuen Demokratie, der Selbstverantwortung jedes Einzelnen geschaffen.<sup>665</sup>

In dem Jahr, in dem die »Sektion Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste« endlich begründet wurde, hatte er aber wohl die Hoffnung aufgegeben, die Seele jedes Einzelnen könne sich derart läutern, dass sich die Demokratie der Weimarer Republik nach seinen Wünschen gestalten könnte; denn in einer Rundfunkansprache zum Osterfest 1926 lehnte er die Herrschaft des Volkes ab:<sup>666</sup>

Jede Staatsform hat ihre Vorteile, jede ihre Schattenseiten. Bald überwiegen diese, bald jene. Die schlimmsten Schäden werden den Menschen durch die reine Volksherrschaft aufgebürdet. Diejenigen also, die einem Lande übelwollen, mögen das Volk regieren lassen, das eine Sache, auf die es verfällt, ohne Einsicht treibt, gleich einem reißenden Strome, der wohl Dämme einreißt, aber auch alles Land vernichtend überflutet.«<sup>667</sup>

Dem hielt er seine Vorschläge entgegen:

Maß und Mitte ist die Straße, die Weisheit findet und Klugheit gehen muß. So hört der Straßenlärm und der Klassenfanatismus von selbst auf, Deutschland aus den Phrasenkloaken zu verunreinigen. Sind die Menschen innerlich ungeordnet, wie soll es ihnen gelingen, um sich Ordnung zu schaffen? Ungeordnet aber ist jeder, der sich an seinem Egoismus in der Welt orientieren will. So wird auch in wirtschaftlicher Hinsicht keine Stabilität zu erreichen sein, solange diese Probleme der Tummelplatz der Egoismen zwischen und in den Völkern und Staaten sind.<sup>668</sup>

<sup>665</sup> Stehr 1936a [1922/1932]: 158

<sup>666</sup> Es muss hier angemerkt werden, dass Stehr den Begriff des Volkes keineswegs eindeutig verwendete. War es ihm zur Zeit des Wilhelminismus noch eine einheitliche Gruppe, die von feudalistischen Strukturen unterjocht wurde, so zerfiel es nach der Revolution in seiner Vorstellung in einen demokratischen (guten) Teil und in einen klassenkämpferischen (bösen) Teil. In dem folgenden Zitat versteht er unter ‚Volk‘ ausschließlich den Teil, der durch Aktionen versucht, Druck auf die Regierung auszuüben.

<sup>667</sup> Stehr 1936c [1926]: 160

<sup>668</sup> Stehr 1936c [1926]: 161

Den Untergang der Weimarer Republik und den Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft bezeichnete er im September 1933 in einer Rundfunkansprache *An die deutsche Jugend* konsequenterweise als eine »herrliche Wendung«<sup>669</sup>; denn

der Lebenshorizont Deutschlands [sei] übersichtlicher geworden[,] das Gegeneinanderwirken der Stämme und Länder [habe] aufgehört[, und] der Kampf der Klassen und Stände [sei] als ein Raub an dem Volksgut und der Wohlfahrt der Gesamtheit erkannt und als schädlich ausgemerzt worden.<sup>670</sup>

Die Ansprache endete mit dem Aufruf an die jungen Zuhörer, in die Hitlerjugend einzutreten und Verantwortung für das neue Deutschland zu übernehmen.

Allein die Verantwortung muß, bis ins Innerste vertieft, zur Selbstverantwortung werden. Das ist nicht bloß die Veränderung eines Wortes durch Anfügung einer neuen Silbe, das ist ein unumgänglicher Weg zur ewigen Substanz, zum göttlichen Grund unseres Wesens, zu unserer Seele. Von daher wird dann unser Denken, Fühlen und Handeln himmlisch bestimmt und verklärt...Wenn Ihr Euren neuen nationalen Lebensglauben nicht in dem tiefsten Grunde Eures Wesens, in seinem unzeitlichen göttlichen Grunde, der Seele, verankert, so bleibt die Nationalsozialistische Arbeiterpartei Deutschlands, auf deren Fahnen Ihr schwört, doch nur ein Massentrieb, der leicht bei einer geschichtlichen Schicksalswende zu Massenflucht werden kann.

Darum, liebe Jugend, arbeite und ruhe nicht, bis du deinen neuen nationalen Volks- und Vaterlandsglauben in deine Seele hinein vertieft hast...«<sup>671</sup>

Die Sehnsucht nach Einheit von Staat und Seele hatte ihm die Weimarer Republik nicht bieten können. Im NS-Staat meinte er sie gefunden zu haben, in einem Staat, dessen Machthaber den Mördern seines Freundes Rathenau in Saaleck einen Gedenkstein errichteten.<sup>672</sup>

Die Dichter Thomas Mann, Ludwig Fulda und Hermann Stehr wählten 24 weitere Sektionsmitglieder aus. Die Auswahl, die sie trafen, war auch durch den Blick bestimmt, mit dem sie die Weimarer Republik

<sup>669</sup> Stehr 1936d [1933]: 113

<sup>670</sup> Stehr 1936d [1933]: 113

<sup>671</sup> Stehr 1936d [1933]: 116f.

<sup>672</sup> Schulin 1992: 138



betrachteten.<sup>673</sup> So verwundert es nicht, dass die bald schon in der Sektion erörterten

Fragen nach dem Literaturverständnis, nach dem konzeptionellen Inhalt des Literaturbegriffs [...] zu fortgesetzten Spannungen und Kontroversen [führten]. In den Ausgangspositionen wie in den Einzelheiten ging es dabei nicht allein und schon gar nicht vorrangig um bloße terminologische Details. Die Meinungsverschiedenheiten über Begriffsinhalte drückten vielmehr generelle Meinungsverschiedenheiten über den gesellschaftlichen Charakter des Literaturprozesses aus, über den Funktionsbezug und die Sinngebung der literarischen Arbeit.<sup>674</sup>

Eine von denen, die durch ihre Wahl mit in diesen Prozess hineingezogen wurde, war Ricarda Huch, die als erste Frau ihren Platz in der »Sektion für Dichtkunst« einnahm.<sup>675</sup>

## 5.2 »Ich persönlich habe eine große Vorliebe für Mussolini«

Obgleich Ricarda Huch bereit war, die Möglichkeiten der politischen Einflussnahme, wie sie bis dahin nur die Weimarer Republik Frauen bot, zu nutzen, und für die Nationalversammlung kandidierte, können ihre Beurteilungen der politischen Ereignisse nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie mit ihren nationalkonservativen Kollegen in der »Sektion für Dichtkunst« die Verachtung für die Republik teilte. Wie anders sollte es zu erklären sein, dass sie Sätze wie die folgenden mit Wohlwollen lesen konnte:

So ist das Aufkommen des republikanischen Gedankens in unserem Lande augenscheinlich und ursächlich mit unserer politischen Unkraft und mit unserer Unterwerfung unter fremden Willen und fremde Gewalt verbunden. Nicht aus dem politischen Geiste der Deutschen wurde der republikanische Gedanke geboren, er ist in Frankreich entstanden, wurde von Frankreich propagandistisch

---

<sup>673</sup> Vgl. hierzu auch Jens 1994: 74ff. und Mittenzwei 1992: 66.

<sup>674</sup> Herden 1987: 155f.

<sup>675</sup> Gewählt wurden außerdem: Georg Kaiser, Bernhard Kellermann, Oskar Loerke, Walter von Molo, Eduard Stucken, Hermann Sudermann (lehnte ab), Hermann Bahr, Max Halbe, Hermann Hesse, Hugo von Hofmannsthal (lehnte ab), Erwin Guido Kolbenheyer, Heinrich Mann, Josef Ponten, Rainer Maria Rilke (lehnte ab), Wilhelm Schäfer, René Schickele, Wilhelm Schmidtbonn, Arthur Schnitzler, Wilhelm von Scholz, Karl Schönherr, Emil Strauß, Jakob Wassermann, Franz Werfel. (Vgl. Jens 1994: 74f.)

nach Deutschland hineingetragen und von deutscher Schwäche angenommen. [...] Nie ist der republikanische Gedanke in Deutschland in der Verbindung mit nationalpolitischem Machtwillen aufgetreten, wohl aber ist er immer mit der Haltung nationalpolitischer Entsagung und Schwäche verbunden gewesen.<sup>676</sup>

Diese Herabwürdigung der Republik und all jener Menschen, die für diese Republik gekämpft hatten, findet sich in August Winnigs Schrift *Das Reich als Republik*, die 1928 erschien und die Ricarda Huch 1929 auf die Liste der Bücher setzte, die von der »Sektion Dichtkunst« für den Schulunterricht empfohlen wurden. Als Begründung für ihre Auswahl gab sie an, dass das Buch aus »ehrenhafter Gesinnung und gradem, volkstümlichen Gefühl« hervorgegangen sei.

Es schildert die letzten 10 Jahre als eine Weiterführung der Wilhelminischen Zeit, während die Republik sie hätte überwinden sollen: insofern wirft es der Republik vor, ihre Aufgabe nicht erfüllt zu haben, greift aber nicht etwa die Republik als solche an, wenn es auch auf die Form des Staates keinen Wert legt.<sup>677</sup>

Schon die wenigen eingangs zitierten Sätze von August Winnig zeigen, dass die Behauptung, er habe nur gegen die Fehler und Mängel der Republik angeschrieben und das noch nicht Erreichte hervorgehoben, falsch ist. In der Novemberrevolution von 1918 sah er nichts anderes als das Ergebnis der französischen Propaganda und in den Aktivitäten und Entscheidungen der Arbeiter und Soldaten einen Akt, mit dem sie den Feinden Deutschlands in die Hände gespielt hätten. Mit der Erhebung hätten sie sich nicht zum Staat bekannt, sondern zur Staatsverneinung.

Nicht der Wille zu einem erneuerten, einem höheren, stärkeren Staat brach hier durch, sondern der Wille zum Nichtstaat. Kein Wollen, sondern ein Nichtwollen führte den Zusammenbruch herbei. Diese Novembererhebung konnte einen Staat zerstören, aber sie konnte keinen errichten.<sup>678</sup>

Im selben Jahr, in dem Ricarda Huch die Veröffentlichung eines rechts-extremistischen Putschisten – Winnig hatte sich 1920 dem Kapp-Putsch angeschlossen<sup>679</sup> – als vom menschlichen Geiste durchdrungen pries, schrieb sie bereits an ihrem Werk über die Revolution von 1848, das

<sup>676</sup> Winnig 1928: 64

<sup>677</sup> Zit. n. Mittenzwei 1992: 104.

<sup>678</sup> Winnig 1928: 129

<sup>679</sup> Vgl. Mohler 1994: 415.

1930 veröffentlicht wurde: *Alte und neue Götter* (1848). *Die Revolution des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland*. In der geistigen Auseinandersetzung mit den revolutionären Geschehnissen jener Zeit suchte sie nach einer Erklärung für die gegenwärtige Misere und fand sie in der Willkür der Fürsten, im mangelnden Willen Friedrich Wilhelm IV. zur Macht und in der Ausbreitung der Handels- und Gewerbefreiheit.

Karl der Große war für sie der Schöpfer und Gestalter des Römischen Reiches Deutscher Nation gewesen. Dem unaufhaltsamen Verfall dieses Reiches durch die Jahrhunderte galt Ricarda Huchs Trauer, und ihre Verachtung richtete sie auf die mächtigsten Glieder dieses Reiches, auf die Territorialfürsten, die nach ihrer Meinung nur zusammenhielten, um den Kaiser daran zu hindern, seine Macht im Reich zu mehren. Nicht die einst vom germanischen Gemeinschaftsgeist geschaffenen Bünde, sondern die Allianzen der Fürsten bestimmten das Bild des Reiches und in ihrem Rahmen wurden die Aufgaben erledigt, aber so, dass die Schwachen immer schwächer wurden und die Gewinne nicht mehr dem Ganzen zugute kamen. Auch für das 19. Jahrhundert meinte sie diese Entwicklung konstatieren zu können. Der Kaiser habe willig die Krone Karls des Großen niedergelegt, nach der es Napoleon gelüftet habe, und die Fürsten hätten die napoleonische Fremdherrschaft zu nutzen verstanden, um das Reich zu zerstückeln und die eigene Souveränität zu festigen. Ihre Liebe galt deshalb denen, die gegen den fürstlichen Absolutismus gekämpft hatten.

Doch die Verwirklichung bürgerlicher Reformen, wie die Beseitigung der Zollschränken oder die Neuerungen im Verkehrswesen, die dem Handel zugute kamen und die Industrialisierung vorantrieben, erschienen ihr nicht nur als überflüssig, sondern als Grundlage für die Massenarmut, die sich dann zum proletarischen Elend entwickelte. Die Deutschen würden nicht dadurch zu Brüdern, dass die Erzeugnisse der Industrie bis in die entferntesten Orte transportiert würden, und das Volk würde nicht durch die Zunahme des Nationalwohlstandes reicher. Voller Sympathie schrieb sie deshalb über den Nationalökonom Karl Georg Winkelblech<sup>680</sup>, der das Elend der Fabrikarbeiter nicht für etwas Notwendiges hielt, sondern für die Folge verkehrter wirtschaftlicher Einrichtungen.

Eine Wirtschaftslehre auf Naturgesetzen aufzubauen, wie Marx es tat, hätte er abgelehnt, denn das Sittengesetz war ihm das höchste,

---

<sup>680</sup> Er lebte von 1810 bis 1865.

den Menschen betrachtete er wie die Bibel als Herren der Natur, die er aber nur im Sinne der Gerechtigkeit beherrschen darf. Den Liberalismus, der durch die Lehre von der Gewerbefreiheit und Erwerbsfreiheit den Kapitalismus erzeugte und das Volk in Millionäre und Bettler zerlegte, sah er als etwas Sündhaftes, Verabscheuungswürdiges an, mehr Verständnis und Sympathie hatte er für den Saint-Simonismus und verschiedene sozialistische Systeme der Franzosen, aber doch bekämpfte er den Kommunismus ebenso wie den Kapitalismus; er dachte beide zu verdrängen durch eine grosszügige neue Zunftverfassung, die er Föderalismus nannte.<sup>681</sup>

Nach Ricarda Huch's Ansicht war die 48er Revolution daran gescheitert, dass die Gewerbefreiheit eingeführt worden war, statt die Zunftordnung zu stabilisieren, dass die ungenutzten Güter des Adels nicht in parzellierter Form an das Volk verteilt und die Feudallasten nicht entschädigungslos aufgehoben worden waren. Die Demokraten hätten es versäumt, das Volk an der Verantwortung für das Land zu beteiligen, und Friedrich Wilhelm III. von Preußen habe nicht rechtzeitig einen Krieg gegen Frankreich begonnen. Der König hatte in den ersten Jahren seiner – 1797 beginnenden – Regierungszeit eine Neutralitätspolitik verfolgt, die ihn in Abhängigkeit zu Frankreich brachte, während in ganz Deutschland, so schrieb Ricarda Huch, eine ungezwungene Kriegsbegeisterung geherrscht habe. Damals wäre es möglich gewesen, das von allen ersehnte deutsche Reich zu schaffen.<sup>682</sup> Dieses Reich war in ihren Vorstellungen immer ein großdeutsches, dessen Grenzen jederzeit von einem kriegsbegeisterten Volk geschützt und je nach Bedarf erweitert würden. Ein Volk der Krieger, Bauern, Handwerker und der Gelehrten schwebte ihr vor, das regiert und zusammengehalten würde von einem geliebten und eroberungswilligen König. Dieser Sehnsucht nach einem (phantasierten) germanisch-mittelalterlichen, hierarchisch geordneten Zusammenleben ist es wohl zuzurechnen, dass sie am 7. Dezember 1930 in einem Brief schrieb: »Ich persönlich habe eine große Vorliebe für Mussolini«.<sup>683</sup>

Auch Benito Mussolini kann – wie Garibaldi – in gewisser Hinsicht als jemand gelten, der Italien vereinte. Wohl war Italien nach dem Ersten Weltkrieg nicht in einzelne Landesteile zerfallen, und es war auch nicht von fremden Völkern besetzt, doch war das politische Klima durch Unsicherheit und Orientierungslosigkeit geprägt. Während sich die Fa-

<sup>681</sup> Huch 1944: 382f.

<sup>682</sup> Vgl. Huch 1944: 157.

<sup>683</sup> Huch 1986: 187

schisten auf der einen Seite und die auch gegeneinander kämpfenden Sozialisten und Kommunisten auf der anderen Seite Straßengefechte lieferten, verweigerten auf der parlamentarischen Ebene die zwei größten Parteien – die Katholische Volkspartei und die Sozialisten – dem Ministerpräsidenten Giolitti ihre Unterstützung, woraufhin er abdankte. Die Landbesitzer fürchteten, dass das Land von den Bauern besetzt, die Mittelklasse und die Industriellen, dass Italien zu einer Sowjetrepublik werden könnte. Die konservativen Römisch-Katholischen wiederum bangten um die religiöse Ordnung. Das ehemalige Mitglied der sozialistischen Partei, Benito Mussolini, verstand es, mit dem einstmals erlernten Vokabular und der Agitationserfahrung den Eindruck zu erwecken, als stände es auf der Seite der streikenden Arbeiter, die vor allem 1919 und 1920 den Gang der Wirtschaft Italiens zu ihren Gunsten zu lenken versuchten. Mit dieser Unterstützung ging es ihm aber vor allem darum, die liberal-demokratischen Kräfte zu schwächen und damit einen Gegner auszuschalten. Nachdem sich jedoch sowohl die Arbeiterbewegung als auch die Aristokratie und die Bourgeoisie als unfähig erwiesen hatten, die Macht zu übernehmen, verzichtete Mussolini auf seine proletarisch-revolutionäre Phraseologie und ging daran, „Ordnung zu schaffen“:

Arbeiterheime und Volkshäuser wurden niedergebrannt, Funktionäre der Arbeiterbewegung mißhandelt oder totgeschlagen. Von Januar bis Juni 1921 zerstörten die Fascisten nach eigenen Angaben 17 Druckereien, 59 Volkshäuser, 119 Arbeiterkammern, 107 Genossenschaften, 83 Landarbeiterverbände, 141 PSI<sup>684</sup>-Lokale.<sup>685</sup>

Diese Bürgerkriegsaktionen ließen die Faschisten dem Industriellenverband und den Großgrundbesitzern vertrauenswürdig genug erscheinen, um sie finanziell zu unterstützen. Nachdem Mussolini in die Lage versetzt worden war, die Regierung neu zu bilden, setzte er die parlamentarischen Regeln außer Kraft, indem er mit Terroraktionen drohte, falls sich die Abgeordneten der gegnerischen Parteien nicht nach seinen Vorgaben verhielten. Im weiteren Verlauf wurde das parlamentarische System ganz abgeschafft, der faschistische Staat errichtet, und politische Gegner wurden ermordet, deportiert oder verbannt.

In dieser Weise hatte Mussolini das italienische Volk auf eine Linie gebracht und für Ruhe und Ordnung gesorgt. Trotzdem schrieb Ricarda Huch, dass sie eine große Vorliebe für ihn habe; denn vieles von dem,

---

<sup>684</sup> Partito Socialista Italiano

<sup>685</sup> Scheuer 1985: 73

was den italienischen Faschismus und ähnliche totalitäre Bewegungen charakterisiert, gehörte auch zu ihren Vorstellungen von einer positiv zu bewertenden politischen Entwicklung: das Führerprinzip, der Mythos von der Volksgemeinschaft, das Hervorheben der nationalen Eigeninteressen, die Verherrlichung der eigenen Geschichte sowie die Akzeptanz von Gewalt als Mittel der Politik. Es mag ihr bei der Projektion ihrer Sehnsüchte auf die Gestalt des italienischen Faschistenführers entgangen sein, dass die auf Gegenseitigkeit gegründete Verbindung von Führer, Volk und Vaterland, wie sie sie in ihrem *Garibaldi*-Roman so euphorisch beschrieben hatte, unter der faschistischen Diktatur zu einem Verhältnis von »Duce, Partei und Staat«<sup>686</sup> verkommen war. Während *Garibaldi* überzeugt war, dem Volk und dem Land zu dienen, und nur von dieser Warte aus Gehorsam und Opferbereitschaft forderte, war Mussolini ausschließlich an der eigenen Macht interessiert. Wenn richtig ist, was Else Hoppe schrieb, dass nämlich die Größe *Garibaldi*s darin bestand, dass sein Handeln kein selbstisches Ziel hatte, sondern ein überpersönliches und dass er Italien frei machen, aber es nicht besitzen wollte<sup>687</sup>, so gilt für Mussolini gerade das Gegenteil.

Noch einen weiteren Grund mag es für Ricarda Huchs Sympathie für Mussolini gegeben haben, wie er bereits aus ihrer Schrift über die Romantiker ersichtlich geworden ist:

der Hauptanspruch des italienischen Faschismus auf politische Kreativität lag im Aufbau des Ständestaates zwischen 1925 und 1939, eines Systems, das behauptete, revolutionär, aber sozial einigend zu sein, wirtschaftlichen Fortschritt und soziale Gerechtigkeit zu garantieren, indem es Unternehmer, Manager und Arbeiter in einem gesetzlich konstituierten Rahmen zusammenführte.<sup>688</sup>

Während die linken Parteien und die Gewerkschaften die Ansicht vertraten, dass die Interessen der Menschen sich aus ihrer Klassenlage ergäben und deshalb eine Verständigung zwischen den lohnabhängigen Arbeitern, in der Fabrik und auf dem Lande, zustande kommen müsste, behaupteten die italienischen Faschisten, dass die Art der Arbeit die Interessen bestimme, so dass zum Beispiel der ärmste Landarbeiter und der reichste Großgrundbesitzer derselben »Korporation« angehören sollten. Ferner war daran gedacht, dass Unternehmer und Vertreter der (faschistischen) Gewerkschaften in »integrierten Kooperationen«

---

<sup>686</sup> Blinkhorn 1994: 37

<sup>687</sup> Vgl. Hoppe 1951: 347.

<sup>688</sup> Blinkhorn 1994: 40

zusammenkämen, um die Arbeitsbeziehungen zu kontrollieren und um die Wirtschaftspolitik und die öffentliche Meinung zu lenken. Allerdings war an eine ernsthafte Einflussnahme der Arbeiter niemals wirklich gedacht worden, was spätestens, wie Blinkhorn schreibt, seit 1928 offen zutage lag.

Bedenkt man, dass Thomas Mann vor seinem Bekenntnis zur Demokratie für eine patriarchalische Ordnung anstelle der sozialen Gesetze plädiert hatte, dass Ludwig Fulda den Parteienstreit der Lächerlichkeit preisgab und revolutionäre Bewegungen mit Bluttausch und Korruption gleichsetzte und dass Hermann Stehr die politische Bühne betrat, um die »Arbeitergelüste« einzudämmen, so wird erkennbar, dass Ricarda Huch in der »Sektion Dichtkunst« nicht alleine stand mit ihrer Hoffnung auf eine starke, einigende Kraft, die die gesellschaftlichen Widersprüche einebnen könnte.

### 5.3 »Das Reich, das Wirklichkeit werden soll«

Schon 1926 war Ina Seidel als Kandidatin für die »Sektion Dichtkunst« im Gespräch gewesen, gewählt aber wurde sie erst im Januar 1932.<sup>689</sup> Ihre Freude über diese Wahl ist aktenkundig verbürgt<sup>690</sup> und mag nicht zuletzt darin begründet gewesen sein, dass sie nun in einem Gremium saß, dem die von ihr hoch verehrte Ricarda Huch angehörte. Auch Gerhart Hauptmann<sup>691</sup>, Thomas Mann, Theodor Däubler<sup>692</sup>, Eduard Stucken, Hermann Stehr, Wilhelm von Scholz und Oskar Loerke – so schrieb sie – ständen bei ihr außerordentlich hoch, und selbst »Benns sehr merkwürdige Begabung verfolge [sie] seit ihrem ersten Auftreten in der Öffentlichkeit mit dem größten Interesse«.<sup>693</sup>

Drei Monate nach ihrer Wahl hielt sie in der »Preußischen Akademie der Künste« eine Rede über *Sinn und Berechtigung des Preußentums im deutschen geistigen Raum*, mit der sie zum wiederholten Male auf ihre Liebe zum Preußentum zurückkam und auf ihre Überzeugung, dass

<sup>689</sup> Gewählt wurden außerdem: Gottfried Benn, Rudolf G. Binding, Max Mell, Rudolf Pannwitz, Alfons Paquet. (Vgl. Jens 1994: 357.)

<sup>690</sup> Vgl. Mittenzwei 1992: 146.

<sup>691</sup> Hauptmann war nach anfänglicher Weigerung im Januar 1928 der Akademie beigetreten. (Vgl. Jens 1994: 356.)

<sup>692</sup> Er war am 10.1.1928 gewählt worden.

<sup>693</sup> Mittenzwei 1992: 156

der Ort die Seele und den Charakter eines Menschen formt, an dem dieser geboren wird und lebt. Für die Wahl ihres Themas gab sie zwei Begründungen, einmal dass es das Hauptthema ihrer letzten Arbeit, des Romans *Das Wunschkind*, gewesen sei und dass es sie persönlich angehe, da sie einer Familie entstamme, »die im Zeitraum vieler Generationen allmählich aus dem Süden des Reichs bis hinauf an die Ostseeküste wanderte, um dann in den letzten fünfzig Jahren wieder nach Westen und Süden zu ziehen.«<sup>694</sup> Ihr eigener Lebensweg habe sie durch mehrere Städte geführt, aber erst als sie nach Berlin gezogen sei, habe sie Deutschland durch ihren Aufenthalt in Preußen bewusst verstehen gelernt. Nach diesen wenigen einleitenden Sätzen zitierte sie aus ihrem schon erwähnten Roman die Worte *Vespers* an *Christoph von Echter*, das *Wunschkind*:

Einen kurmainzischen Vater hat er und eine kurmärkische Mutter. Ganz gleich haben Nord und Süd, Ost und West an ihm teil. Im Schnittpunkt einer heiligen Diagonale ist er entstanden, gleich weit entfernt von der weichen Lässigkeit von Südwest – vom kantigen Spartanertum des Nordens. Das Gleichgewicht ist übel verteilt in Deutschland, meine Freunde! Aber in einzelnen deutschen Menschen – in diesem und jenem – da ist die Harmonie doch angelegt – da ist sie sogar zur Vollendung gekommen.

Denkt an unsere großen Maler und Baumeister! – an ein paar unserer alten Kaiser! Denkt an Dürer, an Erwin von Steinbach – an Carolus Magnus. An den Meister aller Harmonie denkt – an Bach! In diesen Männern haben sich Attika und Lacedaemonia – Deutschland und Preußen durchdrungen, nicht so sehr in ihrem Blute als in ihrem Geist, der zu der ihm eigenen Konsistenz jeweils die Elemente deutscher Substanz, die ihm etwa mangelten, noch hinzuzog; der mächtig genug war, sich an das unsichtbare, das über uns vollendet daseiende Deutschland anzusaugen – an das Reich, das Wirklichkeit werden soll.<sup>695</sup>

Nach dem Willen der Dichterin spricht *Vesper* seine Gedanken 1810 aus, also in einer Zeit, in der weite Teile des deutschen Volkes ihren Widerstand gegen die Besetzung des Deutschen Reiches durch Napoleon und seine Truppen formierten; denn in einem ersten Schritt war das Deutsche Reich durch den Frieden von Lunéville 1801 in das Königreich Preußen und in die mit Frankreich verbündeten Rheinbundstaaten Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau

<sup>694</sup> Seidel 1934a: 191

<sup>695</sup> Seidel 1934a: 193



aufgeteilt worden, und in einem zweiten Schritt hatten die napoleonischen Truppen sechs Jahre später auch Preußen besiegt, das im Tilsiter Frieden alles Land westlich der Elbe sowie die ehemals polnischen Gebiete außer Westpreußen verlor. Westfalen, das bis dahin zu Preußen gehört hatte, wurde abgetrennt und von einem Fürsten des napoleonischen Hauses regiert. Das ist der historische Hintergrund, vor dem *Vesper* von einem Reich spricht, das Wirklichkeit werden soll und vor dem ihm *Christoph* als die personifizierte Verheißung erscheint, da dieser Süden und Norden, die Staaten des Rheinbundes und Preußen in sich vereine:

Der Preuße in dir soll den Reichsdeutschen in Zucht nehmen und ihn davor bewahren, zu zerfließen – sich zu verschwärmen – ans Fremde sich zu verlieren. Und der Reichsdeutsche – der Rheindeutsche – er soll dein preußisches Teil sänftigen – nähren – lösen! Der Preuße soll vom Rheindeutschen zum Europäer gemacht werden! Denn Preußen – das will begriffen sein! – ist geworden im Kampf, im Gegensatz zum Reich – zu Europa. Darum kann Preußen nicht bleiben, und Deutschland muß werden.<sup>696</sup>

Angesichts der gegenwärtigen Diskussion über ein vereintes Europa bedarf der Satz »Der Preuße soll vom Rheindeutschen zum Europäer gemacht werden« einer besonderen Beachtung; denn Ina Seidel meinte hier nicht das gemeinsame wirtschaftliche Vorgehen der europäischen Staaten auf dem Weltmarkt, bei dem die einzelnen Staaten ihre politische Selbständigkeit behalten, sondern es wurde der Hoffnung Ausdruck gegeben, Europa zu einem Reich Deutscher Nation zusammenzuschließen. Mit ihrem Rückblick auf die geschichtlichen Ereignisse, indem sie zwei Figuren ausgestaltete, von denen sich die eine danach sehnt, dass Deutschland werde, und die andere als Garant für die Verwirklichung dieses Wunsches steht, hob Ina Seidel in ihrer Rede gezielt hervor, worum es ihr ging, um die »Gestaltwerdung Deutschlands«.

Doch mit ihrer dezidierten Hervorhebung, dass auch Berlin sie selbst und ihr preußisches Selbstverständnis geformt habe, wandte sie sich gegen die national-konservativen Stimmen, die in dieser Stadt eine mit dem deutschen Wesen nicht vereinbare Stätte sahen, galt sie ihnen doch als Inkarnation von »Überfremdung«, »Ausländertum«, »internationale[r] Manier« und »standpunktlose[r] Liberalität«<sup>697</sup>, während

<sup>696</sup> Seidel 1934a: 194

<sup>697</sup> Jens 1994: 116

demgegenüber die »Landschaft« für »Volkstümlichkeit« und damit auch für den »deutschen Geist« stand. Die Differenzen über die Betrachtung der Großstadt gewannen noch dadurch eine tiefere Dimension, dass bei der Auslegung des Begriffs »Landschaft« eine Verbindungslinie zu dem gezogen wurde, was nach Meinung der konservativen und völkischen Akademiemitglieder Dichtung zu sein hatte. So bildete »Landschaft« nicht nur den strukturellen Gegenpol zur »Großstadt«, sondern »Landschaft« fügte sich vor allem in das Schema ein, das Josef Ponten schon 1924 zur Klassifizierung jener Merkmale aufgestellt hatte, mit denen der Dichter vom Schriftsteller unterschieden werden könne. So wie das Schriftstellerische nur eine Form sei, während das Dichterische den Inhalt und das Substantielle darstelle, so wurde auch die Großstadt mit ihrem Getriebe nur als inhaltslose Form angesehen, während die Landschaft als das Eigentliche, ja das Sinn spendende verstanden wurde. Wie der Schriftsteller seine Arbeiten auf der verstandesmäßigen Ebene fertige, so war nach dieser Deutung auch die Großstadt ein Produkt des konstruierenden Verstandes. Das Wunder aber, das Geheimnis, das Unergründliche war gleichermaßen beim Dichter und in der »Landschaft« zu finden. Die Entscheidung für die »Landschaft« kann deshalb fast immer als der Kampf gegen das Rationale und gegen die Moderne verstanden werden; denn Berlin, so erläutert Inge Jens, bedeutete in diesem Kontext:

Aktivität ohne Sinn und Ziel, Betrieb um des Betriebes willen; Berlin, das hieß: Tagesgeschäft statt Wirken für die Dauer und subjektives politisches Engagement an Stelle von parteiferner künstlerischer Distanz; Berlin, das hieß schließlich sogar: »Mangel an repräsentativer Autorität«, die – in den Augen von Kolbenheyer, Schäfer und Ponten – nur durch volksverbundenes Leben erworben werden könnte.<sup>698</sup>

Mit der Vorstellung vom volksverbundenen Leben war aber eine klare politische Stoßrichtung gegen die Weimarer Republik gemeint, wie sie vor allem in den Aussagen Wilhelm Schäfers zum Ausdruck kam. Am 28. Oktober 1929 hatte er in der *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt* einen Artikel veröffentlicht, in dem er behauptete, »ein Staat könne eine Akademie dulden oder schützen, ihr Auftraggeber aber sei er nicht; denn sie stehe in einer höheren Verantwortung«.<sup>699</sup> Mit der »höheren Verantwortung« war gemeint, dass sich die Dichter und ihre Akade-

<sup>698</sup> Jens 1994: 118

<sup>699</sup> Mittenzwei 1992: 124

mie vom Volk sanktionieren lassen müssten. Auf den ersten Blick erscheint eine solche Forderung als unverständlich, war die Zusammensetzung des Ministeriums, dem die Akademie unterstand, doch das Ergebnis von Wahlen. Bei einer weiteren Überlegung könnte dann aber auch die Vermutung auftauchen, Schäfer habe nach mehr Möglichkeiten im Sinne des Plebiszits gerufen. Doch kann diese Vermutung nicht aufrechterhalten werden, wenn man sich die Definition des Begriffs ‚Volk‘ ansieht, wie er in nationalkonservativen oder gar nationalsozialistischen Kreisen verstanden wurde.

Wurden für Josef Ponten der Dichter und die »Landschaft« von einer geheimnisvollen Kraft gestaltet, so galt für Erwin Guido Kolbenheyer dasselbe für das Kunstwerk, aber auch für das Gefühlsleben des Volkes. Damit schließt sich der Kreis: Der Dichter und sein Werk, die Beziehung zwischen ihm und dem Volk, zwischen dem Volk und der »Landschaft« und das Verhältnis des Volkes zu einem Kunstwerk werden nicht von rationalen Gesetzen geleitet, sondern erwachsen aus dem Unbestimmbaren, aus dem, was Adolf Hitler das »ewige Wollen, das dieses Universum beherrscht«<sup>700</sup>, nannte. Um diesem »ewigen Wollen« gerecht zu werden, bedürfe es – so ist in *Mein Kampf* zu lesen – der völkischen Weltanschauung; da beide dasselbe wollten, »den Sieg des Besseren, Stärkeren [...] fördern [und] die Unterordnung des Schlechteren und Schwächeren«<sup>701</sup> gewährleisten. Die völkische Anschauung »huldigt [...] prinzipiell dem aristokratischen Grundgedanken der Natur und glaubt an die Geltung dieses Gesetzes bis herab zum letzten Einzelwesen.«<sup>702</sup> Es kann also als ausgeschlossen betrachtet werden, dass Schäfer sich mit seinen literarischen Werken in den Kreisen von Schuhverkäuferinnen und Landarbeitern zur Diskussion hat stellen wollen. Der ständige Ruf nach der Legitimation durch das Volk zeigte nur die Verachtung für den Weimarer Staat, der in den Augen der nationalkonservativen Dichter gar keine Vertretung des Volkes sein konnte, sondern nur eine der Masse, die Gleichheit forderte und damit gegen die Gesetze von Natur und Universum verstieß.

Diese eingehendere Darstellung der nationalkonservativen Entgegensetzung von »Großstadt« und »Landschaft« soll deutlich machen, dass man auch, ohne eine solche Betrachtungsweise zu teilen, sehr wohl mit der nationalsozialistischen Weltanschauung sympathisieren konnte,

---

<sup>700</sup> Hitler 1941: 421

<sup>701</sup> Hitler 1941: 421

<sup>702</sup> Hitler 1941: 421

war doch für Ina Seidel Berlin nach wie vor die preußische Hauptstadt, die fähig war, »als ein magnetischer, von Kraftströmen umwirbelter Pol eine Aura kosmischen Glanzes auf sich herabzuziehen und über das Reich auszustrahlen«. <sup>703</sup> Mit diesen öffentlich vorgetragenen Äußerungen gab sie auch denen eine Antwort, die ihren Schritt, die Wahl in die Berliner Akademie angenommen zu haben, verurteilten, allen voran Börries von Münchhausen, der mit dem von ihm ins Leben gerufenen »Wartburgkreis« eine Art Konkurrenzunternehmen zur Akademie geschaffen hatte. Hier versammelten sich die völkischen Autoren und trafen sich mit den Angehörigen der NSDAP, von der ihr »Kreis« auch finanzielle Zuwendungen erhielt. Es wäre jedoch falsch, Ina Seidels Beitritt zur Akademie als Widerstand gegen rechtsgerichtete Ansichten zu verstehen. Es ging hier lediglich um partielle Meinungsverschiedenheiten, da sie sich mit Börries von Münchhausen freundschaftlich und auch auf der Ebene der politischen Einschätzungen verbunden fühlte. Eher demonstrierte sie mit ihrer Haltung: Wo ich bin, da verbinden sich Preußen und reines Deutschtum. Das preußische Prinzip, so fuhr sie fort, habe die »wendisch-märkisch-altpreußische Grundbevölkerung [hervorgebracht], die einer Übersättigung mit südwestdeutschen Kräften, mit reinem Deutschtum« <sup>704</sup> bedurfte. Erst durch diese Verschmelzung sei die friderizianische Monarchie und damit der erste Staat entstanden, der von Rom ganz unabhängig gewesen sei und der als erster originaler deutscher Staat mit Weltgeltung angesehen werden könne. Als die Glanzpunkte dieses Staates führte sie die Kantsche Lehre an, die Ära Stein-Scharnhorst und die Bismarcksche Reichsgründung. Auf ihre Gegenwart bezogen aber sprach Ina Seidel davon, dass das Deutschtum »seit langem in Rückbildung und Auflösung begriffen sei [und einer] Sättigung und Erwärmung« <sup>705</sup> bedürfe. Unerreichbarer denn je sei die Verwirklichung dessen, was das Deutsche in seinem Kern enthalte, nämlich das Gesetz der eigenen Harmonie. Dies sei das Entwicklungsziel, die Entelechie des Deutschen. Hierbei hatte sie nicht nur den Staat als »einen voll ausgebildete[n] Organismus« <sup>706</sup> im Sinn, der »die Mitte einhält zwischen naturhaftem[!] Gewachsenheit[!] und Geistesbestimmtheit« <sup>707</sup>, sondern auch den einzelnen Menschen, der

---

<sup>703</sup> Seidel 1934a: 200f

<sup>704</sup> Seidel 1934a: 195

<sup>705</sup> Seidel 1934a: 196

<sup>706</sup> Seidel 1934a: 199

<sup>707</sup> Seidel 1934a: 197

sich dem Chaos entwindet und zu einem bewusst erzogenen, geformten und harmonisch gebildeten Menschen wird.

Doch die – so sagte sie an die Adresse ihrer rechten Freunde –, die »größten Wert auf die Wiederherstellung von Deutschlands politischer Geltung und Weltstellung legen«<sup>708</sup>, hätten ihrer Meinung nach vergessen, was sie dem Preußentum verdankten, und die, die »sich immer auf vergangene Größe [beriefen, seien] unberührt von den harten Lehren geblieben«.<sup>709</sup> Deshalb mahnte sie, dass Erfahrungs- und Leidenschaftlichkeit die Merkmale jener Völker gewesen seien, die zur Entwicklung berufen seien.

Die Sucht nach einem befriedeten und harmonischen Europa unter der Vorherrschaft des von preußischem Geist beseelten Deutschlands, in dem der Einzelne eingebettet leben könnte wie in „Mutter Erde“, verbunden mit der masochistischen Neigung, das Ziel durch Kämpfen und Leiden zu erreichen, trieb Ina Seidel, wie so viele andere, in den Einflussbereich der Nationalsozialisten. Das kann nicht verwundern, fanden sich doch die Wünsche all derer, die Deutschland für berufen hielten, eine Weltmacht zu sein, in dieser politischen Richtung zusammen. Jahre später, 1941, dichtete sie unter dem Titel *Lichtdom* auf den Führer Adolf Hitler die Zeilen: »Hier stehn wir alle einig um den Einen,/und dieser Eine ist des Volkes Herz.«<sup>710</sup>

#### 5.4 Hinnehmen, was kommt, seine Pflicht tun und im übrigen den Kopf hinhalten

Die Vorstellung, Landschaft sei in ihrer ursprünglichen Form untrennbar mit den Attributen ‚gesundmachend‘ und ‚heilbringend‘ verbunden und biete in ihrer bewirtschafteten Form dem Menschen eine Heimat – wie es Ina Seidel in ihrem Roman *Brömeseshof* bekundete –, findet sich auch bei Christa Anita Brück. Während die Lektüre der Romane und Erzählungen der älteren Generation der Schriftstellerinnen eher die Vermutung nahe legt, sie hätten Abstand zu den Gegenwartsproblemen gehalten und nur vermittelt auf sie reagiert, sind es die Jüngeren, die um die Jahrhundertwende Geborenen, die sich nicht

<sup>708</sup> Seidel 1934a: 199

<sup>709</sup> Seidel 1934a: 199

<sup>710</sup> Seidel 1941: 15

scheuen, die täglichen Beobachtungen literarisch zu bearbeiten. Die Tatsache, dass der Mensch an den Arbeitsbedingungen leiden und gar zugrunde gehen kann, dass er von den sozialen Verhältnissen in der Weise tangiert werden kann, dass er an Leib und Seele deformiert dahinvegetiert, wurde seit dem Realismus in der Literatur für wert befunden, dichterisch zum Ausdruck gebracht zu werden. Neu war es hingegen, dass die Betroffenen selbst zu Worte kamen, und Christa Anita Brücks Roman *Schicksale hinter Schreibmaschinen* aus dem Jahre 1930 ist hierfür insofern ein imposantes Beispiel, als die Autorin es über 362 Seiten hinweg<sup>711</sup> versteht, alleine mit den Schilderungen des Büroalltags ihre LeserInnen zu fesseln, ohne dass man den Eindruck gewinnt, als wären die Ereignisse eigens um Spannung zu erzeugen modelliert und arrangiert worden. Das Fesselnde und zur Lektüre Antreibende ist die Hoffnung der Lesenden, *Fräulein Brückner*, Stenotypistin und Filmdisponentin, möge doch endlich einmal in Arbeits- und Lebensverhältnisse geraten, in denen sie sich freuen und wohlfühlen könne. Es kann gleich vorweggenommen werden, dass weder der Protagonistin noch den Lesenden ein solcher erlösender Moment beschert wird. Etwa in der Mitte des Buches lässt die Autorin *Fräulein Brückner* ihre Lebenssituation und ihre Ausweglosigkeit in Worte fassen:

„Ich bin Waise. Ein Unglück entriß mir beide Eltern zu gleicher Zeit. Die Inflation verschlang den Rest unseres Vermögens. Ich hatte nichts gelernt und mußte dem ersten besten Erwerb nachgehen, um überhaupt leben zu können. Menschen, hinter denen unmittelbar die Not steht, sind in gewisser Weise schutzlos. Damit komme ich auf das, was ich sagen möchte. Ich würde, um nicht in Not zu geraten, die Kisten mit Filmen zur Bahn tragen oder die Treppe scheuern, insofern Sie es von mir verlangten. Es gibt keine Arbeit, die ich scheuen darf um meiner Armut willen. Aber meine Frauenehre ist unverkäuflich. Ich will lieber hungern, als sie mit in die Waagschale zu werfen.“<sup>712</sup>

Ihr erstes Arbeitsverhältnis kündigt sie auf, weil das Geld zum Leben nicht reicht und die Arbeit sie langweilt, das zweite, weil sie ihren Chef für unehrenhaft hält und er mit seinen Wutanfällen ein Arbeitsklima in den engen häßlichen Büroräumen verbreitet, das ihr unerträglich ist. Aber auch bei dem erneuten Wechsel gerät sie ‚vom Regen in die Traufe‘, und nicht ohne Grund hält sie ihrem Chef an dieser neuen Arbeitsstelle die vorab zitierte Rede; wird doch nicht nur ihre Frauenehre, wie

<sup>711</sup> Gemeint ist hier die Ausgabe 6. – 15. Tausend.

<sup>712</sup> Brück 1930: 156

sie sich ausdrückt, von ihm unablässig angegriffen, sondern die aller weiblichen Beschäftigten. Zur Solidarität untereinander führt das allerdings nicht, sondern zum Hass auf die, die sich das Recht auf Verweigerung herausnimmt; denn als *Fräulein Brückner* nicht auf die „Werbung“ ihres Chefs eingeht, lässt er seine sadistische Wut an denen aus, die sich mehr oder weniger mit ihrer entwürdigenden Situation abgefunden haben, wie der Expedient und der Buchhalter der Firma sie nach einem dieser Vorfälle schildern.

„Wetten übrigens, daß sie zurückkommt, wetten, daß sie in einem Vierteljahr wieder hier sitzt? [...] Drei Monate Stellensuche ohne Erfolg, das macht kirre.“

„Aber warum soll sie nicht inzwischen etwas finden?“

„Weil sie nichts gelernt hat. Die Marjell hat nicht einmal einen Handelsschulkursus durchgemacht. Keine Ahnung vom Stenographieren. Schreibmaschine tippt sie mit einem Finger. [...] Das ist ja das Elend: diese Mädchen sind zum Teil so ungenügend vorgebildet, daß sie jeder Willkür ausgeliefert sind.“<sup>713</sup>

Dass sie mit den betroffenen Frauen mitleidet, kann der Autorin nicht abgesprochen werden, doch geht es ihr nicht nur um das Schicksal einer einzelnen Frau, sondern um die Zukunft des deutschen Volkes, die sie in Gefahr sieht, wenn nicht endlich Abhilfe geschaffen wird,<sup>714</sup> denn auch für die, die etwas gelernt haben, tüchtig und ehrgeizig sind, gibt es weder soziale Sicherheit noch Freude an der Arbeit. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn hier die Schilderungen des Büroalltags mit den Darstellungen der höllischen Qualen verglichen werden, lassen sich doch die Worte der Autorin kaum anders interpretieren, wenn sie schreibt, dass ihre Protagonistin nachts Augenblicke des grauenhaften Erwachens habe, in denen die Seele ihre Verlassenheit in der Wüste erkenne.<sup>715</sup>

Es ist nicht so, dass hier nur Schilderungen angeboten würden, sondern im Gegenteil, es wird nach Erklärungen für dieses hoffnungslose Dasein gesucht. Um die Lesenden aufnahmebereit zu machen für die eigene Weltsicht, benennt die Autorin jene Auswege, wie sie in den privaten und öffentlichen Diskussionen ihrer Zeit geäußert wurden, um sie dann als kurzsichtig zurückzuweisen. Gemeint sind der (ge-

<sup>713</sup> Brück 1930: 181

<sup>714</sup> Brück 1930: 252

<sup>715</sup> Brück 1930: 256

werkschaftliche) Zusammenschluss der Arbeitenden und die „Abschaffung der Reichen“.

Dass die Angestellten kameradschaftlich zusammenhalten müssten, wird sowohl in *Schicksale hinter Schreibmaschinen*<sup>716</sup> als auch in dem 1932 erschienenen Roman *Ein Mädchen mit Prokura* gefordert. Doch bleibt diese Forderung vage und bezieht den demütigenden Firmeninhaber mit ein, und am Ende heißt es, dass sie mit den Verhältnissen nicht in Einklang zu bringen sei: Die Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes und dem Abstieg in Armut und soziale Verelendung töte jeden Gedanken an Solidarität. »Man sage nicht, daß die Ideale erstorben seien in unserer Zeit. Nur: Ideale sind Luxus, Gesinnung ist Luxus, Kollegialität, alles Luxus.«<sup>717</sup> Zwei Jahre vorher hatte die Autorin sich noch eingehender zu dieser Frage geäußert, als sie von einer Zwangsgemeinschaft der Berufstätigen sprach, aus deren Mitte nur »eine Hölle von Bosheit und sinnlosem Haß«<sup>718</sup> erwachsen könne, ständen diese Menschen doch einander wegen ihrer Herkunft und Weltanschauung feindlich gegenüber. Es sei nun einmal Naturgesetz, dass Fremdkörper ausgeschieden würden. »Und ein Mensch in wesensfremder Umgebung ist kein anderes Ärgernis als ein Stachel im lebendigen Fleisch.«<sup>719</sup>

Mit der Berufung auf das Zwingende der naturgesetzlichen Gegebenheiten wird hier der politisch linken Weltanschauung widersprochen, derzufolge der Mensch der Gesetzmäßigkeit der Verhältnisse keineswegs ausgeliefert ist. Im Gegenteil, statt sie für ein großes und undurchschaubares Mysterium zu halten, sei er kraft seines Verstandes in der Lage, ihre Regeln zu erkennen und sie für die gesellschaftliche Umgestaltung zu nutzen. Die anvisierte klassenlose Gesellschaft, in der die Menschen wie Brüder und nicht mehr länger wie Feinde miteinander verkehren würden, entstehe nicht primär dadurch, dass die Arbeiter sie herbeisehnten, und auch nicht, weil sie mit der ethischen Gesinnung religiöser Propheten oder der der Philosophen übereinstimmten, vielmehr weil sie nicht im Gegensatz zu den Gesetzen dieser Welt ständen, sondern ihnen sogar entsprächen. Das aber bedeute keineswegs, dass sie von alleine komme, sondern sie müsse – so lehre es die Weltgeschichte – erkämpft werden, und dazu sei der Zusammen-

---

<sup>716</sup> Brück 1930: 360

<sup>717</sup> Brück 1932: 58

<sup>718</sup> Brück 1930: 245

<sup>719</sup> Brück 1930: 246



schluss der arbeitenden Menschen unabdingbar. Persönliche Feindschaft, Neid oder Konkurrenzdenken hätten hinter dem großen Ziel zurückzustehen, und wer solche Gefühle bekunde, bewaise damit, dass er noch in Ansichten befangen sei, die historisch überholt und Kennzeichen einer untergehenden Klasse, der Bourgeoisie, seien.

Einer solchen Ansicht aber widerspricht Christa Anita Brück, weil sie die solidarischen Aktionen der Arbeiter als auf Idealen beruhend versteht, die bekanntlich nichts anderes sind, als der Versuch, seine mit dem Verstand gebildeten guten Absichten konsequent zu leben. In Zeiten der Not aber, so sagt sie, erweisen sich diese Ideale als Tünche, unter der das Gesetz des Überlebens in Erscheinung tritt, nach dem jeder im anderen seinen Feind sieht. So ist es nur konsequent, dass sie auch ein weiteres Argument der Linken, die besitzende Klasse müsse enteignet werden, um für alle gerechtere Lebensbedingungen schaffen zu können, als unsinnig abtut. Ihre Verachtung für eine solche Einschätzung der historischen Verhältnisse wird daran erkennbar, dass sie den ungebildeten *Laufburschen Max* die Einschätzung solcher wirtschaftlichen Zusammenhänge äußern lässt:

„Doch, die Reichen, das sind eben die, die die Macht haben und uns wegen dieser Macht quälen. Die meisten sitzen ja im Auto und haben ein eigenes Haus. Aber das kommt immer erst, wenn sie genug Arme gefunden haben, die für sie arbeiten und sich von ihnen schinden lassen.“<sup>720</sup>

*Fräulein Brückner* aber, Lyzeumsabsolventin und Offizierstochter, gibt daraufhin die Meinung der Autorin wieder, nach der die Kaufleute, Fabrikbesitzer und Großindustriellen immer noch sehr viel mehr arbeiten müssten als die Armen. Da *Fräulein Brückner* doch tagtäglich selbst am eigenen Leib erfährt, dass diese Aussage falsch ist, findet sich für diese Unwahrheit nur schwer eine Begründung. Es mag sein, dass die Autorin exemplarisch vorführen wollte, dass die mangelnde Bildung des jungen Mannes ihn nicht befähige, tiefgründigen Gedanken zu folgen und sie ihm von daher nur eine Antwort zumuten kann, die seiner infantilen Sehnsucht nach einer gerechten Welt entgegenkommt.

Tatsächlich ist die Wahrheit, die Christa Anita Brück anzubieten hat, alles andere als leicht zu „verdauen“. Es ist die große waltende Kraft, die hinter allem steht und die die Menschen der Aussicht beraubt, an den Verhältnissen, an der Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft

---

<sup>720</sup> Brück 1930: 94

und der Zerstörung der sittlichen Kräfte etwas zu ändern. Denn auch sie ist machtlos gegen die großen Gesetze der Natur<sup>721</sup>, von denen eines lautet:

Es kommt vielleicht nicht so sehr darauf an, daß man wird, was man will, sondern wird, was man sein muß. Erfüllte Pflicht kann genau so wohl tun wie erfüllte Wünsche. Aber in erfüllten Wünschen steckt die größere Möglichkeit der Enttäuschung.<sup>722</sup>

Die LeserInnen bleiben somit nicht lange im Ungewissen über den politischen Standort der Autorin, wonach der Ausweg aus der persönlichen Misere der Protagonistin, die in der Erkrankung an den Arbeitsbedingungen gipfelt, nur darin bestehen kann, dass sie sechs Wochen in ihre Heimat zurückkehrt: »Sechs Wochen dort sein, sechs Wochen nichts weiter erleben als Himmel, Wasser, Stille und gutes, braunes Ackerland.«<sup>723</sup> Ein solcher Satz ruft in uns heute die Vorstellung hervor, es gehe darum, mal auszuspannen und Urlaub zu machen. Doch ist hier Grundlegenderes gemeint, als erholsame Spaziergänge zu unternehmen und meditierend über das Meer zu blicken. Stattdessen geht es um die Verbundenheit mit dem Heimatboden, um die Frage, ob nicht in uns etwas hineingeboren wird »vom Schicksal der Scholle, der wir entsprossen, von den Daseinsgesetzen, denen wir unterliegen«<sup>724</sup> und denen wir somit auch zu gehorchen haben, wenn wir uns nicht selbst zerstören wollen.

Doch *Fräulein Brückner* muss nach diesen Wochen zurück in die Stadt, zurück zu den zerstörenden (großstädtischen) Gewalten. So bleibt das Ende des Buches offen, und wer ein Happy end erwartet hat, bleibt enttäuscht zurück. Dieses bot Christa Anita Brück ihren Leserinnen erst elf Jahre später in dem Roman *Die Lawine*, dem die Überschrift zu diesem Unterkapitel entnommen wurde, lässt die Autorin doch ihre zwanzigjährige, blonde und „süße“ Protagonistin zur jammernden Mutter sagen: »Wir müssen hinnehmen, was kommt, Mutter, unsere Pflicht tun und im übrigen den Kopf hinhalten.«<sup>725</sup>

---

<sup>721</sup> Brück 1930: 254

<sup>722</sup> Brück 1930: 232

<sup>723</sup> Brück 1930: 354

<sup>724</sup> Brück 1930: 356

<sup>725</sup> Brück 1941: 70. Der Überlegung, was eine solche Aussage im zweiten Kriegsjahr bedeutet, wird hier nicht weiter nachgegangen, da das Thema der vorliegenden Arbeit die Weimarer Republik und nicht der Nationalsozialismus ist.

Die in diesem Roman geschilderte Arbeitsstelle, der Ostpreußische Filmverleih, ist, wenn auch etwas variiert, dem vorher genannten Werk entnommen, und die Handlung spielt, wie in allen Romanen Christa Anita Brücks, zur Zeit der Weltwirtschaftskrise. Doch ist die Protagonistin dieses Mal nicht gezwungen, ihre Dienstverhältnisse zu wechseln; denn in dieser Geschichte tritt der *Rittergutsbesitzer Manfred von Bräunlich* in Erscheinung, der sie nicht nur von einem Leben als Stenotypistin befreit, sondern sie auch, da sie selbst ursprünglich vom nachbarlichen, aber nun versteigerten Gutshof stammt, in die Heimat zurückführt:

Der Hof, das ist Manfred. Und Manfred, das ist der Hof. Ich meine sie beide. Ich meine jeden von ihnen einzeln und umfasse sie doch mit einem einzigen heißen Gefühl. Es ist eine doppelte Liebe, ein doppeltes Glück, es ist ein doppeltes großes Heimkehren zu mir selbst zurück.<sup>726</sup>

In *Schicksale hinter Schreibmaschinen* hatte Christa Anita Brück die Frauen gemahnt, dass nur Ehe und Mutterschaft ihr einzig wahrer Beruf seien und dass sie nur durch ihn das werden könnten, was sie nach den Gesetzen der Natur sein müssten. Doch in dem zuletzt besprochenen Roman – *Die Lawine* – wird der Tätigkeitsradius erweitert, jedenfalls für das Mädchen *Karin Korsepius*, das auf dem Gutshof aufgewachsen ist und das in nicht so ferner Zukunft, so ist abzusehen, als Karin von Bräunlich eine tüchtige Gutsherrin abgeben wird:

Sie sieht den Schäfer vorübergehen, mit dem in sich gewandten, nichtschauenden Blick des Hirten, der seine Tage in der Einsamkeit der Landschaft verbringt. Und der Wunsch rührt ihr Herz, mit ihm tauschen zu dürfen, ihr Leben, dieses unruhige, häßliche, unzulängliche Treiben im Büro, zu vertauschen mit einem Amt wie dem seinen.<sup>727</sup>

In ihrem ersten Roman *Schicksale hinter Schreibmaschinen* suchte die Autorin nach einer Antwort auf die soziale Misere und sprach von den großen Gesetzen der Natur, die jedem Menschen, vor allem jeder Frau den ihr gebührenden Platz zuweisen. Das Leiden an der Büroarbeit resultiert von daher aus dem mutwilligen Verlassen dieses Platzes, aus dem Verlangen nach Karriere und Selbständigkeit. In ihrem zweiten Roman *Ein Mädchen mit Prokura* könnte fast der Eindruck entstehen, dass sich die Autorin nicht mehr so sicher sei, wo die Gründe zu finden

<sup>726</sup> Brück 1941: 248

<sup>727</sup> Brück 1941: 110

sind. Deutlicher als in dem vorangegangenen Roman werden auch die Leiden der Männer an den Arbeitsbedingungen und mehr noch an der Arbeitslosigkeit beschrieben. »Und warum dies alles?« fragt sich die auktoriale Erzählerin und antwortet: »Weil irgendwo ein Fehler sitzt im Weltwirtschaftsgetriebe.«<sup>728</sup> Diesem Fehler aber wird nicht weiter nachgeforscht, und so wie *Fräulein Brückner* auch den Arbeitgeber als Opfer undurchschaubarer Gesetze sehen will, so räumt *Thea Iken – Ein Mädchen mit Prokura* – ihrem Chef und dessen Sohn das Recht ein, nicht nur ihre Arbeitskraft auszubeuten, sondern auch ihre Fähigkeit, Trost zu spenden und sich emotional hinzugeben. Obgleich Christa Anita Brück die *Studentin Brigitte Neubert* eine schwungvolle Rede halten lässt, in der diese die geringen Karrierechancen der Frauen benennt und die Ansicht vertritt, dass der Sinn der Arbeit darin bestehe, das Leben zu erschließen, statt den Zugang zu ihm zu versperren<sup>729</sup>, werden *Thea Iken*s Handlungen ausschließlich von dem Leitsatz »Es gilt [...], die bedingungslose Hingabe [zu zeigen]«<sup>730</sup> bestimmt. Bei allen Fehlern im Wirtschaftssystem und bei aller Qual, die dem Menschen aus welchen Gründen und von welcher Macht auch immer auferlegt wird, ist die eigene Opferhaltung die einzig mögliche Reaktion, die Frauen zur Verfügung steht, und die einzige Sicherheit, die sie in dieser Welt finden können. Nicht ohne Grund schilderte Brück ihre weiblichen Figuren als eltern- und heimatlos. *Fräulein Brückners* Eltern sind bei einem Unfall ums Leben gekommen und haben sie unversorgt zurückgelassen; *Thea Iken*s Vater beging Selbstmord, als das Mädchen noch ein Kleinkind war, und die Mutter befindet sich seither in der psychiatrischen Klinik; die Eltern von *Karin Korsepius* sind unfähig, die Machenschaften einer komplizierten Gesellschaft zu durchschauen und leben vom Angestelltengehalt ihrer Tochter. Damit hat die Autorin nach Ansicht Heide Soltaus die Handlungen ihrer Romane so konstruiert, »als würden die Frauen primär aus materieller Not einen Beruf ergreifen, und nicht, weil sie materiell unabhängig sein möchten.«<sup>731</sup> Doch ist dies nur ein Aspekt, der Berücksichtigung verdient; denn nicht nur die Protagonistinnen in Brücks Romanen sind einsam, alle Figuren sind in ihrer Verzweiflung und Lebensqual alleine, und der Kontakt zu anderen Menschen bedeutet ihnen keine Sicherheit und keine Wärme. Menschliche Begegnungen sind fast ausschließlich von

---

<sup>728</sup> Brück 1932: 71

<sup>729</sup> Brück 1932: 165

<sup>730</sup> Brück 1932: 91

<sup>731</sup> Soltau 1988: 221

einer feindlichen Stimmung gekennzeichnet, und selbst dort, wo liebevolle Gefühle als vorhanden beschrieben werden, führen sie zu keiner engen Bindung oder dazu, dass die Menschen einander vertraut sind. Das gilt selbst für die Liebesgeschichte zwischen *Karin Korsepius* und *Manfred von Bräunlich*, die sich vorzugsweise in den Reflexionen der beiden abspielt, ohne dass sie sich einander mitteilen würden, und in Briefen, die den LeserInnen aber vorenthalten werden.

Zu vermitteln, dass das Leben gekennzeichnet sei von einer naturgegebenen Feindschaft zwischen den Menschen, war wohl die Intention der Autorin. Doch bleibt zu vermuten, dass in ihrer eigenen Unfähigkeit, sich aus dem mitmenschlichen Kontakt die nötige emotionale Sicherheit fürs Leben zu holen, der Grund für eine solche Betrachtungsweise zu sehen ist. Es soll hier nicht für eine Lesart plädiert werden, bei der die literarischen Figuren wie Mitmenschen betrachtet und hinterfragt werden, aber die wiederholte Klage *Fräulein Brückners*, keine Familie und keine Freunde zu haben, provoziert die Frage nach ihrer Fähigkeit, Freundschaften zu schließen. Die langen und zermürenden Arbeitszeiten alleine können keine Begründung sein, denn auch mit den Menschen, mit denen sie tagein, tagaus im selben Büro sitzt, kann sie sich nicht anfreunden. Alle, die ihr begegnen, sind aus den unterschiedlichsten Gründen nicht wert, ihr nahe zu kommen, wobei nicht zuletzt der Hochmut der Offizierstochter eine Rolle spielt.

„ [...] Fräulein Brückner, machen wir uns doch nichts vor. Wie habe ich mich umstellen müssen! Oberleutnant gewesen im Felde, Adjutant beim Stabe, E.K. I und II. Ihr Vater war ja wohl auch Offizier?“

Mir schießt das Blut ins Gesicht. Infam hat er das gesagt.

Lichte kann allenfalls gegen Ende des Krieges Leutnant geworden sein, wenn nicht auch das gelogen ist.<sup>732</sup>

Auch wenn hier keineswegs in Frage gestellt werden soll, dass die in den Romanen Brücks geschilderten Arbeitsbedingungen für Angestellte authentisch sind und den Lebensmut der Menschen verringerten oder bei manchen sogar zerstörten, so ist es doch die in drei Romanen immer wieder offen gelegte persönliche Unfähigkeit der Autorin zum menschlichen Miteinander, die als Antrieb dafür angesehen werden muss, dass sie die Welt als von einem zerstörerischen Walten bestimmt betrachtete, dem jeder sich zu opfern hatte. Das aber hieß gegen Ende der Weimarer Republik gleichzeitig, sich bereitwillig in die „Volksgemeinschaft“ zu integrieren und sich in die Nähe der nationalsozialisti-

<sup>732</sup> Brück 1930: 53

schen Ideologie zu begeben. Damit bieten Brücks Romane aber auch eine unerwartete Einsicht in die Künstlichkeit der »Volksgemeinschaft«. Lag es im Interesse der Nationalsozialisten und auch der nationalkonservativen SchriftstellerInnen, die Volksgemeinschaft als etwas naturhaft Gewachsenes darzustellen, in das sich angeblich die Deutschen arischen Blutes instinktmäßig und sehnsuchtsvoll eingliedern, so lässt uns Brück spüren, wie vereinzelt und einsam der Mensch ist und dass er nur über die von der Einsicht diktierten Haltung, sich opfern zu müssen, in diese Gemeinschaft findet.

### 5.5 Ihr, gnädiger Herr, seid mehr als Vater, Mutter und Geschwister

In der Einleitung zu dieser Arbeit wurde bereits behauptet, dass die Wahl Käthe Kollwitz' in die »Preußische Akademie der Künste« als ein Ausdruck des Beginns der Republik betrachtet werden kann und dass die Aufnahme Agnes Miegels in die »Sektion Dichtkunst« derselben Institution den Untergang dieser Republik kennzeichnete: dort der gestalterisch zum Ausdruck gebrachte Schrei gegen Krieg und Armut, hier die wonnevoll beschriebene Unterordnung unter die Willkür des Mächtigen.

Im Mai 1933 fand die Wahl statt<sup>733</sup>, und Anni Piorreck schlussfolgert ganz richtig, dass Agnes Miegel dadurch »ganz offiziell mit dem Nationalsozialismus zusammen[gebracht wurde]«. <sup>734</sup> Die sich an die Benennung dieser unübersehbaren Tatsache anschließenden Buchseiten aber sind angefüllt mit dem Bemühen zu zeigen, dass Agnes Miegel, obgleich Mitglied der N.S.-Frauensschaft und der NSDAP, ausschließlich das Opfer ihres eigenen politischen Desinteresses geworden und ihr gesamtes Werk – bis auf wenige Ausnahmen – frei sei von jeder nationalsozialistischen Überzeugung. Ernst Loewys Schrift *Literatur unterm Hakenkreuz* zitierend, behauptet Piorreck:

Weder ist bei Agnes Miegel »pseudo-historisches Denken«, noch ist von einem »militanten Nationalismus« die Rede – von einer »Negierung der Wirklichkeit« oder einer »Ideologisierung der

<sup>733</sup> Außer Agnes Miegel wurden als Mitglieder aufgenommen: Hans Friedrich Blunck, Will Vesper, Hans Carossa, Hans Grimm und Börries von Münchhausen (vgl. Piorreck 1990: 187).

<sup>734</sup> Piorreck 1990: 188

Dichtung« ganz zu schweigen. Genaue historische Kenntnisse [...], pazifistische Elemente und eine sehr reale Darstellung stehen dem gegenüber. Ebenso wenig ist in ihrem Werk etwas vom »einfachen Leben« oder dem »Ausspielen des Landes gegen die Stadt« oder gar von einer »Idealisierung der vorindustriellen Lebensform« zu finden.<sup>735</sup>

Es soll hier im weiteren Verlauf der Darstellung nicht der Schlagabtausch mit Worten und Begriffen fortgesetzt werden, sondern die Affinität des literarisch Erzählten – wie wir es bei Agnes Miegel nachlesen können – zu dem Wesen totalitärer Systeme, von denen der Nationalsozialismus nur eine Variante darstellte, aufgezeigt werden. Zu diesem Zweck wird exemplarisch die 1937 veröffentlichte Erzählung *Das Bernsteinherz* vorgestellt. In ihr finden sich alle jene „Tugenden“, die schon in der Einleitung dieser Arbeit<sup>736</sup> – Godele von der Decken zitierend – genannt wurden: blinde Opferbereitschaft, Unterwerfung unter die Herrschaftsansprüche der Mächtigen und Ausgrenzung derjenigen, die ihr Leben mit diesen Anforderungen nicht in Einklang bringen wollen. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass das Erschrecken über die nationalsozialistischen Verbrechen an Juden und politisch anders Gesinnten und die Furcht, selbst auch verdächtigt werden zu können, die Dichterin zum Niederschreiben dieser Geschichte getrieben haben, doch gewinnt man bald den Eindruck, als habe sie ihre ganze Erzählkunst aufgewandt, um die Lesenden zu ihrer politischen Sichtweise zu führen.

In der vorweihnachtlichen Zeit begibt sich die *Störmersche* auf das herzogliche Schloss, um dort den von ihrem Mann angefertigten Schmuck abzuliefern. Die Menschen, die ihr auf dem Weg dorthin begegnen, verhalten sich in einer Weise, dass die Lesende spürt, wie sich Unheil „zusammenbraut“. Die einen tun so, als würden sie sie nicht kennen, die anderen stellen neugierige und keineswegs freundlich gemeinte Fragen und wiederum andere unterbrechen aufhorchend ihre Arbeit, als sie von ihrem Auftrag, Schmuck im Schloss abzuliefern, spricht. Diese ahnungsvolle Stimmung wird noch verstärkt, als sie das Schloss, zu dem sie mühevoll und unter Aufwendung aller Kräfte aufsteigen muss, erreicht hat und dort mit der Geistesverwirrung der *Herzogin* konfrontiert wird.

<sup>735</sup> Piorreck 1990: 193

<sup>736</sup> Vgl. S. 16f. d. Arbeit.

Der Schritt wanderte weiter, nun ging oben die Tür, eine Frauenstimme flüsterte beschwichtigend in das wilde Reden einer anderen, heiseren und jäh anschwellenden Stimme, die vor sich hinredete wie in bösem Traum und dann plötzlich laut aufkreischte. Weite Röcke rauschten, und über das Geländer der gewundenen Eichentreppe neigte sich ein Gesicht, – das ehemals ländlich frische, nun von den stockenden Säften ihres kranken Blutes bläulich gedunsene Antlitz der Herzogin Anna Maria von Braunschweig, Herzog Albrechts zweiter Gattin. Mit wirrem Haar, unordentlich mit Schmuck behangen, starrte sie mit dem leeren Blick, den sie seit der schweren Geburt ihres Sohnes behalten, grell nach unten, aber ohne über den Wahnbildern ihres zerstörten Geistes die beiden da unten im Flur zu gewahren.<sup>737</sup>

Das Antlitz dieses Sohnes aber, obwohl es ganz kindlich erscheinen müsste, erinnert bereits an das strenge Altersgesicht des *Herzogs*, und der *Magister*, zur Erziehung des Jungen angestellt, wirkt ebenso klein und verloren wie das Kind selbst. Während die *Störmersche* ihnen mit den Augen folgt, fällt ihr Blick auch auf die Peinkammer. Doch der Augenblick des Erschreckens wird umgehend verdrängt, indem sie sich einem Bild des Heilands zuwendet, wie er sich »mit weit offenen Armen zu dem dürstenden Menschen neigte, der sich ihm entgegenreckte.«<sup>738</sup>

Mit dem Auftritt des *Herzogs* scheint sich für kurze Zeit die Beklemmung zu verflüchtigen, setzt sich die *Störmersche* in seiner Gegenwart doch »behaglich zurecht und drückt[...] sich wohlig an die warmen Kacheln.«<sup>739</sup> Es dauert jedoch nicht lange und das Beisammensein erhält die Färbung eines Verhörs. Der *Herzog* schiebt »einen Lichtschirm aus dunklem Leder zwischen sich und das Licht, so daß der Schein von Kerze und Lämpchen voll auf die *Störmersche*«<sup>740</sup> fällt und »trotz aller Güte [fragt] er so eindringlich wie ein Richter«.<sup>741</sup> So in die Enge getrieben, erzählt die Verhörte nun folgendes: Eines Abends sei eine Reisende, die sich als *Amalie, Herzogin von Cleve* ausgegeben habe, in ihr Haus gekommen und habe ein Zimmer gemietet. Schon bald sei in ihr das uneheliche Kind einer nicht standesgemäßen Verbindung wiedererkannt worden, das die *Störmersche* einst selbst als Säugling genährt

<sup>737</sup> Miegel 1989 [1937]: 113f.

<sup>738</sup> Miegel 1989 [1937]: 117

<sup>739</sup> Miegel 1989 [1937]: 121

<sup>740</sup> Miegel 1989 [1937]: 123

<sup>741</sup> Miegel 1989 [1937]: 124



hatte, nachdem ihr eigenes Kind gestorben war. Am Ende ihres Berichts fragt die *Störmersche* den *Herzog*, was aus einem solchen Kind denn habe werden sollen, für das selbst der *Pfarrer*, als er die Bibel wie ein Orakel befragte, ausschließlich Taufsprüche gefunden habe, die das Böse thematisiert hätten, und er antwortet:

„Was daraus werden soll – das habt ihr wohl gesehen, wenn auch nicht alles. Das habt ihr nicht, Gott sei gedankt, und andre auch nicht, was sie da auch alles auf dem Markt zusammenfabelten.“

Er schüttelte den Kopf. Dann seufzte er tief. „Ich aber hab’s gehört – von ihren eigenen Lippen. Nein, Strömerin, nicht hier. Hier hat sie noch gelogen, wie bei Euch. Aber drüben –“

Die *Störmersche* wollte flüstern, aber es brach wie ein heiserer Schrei aus ihrem Mund: „Bei der peinlichen Frag’?“

„Ja. Dabei.“

Die Frau versuchte zu reden, aber es wurde bloß ein tonloses Stammeln. „Ist sie gerichtet?“

„Ja. Gestern nacht.“<sup>742</sup>

Näher wird an keiner Stelle auf das Vergehen *Amalies* eingegangen, und Details sind nicht zu erfahren, nur noch, dass es eines war, das die Anklage auf »Hochverrat« rechtfertigte und das der *Herzog* mit dem Tode bestrafen musste, da es gegen das Land, gegen Preußen gerichtet war.

Mir anvertraut, ein teuer wertenes Gut, für das ich Rechenschaft ablegen muß am Jüngsten Tag, mir übergeben, es zu schützen gegen Feindesangriff und Gewalt und gegen die böse List der Verräter. Die ich verstoßen muß, Euch und uns allen zugute, in jenen äußersten Schlund – in die tiefste Tiefe –“<sup>743</sup>

Die Beurteilung dessen, was dem Land schadet oder nützt, steht in dieser Erzählung einzig und allein dem *Herzog* zu, gehört er doch zu denen, »denen Gott die Regentschaft verlieh auf Erden, das Zepter, die Völker in Frieden zu weiden, das Schwert, sie zu verteidigen und den Schuldigen zu strafen.«<sup>744</sup> Demgegenüber sind die normal Sterblichen nicht in der Lage, eine Schuld zu erkennen und zu beurteilen. Von einer anderen Warte aus gesehen heißt das: Wenn der Führer Menschen zum Tode verurteilt, so hat dies aufgrund seines Gottesgnadentums seine Richtigkeit, auch wenn ich die Schuld der Verurteilten nicht erkennen kann. Die Sucht der Autorin nach Unmündigkeit offenbart sich

<sup>742</sup> Miegel 1989 [1937]: 136

<sup>743</sup> Miegel 1989 [1937]: 140

<sup>744</sup> Miegel 1989 [1937]: 139

hier nicht als Charakteristikum des Naiven, sondern des Inhumanen. So ist auch kein Aufbegehren von der *Störmerschen* zu erwarten, obgleich der *Herzog* ihr mit inquisitorischen Fragen die enge emotionale Bindung zwischen ihr und der Verurteilten, entstanden während des Nährens und Genährtwerdens, nachweist. Stattdessen greift wieder einmal die erwachsene Frau – wie schon im Gedicht auf den siegreichen *Feldherrn Hindenburg*<sup>745</sup> – wie ein Kind nach der Hand des Mächtigen.

„Frau, was gebührt dem, der seiner Geschwister Sicherheit bedroht, der seine Mutter ins Gesicht schlägt und seinen Vater in Mörders Hand übergibt?“

Sie kauerte vor ihm und wiegte sich hin und her in ihrem Schmerz, als hielte sie ein Kind auf den Knien, sie weinte leise vor sich hin.

„Der Tod –“

„Und wer ist mehr als Vater, mehr als Mutter und Geschwister, wer speist und nährt uns?“

Die Störmersche glitt näher, sie richtete sich ein bißchen auf, griff nach des Herzogs Hand, lehnte ihr tränennasses Gesicht daran wie ein Kind an die Hand des Vaters, und sagte leise und vertrauensvoll: „Ihr!“<sup>746</sup>

Mit diesem Akt der Unterwerfung, der nicht nur ein äußerlich vollzogener ist, sondern Folge einer seelischen „Läuterung“, sichert sich die *Störmersche*, wie der *Herzog* ihr verheißt, »ein ruhiges und ehrenvolles Alter nach bewegter Lebensmitte!«<sup>747</sup> Vor dieser Bereitschaft, sich selbst aufzugeben und sich an die Hand des Henkers zu schmiegen, erscheint die Mitgliedschaft der Dichterin in der N.S.-Frauenschafterin und in der NSDAP wie eine Bagatelle. Was die hier interpretierte Erzählung vorführt, ist ein im Innersten von der Diktatur überzeugter Mensch, der eine demokratische Regierungsform immer ablehnen wird, weil sie ihm das lustvolle Erlebnis der Unterwerfung nicht zu bieten hat, sondern ihm (Selbst-)Verantwortung, kritische Distanz und Urteilsfähigkeit abverlangt und ihn zwingt, erwachsen zu werden.

Es soll hier noch auf eine eher unbedeutende Erzählung aus dem Jahre 1936 verwiesen werden, die die Angst als ein hervorstechendes Lebensgefühl der Schreiberin erkennbar werden lässt. Die Rede ist von der Erzählung *Katrinchen kommt nach Hause*, in der ein junges Mädchen,

<sup>745</sup> Vgl. S. 50 d. Arbeit.

<sup>746</sup> Miegel 1989 [1937]: 139

<sup>747</sup> Miegel 1989 [1937]: 141

eben das im Titel genannte *Katrinchen*, nach dem Tod der Mutter in deren Heimat, nach Ostpreußen fährt, um von nun ab im Hause der Tanten zu leben. Auf dem Weg dorthin, im Zug, wird sie mit dem Ergebnis einer politischen Entscheidung konfrontiert, die Folge des Versailler Vertrages war, und die Agnes Miegel in einer steten Unruhe hielt.

Und dann lernte Katrichen noch eins: was „Korridor“ heißt. Dies Wort, das immer wieder vorkam, wenn Väti und Onkel Walter und Willy von zu Hause sprachen; sie hatte immer an einen langen Flur gedacht mit vielen Türen. Das Land sah deutsch aus und die Leute auf den Bahnsteigen auch. Und es sollte doch Fremde sein, und war es mit fremden Schlagbäumen, fremden Aufschriften, fremden Beamten. Es war gemütlich gewesen in dem Abteil mit dem freundlichen dicken Ehepaar, das immer wieder Äpfel und „kleine Kuchchen“ herumreichte, mit dem ältlichen Fräulein in der Gangecke und dem jungen Herrn im dicken Landpelz, der „Mümmelmann“ las und so schüttelnd dabei lachte. Nun waren alle still. Bloß einmal fragte das Fräulein: „Ist das Dirschau? O Gott, so tot!“ und kniff rasch die Augen zusammen, als ob sie schlief. Die alte Dame neigte sich vor, und ihre guten graublauen Augen füllten sich mit Tränen: „Ja, Kindchen – das war einmal anders.“<sup>748</sup>

Mit dem „Korridor“ ist der Zugang Polens zur Ostsee gemeint, der Ostpreußen geographisch und politisch vom Deutschen Reich trennte und wohl nicht wenige Ostpreußen in den Wahn trieb, von Feinden umstellt zu sein. Die Vertreter der Republik hatten, anders als die Freikorps-Verbände, die um dieses Landstrichs willen den Ersten Weltkrieg hatten fortsetzen wollen, dieser Gebietsaufteilung zugestimmt und damit – nach dem Empfinden der Ostpreußen – ihre Landsleute schmachvoll verraten, was die im obigen Zitat angedeutete Verzweiflung erklärt.

## 5.6 Zusammenfassung

Keine der Schriftstellerinnen, deren politische Überzeugungen in diesem Kapitel beschrieben wurden, hat der zugrundegehenden Republik nachgetrauert, schufen die Volksvertreter doch kein einiges Reich, sondern setzten die Auseinandersetzungen, wie sie auf den Straßen handgreiflich ausgetragen wurden, unter Ausnutzung der parlamenta-

<sup>748</sup> Miegel o. J. [1936]: 10

rischen Spielregeln fort. Auf dieser Basis aber konnte Deutschland nicht wieder zu jenem mächtigen Reich werden, wie es einst das Römische Reich Deutscher Nation gewesen war. Sowohl Ricarda Huch als auch Ina Seidel träumten von dieser Variante eines vereinten Europas, wobei sich Ina Seidel in ihren Schriften soweit verstieg, bei seiner Errichtung die Vorherrschaft deutsch-preußischen Geistes zu erhoffen. Die Überlegungen Ricarda Huchs ließen hingegen schon etwas mehr Spielraum. Obgleich sie es nirgends dezidiert äußerte, wäre sie wohl auch mit einem Europa unter Führung Mussolinis einverstanden gewesen. Er verkörperte für sie – so ist zu schließen – die Fähigkeit, die politischen Gegensätze im Volk einzuebnen und den Ständestaat zu errichten.

Mit einer solchen Ausformung des vereinten Europas hätte sich Ina Seidel nur schwerlich anfreunden können, muss man doch nach allen ihren Aussagen vermuten, dass sie wohl nicht andere Völker in ihrer Gesamtheit als eine »zufällig zusammengelaufene Masse ohne Götter und Schicksale«<sup>749</sup> ansah, aber doch in dem Maße, dass sie bei ihnen einen viel höheren Anteil solcher Menschen unterstellte, da ihnen ja eben die ordnende Kraft des preußischen Prinzips noch fehlte.

Für Agnes Miegel waren solche Fragen eher sekundär. Sie wurde eher von der Angst umhergetrieben, von Feinden umgeben zu sein, was vielleicht die verzweifelte Suche nach der Hand desjenigen, der sie aus dieser Bedrängnis würde erlösen können, erklärt. So hoffte sie auf die Wiederkehr, die erneute Inkarnation eines der großen deutschen Kaiser, der, wie bereits in der Einleitung dieser Arbeit erwähnt<sup>750</sup>, die Grenzen des Reiches nach Osten hin erweitern würde, auf dass sie in der schützenden Mitte des Reiches würde leben können. So lässt sich an den Texten der schreibenden Frauen auch ablesen, dass sie die angestrebte Emanzipation des Volkes, wie sie sich in der Vertreibung des Kaisers und in den revolutionären Handlungen manifestierte, rückgängig zu machen bemüht waren.

Eine simpel begründete Vorrangstellung der Landschaft und des dörflichen Lebens, die in glorifizierender Weise der Stadt gegenübergestellt wird, findet sich bei den drei weiblichen Mitgliedern der »Sektion Dichtkunst« der »Preußischen Akademie der Künste« nicht. Wenngleich Ricarda Huch sich nach dem Ersten Weltkrieg für eine Kolonia-

---

<sup>749</sup> Vgl. S. 187 d. Arbeit.

<sup>750</sup> Vgl. S. 16f. d. Arbeit.

lisierung der entvölkerten Landstriche Deutschlands aussprach<sup>751</sup>, so liebte sie doch gleichzeitig ihre eigenen Vorstellungen von den mittelalterlichen Städten, in denen das Zusammenleben der Bevölkerung durch die Zunft- und Ständeordnung geregelt war. Ina Seidel widersprach sogar ihren völkisch gesinnten Freunden und Kollegen, denen Berlin ein undeutsches, von ausländischem Geist „zersetztes“ Gebilde war, indem sie die Rastlosigkeit und die Modernisierungswut dieser Stadt kurzerhand nicht in ihre Überlegungen einbezog. Berlin sah sie ausschließlich vom Preußentum durchdrungen. Obgleich Agnes Miegel nicht müde wurde, in ihren Gedichten und Erzählungen immer wieder die ostpreußische Landschaft zu besingen, und sie in ihr visionäre Grenzüberschreitungen erlebte, wusste sie doch das städtische Leben, getragen von Handwerkern, Kaufleuten und Gelehrten, zu schätzen.

Lässt diese Haltung, »Landschaft« und »Stadt« miteinander in Harmonie existieren zu lassen, auf den ersten Blick vermuten, hier spiegele sich eine realistische, weil zeitangemessene Sichtweise, die nichts gemein habe mit einer rückwärtsgewandten Verherrlichung bäuerlichen Lebens, so führt eine zweite Überlegung zu einer anderen Erkenntnis. Die Verschmelzung von Landschaft und Mensch, Religion, Kunst und Staat, wie Ina Seidel sie pries<sup>752</sup>, galt trotz der beschriebenen Haltung zur Stadt nicht nur ihr, sondern auch Ricarda Huch und Agnes Miegel als unabdingbare Voraussetzung für den Fortbestand eines Volkes. Wenn sich diese Verschmelzung jedoch für Ricarda Huch nach ihrer Weltsicht eher als Folge politischer und geistiger Entscheidungen zu vollziehen hatte, so entwickelte sie sich sowohl für Ina Seidel als auch für Agnes Miegel unter Umgehung des Bewusstseins „aus dem Blut“ heraus.

Die Entscheidung Ricarda Huchs, aus der Akademie auszutreten und das Verständnis der Nationalsozialisten vom Deutschtum nicht zu teilen, resultierte aus der Überzeugung, dass sie nicht wirklich von einem warmen Gefühl für Deutschland erfüllt waren, sondern es nur ‚im Munde führten‘, um ihre Herrschsucht befriedigen zu können. Ina Seidel und Agnes Miegel hingegen schwangen voller „Glaube, Liebe, Hoffnung“ mit den von den Nationalsozialisten propagierten und laut hinausgeschrieenen Phrasen zum Vaterland und zur Volksgemein-

<sup>751</sup> Vgl. S. 157f. d. Arbeit.

<sup>752</sup> Vgl. S. 187 d. Arbeit.

schaft, zu Blut und Boden, auf die jeder seine eigenen Träume projizieren konnte, mit.

Aber die Sehnsucht nach einer Verbindung von »Mutter Erde« und »Vater Staat« findet sich nicht nur bei der Generation der älteren Schriftstellerinnen, deren geistige Entwicklung sich noch in der Zeit des Wilhelminismus vollzogen hatte, sondern auch bei den als nüchtern apostrophierten jüngeren Frauen. Für sie steht hier Christa Anita Brück, die die Großstadt als krankmachend und die Landschaft als heilend charakterisierte. Während in den Schriften der Dichterinnen der »Sektion Dichtkunst« Arbeiter und Angestellte als Menschen des Zeitgeschehens allenfalls als bedrohliche Masse in Erscheinung treten und ihre Existenz ansonsten keiner Erwähnung für wert befunden wird, hat sich Christa Anita Brück darum verdient gemacht, den Alltag der weiblichen Angestellten in seiner ganzen Tristesse zu schildern und damit fern aller Illustriertenlüge und Filmromantik. Dass die Autorin den Ausweg aus diesen deprimierenden Bedingungen darin sieht, sich zur Erholung aufs Land zurückzuziehen, Schafe zu hüten oder einen Bauernhof zu bewirtschaften, würde sie noch nicht zwangsläufig in die Nähe der nationalsozialistisch Gesinnten bringen, aber die Erklärungen, die sie für die Notsituation der arbeitenden Menschen findet, legen es nahe, sie dort anzusiedeln. Auch wenn sie an keiner Stelle ihrer Romane den Antisemitismus ihrer Zeit teilt und sie somit auch nicht die „jüdischen Machenschaften“ für das Elend der Arbeitenden verantwortlich macht, so vermutet sie doch die Gründe für die weltwirtschaftliche Misere jenseits des Erklärbaren. Vor diesem Hintergrund meint sie die Armen und die Reichen gleichermaßen als Opfer dieser mysteriösen Gesetze sehen zu können. Ein Zusammenschluss aller Betroffenen kann dann auch nicht zum Eintritt in die Gewerkschaft führen, sondern nur in eine Korporation, wie sie im Zusammenhang mit dem faschistischen Vorgehen Mussolinis beschrieben wurde.

Die Akzeptanz, mit der von Ricarda Huch bis Christa Anita Brück sich alle ins Leiden, das ihnen angeblich von den Weltgesetzen zugefügt wurde, schicken wollten, bereitete sie darauf vor, die Verbrechen des nationalsozialistischen Systems mehr oder weniger als etwas Unumgängliches hinzunehmen. Hinzu kam die Überzeugung, dass das Weltgeschehen nun einmal gar nicht anders ablaufen könne, als dass Menschen sich gegenseitig töteten, wenn sie sich ihren Platz sichern wollten. Die einzige mögliche Geborgenheit, die somit zu erschaffen ist, führt in die Volksgemeinschaft, die sich dann aber auch als Kampf-

gemeinschaft gegen alles Art- und Blutfremde zur Wehr setzen muss, wenn sie als solche auch in Zukunft Bestand haben will. Die Weimarer Republik und das Parlament, das vielen ohnehin nur eine „Schwatzbude“ war, konnten dieser Aufgabe nicht gerecht werden, schwächten sie doch – nach den hier dargelegten Vorstellungen – den Zusammenhalt des Reiches und zerstörten die Kraft des deutschen Volkes, das sich in politischen Meinungsverschiedenheiten zerrieb, anstatt den gemeinsamen Wiederaufbau eines Reichs im deutschen Sinne – ohne die Übernahme US-amerikanischer Lebensgewohnheiten und sowjet-russischer Ideologie – zu fördern.





## 6 Resümee und Ausblick

oder

»... daß ein neues Deutschland blühe«

Der 9. November 1918 gilt gemeinhin als der Geburtstag der Weimarer Republik, und ohne Zweifel ist er auch als der Beginn einer Phase zu werten, die den Frauen private, berufliche und gesellschaftspolitische Entfaltungsmöglichkeiten in einem bis dahin unbekannten Maße bot. Ihre Freude darüber haben nur die politisch aktiven Frauen der bürgerlichen Parteien zum Ausdruck gebracht, die das aktive und passive Wahlrecht, das alle Frauen erhielten, bereits als die Erfüllung ihrer Wünsche ansahen. Wenn hier und da sogar Euphorie ‚in der Luft lag‘, so findet sich eine solche Begeisterung für die Republik bei den Schriftstellerinnen nicht. Das bedeutet aber keineswegs, dass sie nicht mit wachem Interesse auf die politischen Geschehnisse ihrer Zeit geblickt hätten. Das Gegenteil war der Fall, wie in der vorliegenden Arbeit aufzuzeigen versucht wurde; denn vom Ersten Weltkrieg bis zum Ende der Republik beobachteten die Schriftstellerinnen die politischen Vorkommnisse und kommentierten sie direkt oder literarisch ausgestaltet. Dass sie dem, was ihnen tagtäglich geboten wurde, mit Zustimmung gegenübertraten, kann nicht behauptet werden, und zur Fürsprecherin der Republik hat sich keine von ihnen gemacht. Doch kann es auch nicht als ihre Aufgabe angesehen werden, sich zu Sängerinnen eines politischen Systems zu machen. Zu untersuchen war demnach weniger, ob sie der Republik gerecht geworden sind, sondern eher, was sie uns heute darüber mitzuteilen haben, ‚was in ihren Köpfen vor sich ging‘ angesichts der politischen Entwicklung und welche Visionen sie hieraus bewusst oder unbewusst entwickelten und skizzierten. Dabei kann der Aussage Heide Soltaus, sie hätten sich in ihren Schriften politisch rückwärts gewandt geäußert, erst einmal so wenig zugestimmt werden, wie sie verneint werden kann. Es offenbart sich damit ein Dilemma, wie es die Verwendung von Begriffen stets mit sich bringt; denn Termini wie ‚fortschrittlich‘ oder ‚reaktionär‘ werden auch von denen wie selbstverständlich verwendet, die sich keinerlei Gedanken darüber machen, wo der Beginn des Weges, auf dem fortgeschritten wird oder werden soll, zu suchen ist oder gar darüber, wo das Ziel ist und wie es gestaltet sein könnte. Konkret lässt sich im gegebenen Zusammenhang fragen, warum die Befürwortung des republikanischen Modells fortschrittlich sein sollte, während die Sehnsucht nach einem starken preußischen Staat als rückwärtsgewandt zu klassifizieren sei. Das Argument der linearen Entwicklung kann nicht ohne weiteres anerkannt werden, weil dann der Nationalsozialismus im Verhältnis zur

Weimarer Republik als Fortschritt akzeptiert werden müsste. Gerade weil diese Überlegung absurd ist, verweist sie darauf, dass ‚Fortschritt‘ an eine bestimmte Qualität gebunden ist, an die der Entwicklung vom Niederen zum Höheren. Obgleich hier das marxistische „Stufenmodell“ durchscheint, auf das in der vorliegenden Arbeit mehrfach Bezug genommen wurde, basiert auch dieses auf einem weit älteren Weltbild, das sich im Rahmen der christlichen Vorstellung mit der Wendung „von Anbeginn bis in Ewigkeit“ benennen lässt. Es ist die eschatologische Lehre, nach der sich das sündige Verhalten der Menschen – da sie immer wieder den Einflüsterungen des Teufels erliegen – bis zu jenem Zustand der Verderbtheit steigert, der die reinigende Kraft der Apokalypse als die einzige Reaktion Gottes herausfordert. Dann aber werden es nur die Gerechten sein, die an der Seite Jesu Christi ins 1000-jährige Friedensreich einziehen und mit ihm gemeinsam regieren werden. Diese Bilder sind nicht nur Teil religiösen Empfindens, sondern das gemeinsame Erbe der Menschheit. Andernfalls wäre das soeben erwähnte marxistische Modell vom Klassenkampf nicht verständlich, nach dem sich der Mensch aus der Urgesellschaft löst und sich über die verschiedenen historischen Stufen – wie über die der Himmelsleiter, von der Jacob träumte – hoch kämpft in den Kommunismus. Auch die verbal zum Ausdruck gebrachte Hoffnung, die russische Oktoberrevolution von 1917 und die Novemberrevolution 1918 in Deutschland könnten – als seien die ersten Posaunen erklingen – als die Vorboten der Apokalypse gewertet werden, wäre dann auf taube Ohren gestoßen. Ebenso lockten die Nationalsozialisten mit einem in Aussicht gestellten 1000-jährigen Reich, und vielen galt Adolf Hitler als von Gott gesandt, um das deutsche Volk ‚heim ins Reich‘ zu führen.

Wenn hier für beide politische Lager die Gemeinsamkeit der verwendeten Visionen hervorgehoben wird, dann nicht, um der Behauptung, zwischen linken und rechten Positionen gebe es keine grundlegenden Unterschiede, einen weiteren Beweis hinzuzufügen, sondern um verständlich zu machen, dass politisches Vorgehen immer mit einem letzten Sinn legitimiert wird, sei es nun mit dem Kampf um das (paradiesische) Zeitalter des Kommunismus, der Eroberung der Welt durch die von den Göttern gezeugten Arier oder dem endgültig letzten Kampf gegen das Böse schlechthin. Dabei ist auffällig, dass der in der Phantasie ausgestaltete und mit rationalen Argumenten übermittelte Endzustand wie eine Variante des Ausgangspunktes, des ursprünglichen Zustandes, anmutet, wenngleich auch angereichert mit dem Wissen, das über den langen Weg dorthin gesammelt wurde. Im himmlischen Jeru-

saalem wird der Wolf wie im Paradies friedlich neben dem Lamm liegen, in der kommunistischen Gesellschaft sitzen die Menschen wie in der Urgesellschaft brüderlich um das gemeinsame Mahl, und die von den Ariern beherrschte Welt wird wie jenes Zeitalter sein, als die Götter noch auf der Erde wandelten.

Darüber, dass auf dem Weg zu jenem hehren Ziel Opfer gebracht werden müssen, was im Klartext heißt zu töten und getötet zu werden, waren sich fast alle hier vorgestellten Schriftstellerinnen einig, so unterschiedlich sie auch ansonsten dachten und argumentierten. Als einzige Ausnahmen müssen Berta von Suttner und Vicki Baum genannt werden. In den unablässig aufeinander folgenden Kriegen sah Berta von Suttner nichts anderes als das Werk unmündiger Menschen, die der Aufklärung durch vernünftige Vorschläge, wie den zur Konstituierung des Völkerbundes, bedurften und der seelischen Ergriffenheit über das Leiden der von den Kriegsgeschehnissen betroffenen Menschen. Einen Sinn in den Auseinandersetzungen, in denen sich die Gegner gegenseitig tot schossen, konnte sie nicht erkennen, schon gar nicht einen unverzichtbaren Meilenstein auf dem Weg in eine bessere Zukunft. Wenn sie sich für die gesamte Menschheit einen glückseligen Endzustand wünschte, dann den des friedlichen Miteinanders der Völker unter Einhaltung der selbstauferlegten Gesetze, denen sich jedes Volk freiwillig und einsichtsvoll beugen würde. Ein solches Reich aber hätte schon hier und jetzt, also noch zu ihren eigenen Lebzeiten, errichtet werden können.

Die Vorstellung, dass der Mensch sich vom Niederen zum Höheren hin entwickelt, um in einen glanzvollen Endzustand einzugehen, mochte auch Vicki Baum nicht teilen. Sie misstraute dem technischen Fortschritt und sah in ihm nicht zuallererst die Chance, das alltägliche Leben zu erleichtern oder den Einsatz körperlicher Arbeit zu verringern, sondern ausschließlich die bedrohliche Möglichkeit, dass die gesamte Menschheit und der Planet, auf dem sie lebt, innerhalb kürzester Zeit vernichtet werden konnte. Schon gar nicht aber vermochte sie in dem Versuch, den Gang der Geschichte mit Gewalt zu verändern, die Verheißung eines sozialen Fortschritts zu sehen oder daran zu glauben, dass die geistige Entwicklung des Menschen in der Weise vorangeschritten sei, dass er die selbstverschuldeten Probleme unter ethischen Prämissen zu lösen fähig sei. So interpretierte sie auch den Kampf um das Endziel als Ausdruck der Gier nach Macht und danach, die Welt beherrschen zu wollen.

Will man nun Fortschritt als etwas definieren, bei dem der Mensch, individuell oder als Gattungswesen, Stufe für Stufe sich dem verheißenen Ziel nähert und auch vor einem Kampf gegen diejenigen nicht zurückschreckt, die verhindern wollen, dass die Menschheit ihr eigentliches Zuhause erreicht, so widerstrebte außer Berta von Suttner und Vicki Baum keiner der vorgestellten Schriftstellerinnen eine solche Idee. Claire Goll verglich den Bolschewismus mit einer aufwärts deutenden Kurve, deren Ursprung sie im Christentum sah und die sich dann über den Humanismus ins kommunistische Zeitalter hineinwinden würde. Dass sich jeder und jede einzelne zur Sicherung dieser Aufwärtsbewegung als Märtyrer oder Märtyrerin anbieten musste, war ihr eine selbstverständliche Überlegung. Die Notwendigkeit eines solchen letzten Gefechts, mit dem das Menschenrecht ein für alle mal erkämpft würde, wie es im Refrain des Arbeiterliedes über *Die Internationale* heißt oder doch suggeriert wird, sah auch Berta Lask, nachdem sie unter dem Einfluss der kommunistischen Lehre ihren »schwammigen Pazifismus« – um ihre eigenen Worte zu verwenden – überwunden hatte. Nicht weniger eifrig, ja geradezu jubelnd wollte Annette Kolb selbst noch als Schatten in die Schlacht stürmen, um teilzuhaben am Kampf der „Kinder des Lichts“ gegen die „Söhne der Finsternis“. Sowohl Claire Goll als auch Berta Lask und Annette Kolb hatten den Ersten Weltkrieg verurteilt, doch sehnten sie mit innerer Überzeugung die Schlachten herbei, von denen sie meinten, dass sie siegreich zu Ende geführt werden müssten und dass sie wie das Jüngste Gericht zu überstehen seien, wollte man endlich eine gerechte und lichterfüllte Lebenssphäre schaffen.

Die Akzeptanz des Krieges, des Kampfes um eine bessere Zukunft findet sich auch bei den drei offiziellen Repräsentantinnen deutscher Literatur während der Weimarer Republik, bei Ricarda Huch, Ina Seidel und Agnes Miegel. Gemeint waren die Kriege, die sich als Folge nicht zu bändigender Sehnsucht nach Freiheit und Gerechtigkeit darstellten, einer Sehnsucht, die aus den Herzen der Menschen herausbrach und sie instinktsicher der Führung eines Helden unterstellte. Am Ende einer Reihe solcher Kriege wäre die Wiedererrichtung des mittelalterlichen Ständestaates, an dessen Spitze ein Wahlkönig regiert, möglich. Diese Hoffnung, wie Ricarda Huch sie literarisch zum Ausdruck brachte, als rückwärtsgewandt zu bezeichnen, ist nicht per se möglich. Wie bisher bei der Annäherung an den Begriff des ‚Fortschritts‘ ausgeführt wurde, neigt sich die historische Linie, die sich linear von einem ursprünglichen Zustand zu einem vollendeten zieht, am Ende ihres We-

ges wieder zum Ausgangspunkt zurück. Die Wiedererweckung mittelalterlicher Kultur, die Errichtung des Ständestaates und die Einführung des Wahlkönigtums könnten dann durchaus als ein Erfolg des Fortschritts angesehen werden, wenn der erreichte Zustand jenem ursprünglichen entspräche und gleichzeitig über die einzelnen höher führenden Stufen erklimmen worden wäre. Auch die Durchsetzung des preußischen Prinzips würde dann in die Kategorie des Fortschrittlichen fallen, da durch dieses Prinzip nach Ina Seidels Vorstellung die Menschen aus ihrem dumpfen Massendasein erlöst werden, um durch den Vorgang der Gliederung und Sonderung zu einem Volk mit Schicksal und Göttern emporzuwachsen, was sowohl geistige Höherentwicklung als auch eine größere Nähe zum Göttlichen, also zum Ursprünglichen, bedeutet. So formuliert, kann wohl kaum geleugnet werden, dass hier der Gedanke des Fortschritts mitschwingt, führt die Bewegung doch von dumpfer Unerlöstheit zur bewussten Annahme des vom Schicksal zugewiesenen Platzes zwischen Vergangenheit und Zukunft. Gerade bei Ina Seidel findet sich angesichts der Frage nach der Stellung der Frau unter dem Aspekt der Bilder vom Fortschritt noch eine interessante Variante. In vorgeschichtlicher Zeit herrschte ihrer Meinung nach das Matriarchat, das sie als einen Zustand voll Frieden, Güte und Gerechtigkeit charakterisierte. Es war abgelöst worden von der patriarchalischen Ära, der sie als Frau ambivalent gegenüberstand. Einerseits hatte sie genau jene Gliederung und Sonderung hervorgebracht, die die Dichterin unentwegt pries, andererseits konnte ihre Begeisterung nicht ungebrochen sein, waren doch zur Durchsetzung jener Gliederung und Sonderung Kriege und Selbstbewusstwerdung erforderlich. Damit aber wurde gleichzeitig die häusliche mütterliche Welt zerstört, die ein Leben im Vorbewussten, jenseits der Rationalität ermöglicht. Die höchste Stufe der Entwicklung, auf die Ina Seidel hoffte, war die der Synthese von männlicher und weiblicher Lebensart. Damit wäre das menschliche Leiden für immer aufgehoben. Die Ansicht, dass eine solche Synthese ‚nicht von dieser Welt‘ sei, weist der Autorin noch nicht den Platz der rückwärtsgewandten Schriftstellerin zu; denn die Überzeugung, dass beispielsweise erst mit der Errichtung des 1000-jährigen Friedensreichs das Leiden dieser Welt endgültig schwinden wird, hindert die BefürworterInnen der Befreiungstheologie nicht, für eine gerechtere Zukunft auf Erden zu kämpfen. Damit aber findet sowohl die diesseitige als auch die jenseitige Dimension Berücksichtigung, wobei der Blick unentwegt auf die leibliche und die spirituelle Höherentwicklung der Menschheit gerichtet bleibt.

Dass Menschen zurückkehren wollen in eine angeblich historisch überholte Epoche, muss sie demnach nicht zwangsläufig als rückwärtsgewandt auszeichnen. Im Gegenteil, der Trend in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts, aus den gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Zwängen „auszusteigen“, um so der Umweltzerstörung entgegenzuarbeiten, ließ seine Repräsentanten als Vertreter des wahren Fortschritts erscheinen. Denn eine blinde Fortschrittsgläubigkeit, die die Gefahren einer zunehmenden Technisierung leugnet, schafft damit eine Grundlage, auf der eine radikale Vernichtung möglich wird, in deren Folge niemand mehr die Frage von Fortschritt oder Rückschritt erläutern kann, weil die Menschen ihrer Existenz enthoben sein werden.

Ganz anders aber muss die Frage nach der Fortschrittlichkeit beantwortet werden, wenn man sie mit den Gedanken der Aufklärung verbindet, dass der Mensch historisches Subjekt sei und demzufolge auch eingreifen könne in den Lauf der Welt, um sich selbst als Gattung zu „verbessern“, das heißt sein Wissen zu erweitern, die Lebensbedingungen zum eigenen Nutzen zu gestalten und ethische Werte für das Zusammenleben zu entwerfen. Vor allem Agnes Miegel und Christa Anita Brück standen dem aufklärerischen Denken ablehnend gegenüber. Obgleich Miegels Vorstellungen von der steten Wiederkehr des Kampfes zwischen Gut und Böse darauf hindeutet, dass sie zumindest daran glaubte, dass dieser Kampf einstmals mit dem Sieg des Lichts enden würde, so treffen sich beide Schriftstellerinnen in ihrer Hoffnungslosigkeit, wenn es um die Zukunft des Menschen geht. Nicht einmal der „Sieg des Lichts“ schimmert bei Christa Anita Brück auf und auch auf einen letzten Sinn mochte sie nicht hoffen. Nur das ewige Walten undurchschaubarer Gesetze bestimmt nach ihrer Darstellung den Lauf der Welt und wiederholt sich im ewigen Werden und Vergehen, dem keine qualitative Veränderung aufgeprägt werden kann. Nichts vermag der Mensch deshalb zu ändern an der wirtschaftlichen Misere, an den erniedrigenden Arbeitsbedingungen und daran, dass die Menschen einander fremd und feindlich gegenüberstehen. Von Einsamkeit und Verzweiflung getrieben, hat er nur die eine Chance, die ihm vom Gesetz auferlegte Pflicht zu erfüllen und „den Kopf hinhalten“. Dann mag es sein, dass ihm die Gnade zuteil wird, in der Landschaft leben zu dürfen, die ihn hervorgebracht hat und die ihm Heimat ist.

Auch nach Agnes Miegels Ansicht war das Gesetz der Welt nur in seinen Auswirkungen zu spüren, aber nicht zu durchschauen. Doch wie weit sie sich auch selbst von der Erkenntnis über Werden und Vergehen entfernt wähnte, so meinte sie doch, dass die Führer prädestiniert seien, etwas mehr hinter die geheimnisvolle Kraft zu blicken. Doch war es auch ihnen nicht gegeben, auf sie verändernd einzuwirken. Sie erkannten wohl das Böse, doch hatten auch sie nicht die Freiheit, nach eigenem Ermessen hierauf zu reagieren. Stattdessen mussten sie es in jedem Fall ahnden. Nicht einmal „Gnade vor Recht“ konnten sie ergehen lassen, wollten sie nicht selbst schuldig werden und der Verdammung anheimfallen. Es war eine Welt der Gnadenlosigkeit, die Agnes Miegel entwarf, und hoffen konnte nur der, der sich kindlich und ergeben unter den Schutz eines Mächtigen duckte. Wer dies versäumte, gehörte zum Heer der Abtrünnigen und damit der zum Tode Verurteilten.

Nicht nur für Brück und Miegel war das menschliche Zusammenleben vom Gesetz des ewigen Werdens und Vergehens in der Natur bestimmt, sondern auch für Ina Seidel. Wie Gertrud Bäumer, die den Krieg für ein Naturereignis erklärte, dem der Mensch keine bannende Aktion entgegensetzen konnte, so sah auch Ina Seidel in ihm eine geistige Kraft, die nach den jungen Männern gegriffen habe, um sie zu verschlingen. Handelnde Menschen, die für den Ausbruch des Krieges verantwortlich waren und denen man das „Handwerk hätte legen können“, gab es nach ihrer Weltdeutung nicht. Doch unterschied sie sich von Brück und Miegel durch ihren unermüdlichen Versuch, zum Wirken dieses Gesetzes vorzustoßen und seinen Sinn zu erfassen. Die Lektüre der Romane von Christa Anita Brück lässt vermuten, die Autorin habe die These, der Opfergang sei die einzige Handlung, die dem Menschen angemessen sei, „aufgeschnappt“ und habe dann versucht, sie in die dargestellte Handlung einzubauen. Agnes Miegel, so ist ganz offensichtlich, brachte sich ohne Wenn und Aber, ohne Zweifel oder Kritik, sondern wonnevoll dem Starken als Opfer dar. Hieran gemessen, erscheint Ina Seidel wie eine Vertreterin der kritischen Distanz. Sie verstand es, den Eindruck zu vermitteln, als habe sie sich ganz naiv und unvoreingenommen einer Geschichte genähert und sei, während sie sich deren Vorgänge vergegenwärtigt habe, zu jener unumstößlichen Erkenntnis gekommen, dass nur solche Handlungen Heil bewirken werden, die mit dem großen Gesetz harmonieren, das über alles gebietet und dem sich jeder zu opfern hat, während die aufgeklärte

---

Handlung und die Betonung der Individualität zur lebenszerstörenden Rationalität führt.

Nichts von alledem, so wird man auf den ersten Blick sagen, finde sich bei Ricarda Huch. Im Gegenteil, sich dem politischen Geschehen zu entziehen, galt ihr als Absonderung und damit als Sünde. In ihren Schriften werden deshalb die aktiven Menschen gelobt und verherrlicht. Mit Bewusstsein und klarem Verstand stürzt sich der Held – das gezückte Schwert in der Hand – ins Getümmel, siegt in Schlachten, entfesselt Revolutionen und prägt das Gesicht der Welt neu. Sucht man aber nach dem Antrieb des Helden, so findet er sich wiederum in einem göttlichen Urgrund, und der Held ist nicht mehr als der Vollstrecker der schon seit jeher vorhergesagten Taten. Aber er ist auch nicht weniger; denn der nichtheldische Rest der Menschheit ist bloß stumpfe Masse und soll es auch solange bleiben, bis ihn der Funke des heldischen Feuers erleuchtet. Anders gesagt: Nicht das Volk bringt den Helden als erkennendes und handelndes Subjekt aus der Mitte seiner eigenen Sehnsüchte hervor, sondern er kommt als Befreier aus dem Unergründlichen.

Erst jene Schriftstellerinnen, die sich den linken Positionen zuneigten, stehen in der Tradition der Aufklärung. Die Naturgesetze zu durchschauen, sie auf die gesellschaftlichen Zusammenhänge zu transferieren, das zu erreichende Ziel ins Visier zu nehmen und mit Entschlossenheit nach vorne zu streben – so lauteten die Handlungsanweisungen an sich selbst und an andere. Allen voran stürmte Claire Goll, die Möglichkeiten des Proletariats, mit denen es das Jahrtausende alte Gesicht der Klassengesellschaft von der Wurzel her verändern würde, laut bejubelnd. Etwas verhaltener, dafür aber mit beiden Beinen auf dem Boden des Marxismus stehend, nach dessen These der Sinn der Philosophie nicht darin bestehe, die Welt zu interpretieren, sondern sie zu verändern, reihte sich Berta Lask ebenfalls in diese Gruppe ein. Wohl um den vermuteten Untergang der Ästhetik trauernd, schloss sich Annette Kolb ideologisch doch denen an, die eine sozialistische Zukunft für unausweichlich hielten. Obgleich sie eine sehr individuelle Vorstellung von dem, was Sozialismus sei, hatte und sie selbst wenig Neigung zeigte, handelnd ein solches politisches System aufzubauen, so erschien es ihr doch selbstverständlich, dass der Mensch sich unzumutbaren Entwicklungen entgegenstemmt, um so gleichzeitig die Welt zum Besseren hin zu wandeln.



Verbleibt man bei der hier gestellten Fragen nach der Fortschrittlichkeit der Schriftstellerinnen, so erfüllten nur Annette Kolb, Berta Lask und Claire Goll die Kriterien für einen nach vorne gerichteten Blick; denn der Sozialismus lag einerseits auf der Geschichtsskala vorne, und andererseits war er – wenngleich auf höherer Stufe – die Wiederkehr des Urzustandes. Darüber hinaus sahen alle drei im Menschen die treibende historische Kraft, die fähig war, Gesetzmäßigkeiten zu erkennen und Veränderungen herbeizuführen.

Doch ist damit eine weitere entscheidende Frage noch nicht geklärt: Wie verband sich der in die Zukunft gerichtete Blick mit dem Bewusstsein von der eigenen Geschlechtsidentität, und welche Bedeutung hatte diese Verbindung für die Einschätzung, historisch handelndes Subjekt zu sein? Drei Kriterien sieht Heide Soltau bei der Betrachtung jener Literatur, die die Schriftstellerinnen der Weimarer Republik verfassten, als nicht erfüllt: in keiner der Schriften tritt eine politisch ambitionierte Frau auf, keine findet Erfüllung in ihrem Beruf und allen fehlen die Visionen einer von weiblicher Emanzipation geprägten Welt.

Tatsächlich lässt sich bei der Lektüre der bisher zitierten Romane, Erzählungen und philosophischen Abhandlungen ein latentes bis massives Misstrauen dem eigenen Geschlecht gegenüber erkennen, und zwar mit steigender Tendenz, je mehr sich die Republik ihrem Ende näherte. Am Beginn der Republik rief Berta Lask die Frauen auf, der vom männlichen Geist der Rationalität zerstörten Welt weibliche Lebensgestaltung entgegenzusetzen, etwa in ihrer Mitte beschrieb Anna Seghers die Frauen als zu dumm, um den Sinn der klassenkämpferischen Aktionen zu erfassen, und in der Zeit ihres Unterganges zeigte Christa Anita Brück den Hass der Frauen gegeneinander, wenn sie sich vor einem mächtigen Chef fürchten und um ihre existentielle Absicherung bangen müssen. Die bürgerliche Frauenbewegung hatte in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg prophezeit, dass eine Gesellschaft auf Dauer nicht existieren könne, wenn sie das kreative Potential der einen Bevölkerungshälfte brachliegen lasse, und in der Tat war es ihr in gewisser Weise mit ihrer ständigen Mahnung gelungen, einen großen Arbeitsbereich zu schaffen, in dem die gemeinhin als weiblich bezeichneten Attribute, wie Liebesfähigkeit, Fürsorglichkeit und Opferbereitschaft, zum Einsatz kamen. Denn während des Ersten Weltkrieges lagen Fürsorge und Pflege weitgehend in den Händen der Frauen. Damit aber war die immer wieder beklagte Zerspaltenheit, die Trennung der Geschlechter keineswegs aufgehoben. Dem bisher häuslichen Wirken

der Frauen war nur ein größerer Radius zuerkannt worden. Von den Entscheidungen über Krieg und Frieden, über die Versorgung des Volkes und über die Besetzung von Arbeitsplätzen in der Industrie und in der Verwaltung waren sie auch während des Krieges ausgeschlossen, und die wenigen Mitwirkungsmöglichkeiten, die ihnen zugestanden worden waren, wurden ihnen nach dem Krieg wieder entzogen.

Für Frauen wie Berta Lask muss sich daraus wohl die Einsicht entwickelt haben, dass es nicht ausreiche, eine weiblich geprägte Sphäre neben der männlichen zu reklamieren, sondern dass weibliche Lebensart alle gesellschaftlichen Bereiche durchdringen müsse. Deshalb durften sich Frauen nicht separieren, sondern mussten sich in die Männerwelt mischen, um dort, an der Seite der kommunistischen Genossen, am großen Werk mitzuwirken. Diese Entscheidung führte aber zu nichts anderem, als dass sie ihren Leserinnen zeigte, wie sich ihre kämpfenden weiblichen Figuren unter die Befehlsgewalt der Männer stellten. Die Welt schien ihr nicht so beschaffen zu sein, als könnten die „friedfertigen Frauen“ eine bessere Zukunft erkämpfen. Diese war nur mit Gewalt gegen die Besitzenden zu erreichen, und deshalb waren die Frauen gezwungen, die Vorherrschaft der kampferfahrenen Männer bis zur Errichtung des Sozialismus anzuerkennen. Wie wenig Erfolg einem solchen Vorgehen beschieden war, hatte sie allerdings, bevor sie sich den Kommunisten anschloss, sehr hellsichtig erkannt, als sie schrieb, gerade die müssten sich der Gewalt enthalten, die eine bessere Zukunft gestalten wollten, weil sie sonst nach ihrem Sieg nicht mehr fähig seien, zu einem friedlichen Miteinander zu finden. Leicht lässt sich daraus der Schluss ziehen, dass eine zukünftige Gesellschaft dann keine Gleichberechtigung für alle Mitglieder zu bieten hat, wenn sie von ungleichen Kampfgefährten errichtet wird.

Was sich hier offenbart, ist ein unheilvoller, weil auswegsloser Kreislauf. Verstehen sich die Frauen als das „friedfertige Geschlecht“, das mit eben solchen Mitteln sich die Hälfte der Welt erobern will, so werden sie immer wieder von den Männern an den Rand der Gesellschaft gedrängt. Schließen sie sich aber mit Männern zusammen, von denen sie glauben können, dass deren Ziele sich in etwa mit den eigenen decken, so reproduziert sich allzu bald das nur zu vertraute Geschlechterverhältnis, in dem der Mann die Richtung bestimmt. Den Ausweg hieraus meinte Claire Goll darin zu sehen, den Kampf an zwei Fronten zugleich zu führen: für den Kommunismus zu streiten und die Genossen zu erziehen. Wie wenig realitätsbezogen ein solches Ansinnen sein

konnte, bewies schon bald die politische Entwicklung in der Sowjetunion, in der Alexandra Kollontai, feministisch und kommunistisch zugleich gesinnt, keinen Platz mehr fand.

Wen kann es noch wundern, dass angesichts der Aussichtslosigkeit, die Welt in einen Hort von Frieden und Gerechtigkeit zu verwandeln, in dem auch Frauen ihrem genuinen Wesen gemäß gleichberechtigt am Aufbau mitwirken, die strikte Trennung von Männer- und Frauenwelt nicht nur propagiert, sondern – wie bei Ina Seidel – als das allein selig Machende gerühmt wird. Nur wenn die Frauen weiterhin mütterlich auf die Welt einwirken und diese – mehr ahnend als denkend – als etwas Ganzes erfassen, können sie dem rationalisierenden Verstand des Mannes, mit dem er die durchaus notwendige Gliederung und Sondernung unter die Menschen bringt, Widerpart leisten. Dieses Aufeinandertreffen zweier Pole wird einstmals in die Verschmelzung des weiblichen und männlichen Prinzips münden, die dann bis in alle Ewigkeit gültig sein wird.

Eine Fortsetzung der Frauenbewegung, die sich nun, da das Wahlrecht und der Zugang zu den Universitäten und, wenn auch mit Einschränkungen, zu den gehobenen Berufen erreicht worden war, den neuen Aufgaben zugewandt hätte, gab es in Form von Kundgebungen, Straßendemonstrationen und Petitionen nicht mehr. Die Vertreterinnen der bürgerlichen Frauenbewegung hatten mehr oder weniger ihren Frieden mit den (frauenfeindlichen) Verhältnissen geschlossen und nutzten ihre Kraft nun, um in den politischen Gremien, in die sie gewählt worden waren, der Republik Zaghaftheit gegenüber denen vorzuwerfen, die den Staat von links attackierten. Fortschrittliches in dem Sinne, dass die Lebensverhältnisse für alle Frauen verbessert werden sollten, fand sich eher in der intellektuellen, sachbezogenen Diskussion und in den Schriften über Psychologie, Medizin und Geschichte. Diese neuen Erkenntnisse aber waren noch zu jung, um schon die Stimmung in der Weimarer Republik zu färben oder Eingang in die Literatur von Frauen zu finden.

Der richtigen Beobachtung, dass es in den Romanen an Frauengestalten fehle, die ihre Berufstätigkeit als Chance zur Selbstverwirklichung verstehen, wird hier eine provokative Frage der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts entgegengestellt: Kann es etwas Richtiges im Falschen geben? Die Arbeitsbedingungen von Frauen, wie sie in den hier vorgestellten Romanen geschildert werden, sind nicht geeignet, sie zur Selbstverwirklichung zu nutzen. Schikanen, Entwürdigung

gen, niedriger Verdienst, Angst vor Entlassung und der Zwang, sich den kapitalistischen Markt- und Leistungsbedingungen zu unterwerfen, zerren an der Energie der Frauen und treiben sie in den Wahn, nur die Ehe könne sie aus dieser Misere retten. Den harmonischen Einklang zwischen Mensch und Arbeit soll nur die Frau erfahren, die sich in den immerwährenden Rhythmus der Natur einfügt, wie er sich in der Kinderaufzucht noch wiederfindet, in der ständigen Wiederholung der Hausarbeit oder beim Bearbeiten des Ackerbodens. Der Vorwurf an die Schriftstellerinnen der Weimarer Republik kann demnach nicht lauten, sie hätten es versäumt, die Realität angemessen wiederzugeben. Wenn überhaupt ein Vorwurf formuliert werden kann, dann vielmehr der, dass sie nicht kraft ihrer Phantasie und ihres Intellekts über diese Realität hinausgewachsen sind. Es ist aber wohl eine hirnpfysiologische Eigenschaft des Menschen, dass er psychisch hinter den historischen Ereignissen herhinkt. Er braucht Zeit, sich am Neuen zu orientieren und eine adäquate Antwort zu finden. So ist es auch nicht verwunderlich, dass erst gegen Ende der Weimarer Republik Romane entstanden, die nicht nur die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung zum Inhalt hatten, sondern auch die Orientierungslosigkeit der Frauen thematisierten. Ohne Ausnahme hatten diese Autorinnen erkannt, dass die Entscheidung für den Nationalsozialismus, der Orientierung und eine sichere Zukunft versprach, nur eine falsche sein konnte. Was sie den gesellschaftlichen Verhältnissen entgegensetzten, war einerseits eine Hoffnung auf den Sozialismus, häufiger aber noch die Weigerung, sich mit unerprobten Lösungen zufrieden zu geben. Die regressive Erwartung, ein Führer oder eine Partei könne die Probleme lösen, teilten sie nicht, sondern richteten sich lieber im Unerträglichen ein, was aber nichts mit jener Opferbereitschaft zu tun hatte, die als gemeinsamer Tenor durch fast alle auf den vorangegangenen Seiten dieser Arbeit vorgestellten Romane geisterte. Gezeigt wird der Kampf des weiblichen Individuums ums Überleben, ohne dass ein sicherer Hort in der Klassenzugehörigkeit oder in der Volksgemeinschaft gesucht würde, aber auch ohne Hass auf die Angehörigen anderer Klassen, Rassen oder Völker.

Diese Romane und Schriften wurden bewusst nicht im Hauptteil dieser Arbeit berücksichtigt, weil sie – aus heutiger Sicht – weniger den Verlauf der Weimarer Republik kennzeichneten, die dann fast folgerichtig im Nationalsozialismus mündete, als vielmehr solche Hoffnungen transportierten, die erst nach der Befreiung vom Faschismus auf fruchtbaren Boden fallen konnten und die in der gegenwärtigen Ent-

wicklung der Bundesrepublik Deutschland wie ein Wegweiser verstanden werden können, sofern man sich erlaubt, Literatur unter dieser Perspektive zu lesen.

Will man in Thomas Manns Behauptung, die Republik sei bereits im Moment der Kriegserklärung entstanden, nicht nur eine Selbstrechtfertigung sehen, sondern ihr auch eine historische Glaubwürdigkeit zuerkennen, so kann sie zu der Erkenntnis genutzt werden, dass das Neue sich schon lange vorher andeutet, dass es sich – zitiert man an dieser Stelle die Marxisten sinngemäß – im Schoß der alten Gesellschaft entwickelt. Es fällt deshalb nicht schwer zu sehen, wie in der Republik der Boden für den nationalsozialistischen Totalitarismus vorbereitet wurde; denn die Sehnsucht nach dem Führer, an den die politischen Hoffnungen delegiert wurden, und die damit einhergehende Weigerung, die erlebten Frustrationen eigenverantwortlich zu verarbeiten, haben nicht wenig zu einer Stimmung beigetragen, mit der die Diktatur als Lösungsweg akzeptiert wurde. Doch bereits zu diesem Zeitpunkt entwickelte sich das Bild von einem neuen Deutschland, das, wie es in der *Kinderhymne* von Bertolt Brecht heißt, blühen sollte, »wie ein andres gutes Land«. <sup>753</sup> Als ein Baustein dieses Bildes darf wohl die Wahl Heinrich Manns zum Vorsitzenden der »Sektion Dichtkunst« der »Preußischen Akademie der Künste« angesehen werden, der zur Zeit des Wilhelminismus das Wesen des *Untertans*, der es genießt, zu treten und getreten zu werden, bloßstellte und die Notwendigkeit aufzeigte, diese Charakterzüge zu überwinden, wollte man eine Demokratie errichten. Sein Einsatz in der »Sektion Dichtkunst«, so schreibt Eberhard Hilscher, sei bewunderungswürdig gewesen.

[Er bereitete] ein republikanisches Lesebuch vor, das die Schüler gegen den Ungeist wappnen sollte. Er warnte vor der „Kriegspartei“ der Nazis, die ihr „Reich der falschen Deutschen“ mit Unterstützung der „Macht des Geldes“ in einem Blutrausch zu errichten trachte [...]. Gemeinsam mit Gorki, Dreiser, Rolland, Masereel, Einstein u.a. erließ er im Mai 1932 einen Appell gegen die Kriegsgefahr. Eindringlich forderte er schließlich die Verteidigung der Geistesfreiheit und unterzeichnete (zusammen mit Käthe Kollwitz und anderen Persönlichkeiten) einen Aufruf zur Vereinigung der kommunistischen und sozialdemokratischen Partei gegen die Hitler-Anhänger. <sup>754</sup>

<sup>753</sup> Brecht 1976 [1947 – 1956]

<sup>754</sup> Hilscher 1992: 45

Der Wunsch nach Aussöhnung zwischen Deutschen und Franzosen, für dessen Verwirklichung Annette Kolb schon vor dem Beginn des Ersten Weltkriegs und dann verstärkt während der Weimarer Republik gearbeitet hatte, ging für sie erst 1963 in Erfüllung, als Charles de Gaulle und Konrad Adenauer den deutsch-französischen Freundschaftsvertrag schlossen. In ihrem *Versuch über Briand* hatte sie 1929 geschrieben:

Erst galt es, das schon einmal unter Karl dem Großen verwirklichte, also verwirklichbare große westliche Reich. Dann war die Welt erlöst. Diese fixe Idee führte fast bis in meine Kindheit zurück. Im Prinzip hatte ich ja recht.<sup>755</sup>

Dieses Zitat bietet noch einmal Gelegenheit, die Relativität von „vorwärts gewandt“ und „rückwärts gewandt“ aufzuzeigen. Die, wenn auch widerwillig vollzogene, Akzeptanz eines (nichtbolschewistischen) Sozialismus, ihre Sympathie für Kurt Eisner und Hugo Haase und ihre Hoffnung auf die friedensstiftende Arbeit des Völkerbundes vereinigte Annette Kolb umstandslos mit der Phantasie von jenem Römischen Reich deutscher Nation unter Karl dem Großen, dessen Wiedererrichtung auch die staatlichen Repräsentantinnen deutscher Literatur, Ricarda Huch, Ina Seidel und Agnes Miegel, ersehnten. Freilich wurden bei einer solchen Vorstellung konkrete historische Details ausgeklammert, deren Unvereinbarkeit mit dem Wunschziel bei einer Vergegenwärtigung doch unmittelbar ins Auge springen musste. Doch mag auch hier die Überzeugung vorherrschend gewesen sein, dass eine vergangene Epoche wiederholt und dabei auf eine höhere Stufe gehoben werden könnte. »Paneuropa« hieß das Ziel Kolbs, das den Frieden sichern und gleichzeitig das Selbstbestimmungsrecht der Völker garantieren sollte. Eine Regulierung der »oberschlesischen Not und [des] verkorksten Korridor[s]«<sup>756</sup> wäre dann möglich und Trient könnte ebenso seinen lateinischen Ursprung genießen, wie sich Bozen und Meran ihres »geradezu mystischen Deutschtums« erfreuen dürften. Die Vereinigung Europas unter der Führung der Nationalsozialisten hingegen, die beispielsweise für Ina Seidel im Bereich des Vorstellbaren lag, deckte sich nicht mit den Zukunftshoffnungen Annette Kolbs. In New York, wohin sie geflohen war, als Paris, ihr ursprüngliches Exil, von den Deutschen besetzt wurde, nutzte sie die Möglichkeiten des Rundfunks und rief die Deutschen auf, ihren wahren Führern zu

<sup>755</sup> Kolb 1929: 10

<sup>756</sup> Kolb 1929: 62

vertrauen, jenen Menschen, »die für den Sturz der Nazis kämpfen, und dafür als Volksfeinde gebrandmarkt werden.«<sup>757</sup>

Den Rundfunk, allerdings nicht in New York, sondern in Moskau und dann in Ufa, einer Stadt in der Baschkirischen Republik (UdSSR), nutzte auch Hedda Zinner, um erst gegen den Nationalsozialismus zu argumentieren und später dann die deutsche Bevölkerung über den Kriegsverlauf in der Sowjetunion aufzuklären, indem sie vor allem die Leiden der deutschen Soldaten schilderte. Hedda Zinner war, als die „Goldenen Zwanziger“ schon wieder zu Ende waren, von Wien nach Berlin gekommen, wo sie sich als Schauspielerin und Sängerin nur mühsam eine finanzielle Existenz schaffen konnte. In den Jahren der Weltwirtschaftskrise trat sie in Berlin bei Kabarettveranstaltungen auf und trug Lieder vor, deren Texte sie teilweise selbst geschrieben hatte und zu denen ein Freund, der sie auch am Klavier begleitete, die Melodien komponierte.

Die Liedertexte waren ausschließlich vom Tagesgeschehen bestimmt. Damit stand Hedda Zinner in einer Tradition, die um die Jahrhundertwende mit der Eröffnung der ersten Kabarettbühnen ihren Anfang genommen hatte. In diesem Zusammenhang ist vor allem Otto Reutter zu nennen, der als Meister des Couplets gilt. Er griff die tagespolitischen Ereignisse einer Stadt auf, verdichtete sie im Couplet und trug sie abends dem Publikum vor.<sup>758</sup> Nicht anders verfuhr Hedda Zinner, die bei dem nachfolgend besprochenen Lied auch die für das Couplet typische Wiederholung des Refrains verwendete. Als der Reichspropagandaleiter der NSDAP, Joseph Goebbels, 1931 Magda Quandt heiratete, verwies Hedda Zinner unter dem Titel *Das ist die Liebe der braunen Hosen* auf die Doppelbödigkeit nationalsozialistischer Politik. Arische Menschen, die mit Juden zusammenlebten oder gelebt hatten, galten nach nationalsozialistischen oder auch antisemitischen Vorstellungen als vom zersetzenden Geist des jüdischen Intellekts berührt, so dass man meinte, um ihre geistige Integrität und ihr „deutsches Gemüt“ fürchten zu müssen. Doch wenn die Verbindung mit einem solchen Menschen finanziellen Nutzen und/oder sexuelle Lust verhieß, so hielten sich auch die Nationalsozialisten nach der Maxime „Wer Jude ist, bestimme ich“ nicht an ihre eigenen Theorien.

<sup>757</sup> Zit. n. Rauenhorst (1969: 138), die auch die Übersetzung vornahm.

<sup>758</sup> Vgl. Nelsen 2001: 30.

Als Goebbels seine jüdisch-adoptierte  
 Germanenbraut zur Kirche führte,  
 Und die SA stramm salutierte – – –  
 Wie das die braunen Jungfern rührte!  
 Bim – bam – bum –  
 Der Goebbels ist nicht dumm.  
 Es läuten alle Glocken,  
 Die Braut hat blonde Locken.  
 Und Geld hat sie – o Donnerkeil –  
 Bim – bam – bum  
 Und Heil!<sup>759</sup>

Doch Hedda Zinner nutzte in diesem „Hochzeitslied“ auch die Gelegenheit, eine Linie zu ziehen von der Trauung des „Traumpaars“ zu *Fräulein Piefke*, *Dreyer* und auch *Meyer*, also zu all jenen Frauen, denen der Sinn nach nichts anderem stand, als den nächstbesten SA-Mann zu heiraten. Indem die Sängerin dieses Verlangen attackierte, verfolgte sie gleichzeitig ein Erziehungsziel, das etwa lauten mochte: Frauen, lasst die Finger von den SA-Männern, denn sie achten euch nicht als gleichberechtigte Menschen.

Die Frau sei Magd und Dienerin –  
 So steht's in den Programmen drin.  
 Gehorsam sei und doof ihr Sinn...  
 Sonst gibt's was in die Fresse rin:  
 [...] <sup>760</sup>

Doch nicht nur die Entwürdigung der Frau wird warnend hervorgehoben, sondern auch der aggressive Charakter einer Organisation, die eigens zum Schlagen und Töten aufgebaut wurde. Damit aber weist die Dichterin und Sängerin den Frauen eine Mitschuld am brutalen Vorgehen der Männer zu, die durch das weibliche Begehren Sicherheit gewinnen und in ihrer Überzeugung bestärkt werden.

Bum – bum – bum!  
 Halt still und bleibe stumm.  
 Es läuten alle Glocken,  
 Da bleibt kein Auge trocken –  
 Doch bald darauf – o Donnerkeil –  
 Gibt's viel Bum–bum  
 Und nicht mehr Heil.<sup>761</sup>

<sup>759</sup> Zinner 1991 [1931]: 65

<sup>760</sup> Zinner 1991 [1931]: 65



Im selben Jahr schrieb sie das Lied *Gala-Abend im Eden-Hotel*, in dem sie die „Feinde der Arbeiter“ im besagten Hotel aufeinander treffen lässt: die Allianz aus Bank- und Industriekapital, aus Militär und Justiz, aus Adel und Arbeiterverrättern:

Da sind sie wieder alle zur Stell  
 Zum Gala-Abend im Eden-Hotel:  
 Die Frau Bankier mit Freund und Gemahl,  
 Herr Fabrikant und der General,  
 Die Ritter der Feme und die im Talar,  
 Ein Minister, der früher mal Arbeiter war...  
 Heute sind sie wieder alle zur Stelle.  
 „Prost!“ – „Bravo, spiel zur Kapelle!“  
 Und wimmernd quäkt das Saxophon...<sup>762</sup>

Beim Sekt steigt in ihnen die Erinnerung an einen schon Jahre zurückliegenden 15. Januar auf, an dem der Spartakusaufstand blutig niedergeschlagen und Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht ermordet wurden. Mit Alkohol und großspurigen Worten versuchen sie ihrer Furcht vor den phantasierten Rachehandlungen der Arbeiter zu entkommen. Von ihrer Angst gepeitscht, zeigen ihnen ihre inneren Bilder »die Roten im Streik; [den] Wedding in Flammen!«, »die roten Kolonnen! Revolution!«<sup>763</sup>

In der letzten Strophe dann erfüllte sich Hedda Zinner imaginär ihren eigenen Wunsch, nachdem sie geradezu genüsslich das angstvolle Zittern der Versammelten besungen hatte:

Die Tür fliegt auf. Man steht wie erstarrt.  
 Nur fünf Proleten. – Ein Alter spricht hart  
 Und hebt die Hand: „Wir haben nicht Zeit,  
 Los, vorwärts, nach unten. Macht euch bereit!  
 Wir, die Proleten, sind heute zur Stell  
 Zum Gala-Abend im Eden-Hotel!“<sup>764</sup>

Nach ihrer Rückkehr 1945 aus dem Exil lebte sie konsequenterweise in der Deutschen Demokratischen Republik, wo sie im Laufe ihres weiteren Lebens mit etlichen Literaturpreisen geehrt wurde und wo ihre Spontaneität und der aggressive Schwung, mit dem sie in den Weimarer Jahren auf die Tagesprobleme reagiert hatte, verloren gingen.

<sup>761</sup> Zinner 1991 [1931]: 65

<sup>762</sup> Zinner 2001 [1931]

<sup>763</sup> Zinner 2001 [1931]

<sup>764</sup> Zinner 2001 [1931]

Während es die einen in die „Volksgemeinschaft“ trieb, die anderen sich zur Klasse der Arbeiter bekannten und sich die Angehörigen einer dritten Gruppe zeitweise gerne als „Teilchen im Getriebe“ in die Massenveranstaltungen der Vergnügungsindustrie stürzten, gab es auch jene, die der allenthalben beschriebenen Einsamkeit auf individuelle Weise zu entkommen suchten. So wie Christa Anita Brücks Protagonistinnen elternlos sind oder doch keinen Halt an ihren Eltern finden können, so leben auch in Irmgard Keuns Romanen die jungen Mädchen in dem Bewusstsein, auf sich alleine gestellt zu sein, und das in einer Zeit, die wenig Anlass zur Hoffnung bietet.

Fahrt ins Geschäft. Tag für Tag. Wird etwas kommen, was das Gleichmaß der Tage unterbricht? Was? Der Douglas Fairbanks, der Lotteriegewinn, das Filmengagement, die märchenhafte Beförderung, der Sterntalerregen vom Himmel? Wird das kommen? Nein. Keine Aussicht auf Wechsel und Unterbrechung? Doch. Welche? Krankheit, Abbau, Erwerbslosigkeit.<sup>765</sup>

Es herrscht Endzeitstimmung, wie Dietrich Steinbach schreibt<sup>766</sup>, und ihr setzt *Gilgi* in dem 1931 erschienenen Roman *Gilgi – eine von uns* die Selbsterziehung zur Abhärtung entgegen: kalt duschen, Morgengymnastik und die Bereitschaft zur unentwegten Weiterbildung. Irmgard Keun zeigt einen Kampf ums Überleben, der gar nichts zu tun hat mit Klassenkampf oder gar mit der Überzeugung, zur eigenen Existenzsicherung sei es nötig, andere Völker zu vernichten. Keinen Augenblick zweifeln *Gilgi* und *Doris* – Hauptfigur im 1932 veröffentlichten Roman *Das kunstseidene Mädchen* – daran, dass das Leben Kampf ist, doch kämpfen sie nie gegen, sondern immer nur um etwas: um eine Statistenstelle am Theater, um einen Pelzmantel, um die Liebe eines Mannes und mehr noch darum, sich selbst nicht zu verlieren. Gerade in der Akzeptanz der Hoffnungslosigkeit und in der mehr unbewussten als bewussten Bereitschaft, sich als heimatlos, als stetig Reisende zu verstehen<sup>767</sup>, liegt die Chance, das eigene Selbst zu wahren. Den Sinn ihrer Existenz finden *Gilgi* und *Doris* in ihrem Dasein selbst begründet. Etwas Höheres, sei es Gott oder eine Idee, gibt es nicht und auch nichts,

---

<sup>765</sup> Keun 1982 [1931]: 13

<sup>766</sup> Steinbach 1985: 4

<sup>767</sup> Die beiden hier vorgestellten Romane enden auf dem Bahnhof. Das gilt auch für den 1937 im Exil veröffentlichten Roman *Nach Mitternacht*, der mit sehr eingängigen Szenen den Alltag im nationalsozialistischen Deutschland schildert und eine Ahnung davon aufkommen lässt, wie die Menschen sich in diesen von Angst und Zwängen beherrschten Alltag emotional einfügten.

was einer tiefgründigeren Betrachtung wert wäre. Egoistisch und verzweifelt zugleich stellen sie sich in den Mittelpunkt ihres Lebens, was ihre Einsamkeit als ausweglos erscheinen lässt, sie andererseits aber davor bewahrt, sich einzugliedern in eine Bewegung, die Erlösung verspricht, aber dafür die Aufgabe subjektiver Weltbetrachtung fordert.

Diese Haltung darf nicht mit Ignoranz oder politischer Blindheit verwechselt werden. Es ist nicht so, dass Irmgard Keun keinen Blick für die soziale Realität und die politischen Zusammenhänge gehabt hätte. Im Gegenteil, der Alltag in den beiden Romanen, die das Ende der Weimarer Republik thematisieren, ist so nüchtern und genau beschrieben, dass sich die Summe seiner Details wie ein Alp auf die Lesenden legt. Auch politisch engagierte Menschen treten in Erscheinung, wie im *Kunstseidenen Mädchen*, in dem die Nationalsozialisten einen »jüdisch-proletarisch-kommunistischen Klub«<sup>768</sup> überfallen, und in *Gilgi – eine von uns*, wo Pit, der Kommunist, über das Glück der gesamten Menschheit schwadroniert, ohne dass er jedoch das Unglück des Menschen, der neben ihm sitzt, wahrnimmt. Nicht Ignoranz ist es, was die Autorin veranlasste, keine Hoffnungen auf die politischen Richtungen zu setzen, die eine Erneuerung oder Veränderung der Gesellschaft anstrebten, sondern eher ist es so, als sei sie über alle diese hinausgewachsen. Die Ideen wurden geprüft und als der Realität nicht angemessen verworfen. Es sind nicht die großen Visionen für die Zukunft, die Keuns Protagonistinnen ihren Weg weitergehen lassen und verhindern, dass sie sich selbst aufgeben, sondern es sind die Augenblicke, in denen sie Glück haben und einem Menschen begegnen »in den drei Minuten am Tage, wo er gut ist.«<sup>769</sup>

Es wurde schon in der Einleitung behauptet, dass die Schriftstellerinnen der Weimarer Republik ausnahmslos bürgerlicher Herkunft waren, dass in ihren Elternhäusern die Vermittlung von Bildung und Wissen eine Selbstverständlichkeit war und in ihnen zu Schulbesuchen und Ausbildung angehalten wurde. Auch die Kommunistinnen – Rosa Luxemburg, Anna Seghers, Berta Lask und Hedda Zinner – können hiervon nicht ausgenommen werden, ebenso wenig die Frauen, die hart und nüchtern die Bedingungen der Arbeits- und Geschäftswelt schilderten. Gemeint sind Marieluise Fleißer, Christa Anita Brück und Irmgard Keun. Die Chance, dass Mädchen der Arbeiterklasse sich schreibend ins Zeitgeschehen mischten, war demgegenüber sehr viel

<sup>768</sup> Keun 1932: 151

<sup>769</sup> Keun 1932: 147

ungewöhnlicher. Margarete Steffin gehörte zu denen, die aus eigener Erfahrung benennen konnten, welche äußeren Notwendigkeiten den Lebensweg von Arbeiterkindern bestimmten, aber auch, wie stark die Überzeugung in den Betroffenen selbst verankert war, dass ihnen keine Bildung zukomme. In einer Gesellschaft, in der Armut nicht als Folge ungleicher Lebenschancen und ungerechter Verteilungsmodalitäten verstanden wird, sondern als selbstverschuldet, ist der Drang groß, sich und seine Lebensumstände zu verstecken. Die Scham darüber, in seinem äußeren Auftreten nicht mit den Wohlhabenden und Erfolgreichen mithalten zu können, mag dann dazu verleiten, sich auch den Chancen gegenüber zu verschließen und seinen Kindern Wege in die Zukunft zu verstellen, um sie vor der Unerträglichkeit des quälenden Gefühls zu schützen, nicht dazuzugehören.

Ich schrieb einen langen Aufsatz «Die edlen Frauengestalten in Wilhelm Tell». Mindestens zwölf Seiten. Nach der Deutschstunde wurde ich zum Rektor gerufen. Er fragte, ob ich auf die hohe Schule wollte. Ja, ob ich wollte! Gut, dann würden meine Lehrer mir mit den Vorbereitungen helfen.

[...]

Kurz vor der Schlußprüfung sagte mein Vater, er habe es sich überlegt, ich dürfe nicht auf die hohe Schule. Der Lehrer sprach mit ihm. Mein Vater meinte, er könnte mir keine guten Kleider und kein Taschengeld geben. Der Lehrer versprach, daß er für das Taschengeld sorgen würde, und von seiner Tochter, die ein Jahr älter war als ich, konnte ich die Kleider haben. Dann sagte mein Vater, erstens sollte ich mit vierzehn arbeiten und Geld verdienen, außerdem aber würde mich die hohe Schule der Arbeiterklasse entfremden, und das müßte auch den besten Menschen versauen.

[...]

Dann wurden die ersten weltlichen Schulen in Berlin eröffnet. Ich war nun schon dreizehn Jahre alt, aber ich ließ mich sofort anmelden.

Die Lehrer waren fast alle jung, und wir saßen nicht nach Plätzen. Wir bekamen auch keine Schulaufgaben, sondern machten nur freiwillige Arbeiten.

[...]

Ich schrieb ein Theaterstück, das mehr als eine Stunde dauerte. Und das ganze Stück war in Versen. Ich war mächtig stolz, und wir studierten es ein. Es wurde ein großer Erfolg. Wir mußten es noch in zwei anderen Schulen spielen. Ich wollte danach unbedingt Dichterin werden. Aber ein paar Wochen vor Schulschluß

wurde mir eine Stelle als Laufmädchen in den Deutschen Telefonwerken angeboten. Da wurde ich Laufmädchen.<sup>770</sup>

Dass Margarete Steffin partiell fähig war, die objektiven und anerzogenen Hemmschwellen zu überwinden, ermöglichte es ihr auch, schreibend mitzuteilen, warum es ihr fast nicht gelungen wäre, ihrem Lebensweg doch noch eine andere Richtung zu geben. Hierbei darf der Einfluss der Arbeiterbildung nicht unterschätzt werden, wie sie von den linken Parteien und teilweise auch von den Kirchen angeboten wurde. Margarete Steffin, schon von den Eltern kommunistisch erzogen, wurde Mitglied im Arbeitersportverein, in dem nicht nur geturnt, sondern auch Arbeiterkultur geschaffen wurde. So trat Steffin im Sprechchor dieses Vereins als Einzelsprecherin auf und besuchte die Sprechkurse von Helene Weigel an der Marxistischen Arbeiterschule, in deren Folge sie sich der »Gruppe junger Schauspieler« anschloss. Sie spielte im Film *Kuhle Wampe* und in dem Stück *Die Mutter* von Bertolt Brecht mit. Ihre Hinterlassenschaft als Autorin besteht nur aus wenigen Erzählungen und Gedichten, aus autobiographischen Texten und einem Stück für Kinder, doch wissen wir nicht, was sie noch zu leisten in der Lage gewesen wäre, wenn sie nicht schon mit 33 Jahren an Tuberkulose gestorben wäre.

Der gegenwärtig beklagte Wissensnotstand der deutschen Schüler wird auch auf eine im globalen Maßstab ungewöhnliche Chancungleichheit beim Zugang zu den Bildungsmöglichkeiten und auf mangelnde Kompensatoren innerhalb des Bildungssystems zurückgeführt. Die gegenwärtige Diskussion zeigt, dass die Kindheitserfahrungen Margarete Steffins keineswegs der Vergangenheit angehören. Andererseits entfacht die Beschäftigung mit ihrem Werdegang aber auch das Gefühl der Zuversicht, dass es möglich ist, mit persönlichem Einsatz über die gesellschaftlich gesteckten Grenzen hinauszugelangen.

Es soll noch ein weiteres Thema angesprochen werden, das ebenso wenig der Vergangenheit angehört, nämlich zehn Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges und elf Jahre vor dem zweiten schrieb Ilse Langner ihr Antikriegsstück *Frau Emma kämpft im Hinterland*. Ein Jahr danach, 1929, wurde es in Berlin aufgeführt, aber erst fünfzig Jahre später, zum 80. Geburtstag der Autorin gedruckt. Im 1. Akt sagt *Frau Emma* noch:

---

<sup>770</sup> Steffin 1991

»Alles kann ich hier ertragen; den Hunger, die Trauer ringsum, die Angst um den Mann: Das ist von oben verfügt, vom Kaiser, vom Vaterland, – da muß ich still halten, da darf ich mich nicht wehren, denn das wäre Auflehnung.«<sup>771</sup>

Aber die Bereitschaft der Frauen, den Krieg im Hinterland zu unterstützen, lässt mit zunehmendem Hunger nach. Die hochgehaltenen Werte wie Treue, Liebe und Vaterland verlieren an Bedeutung vor der Brutalität des Alltags. Um ihrem Kind, das an der Hungergrippe erkrankt ist, das nötige Fett in die Suppe rühren zu können, tauscht *Frau Emma* sexuelle Befriedigung gegen Butter und Speck ein und gelangt zu der Einsicht, dass die Frauen der Willkür der Männer ausgeliefert sind. Erst machen sie diesen Krieg, entziehen sich der Verantwortung gegenüber den Frauen und Kindern, und während sich die einen dem Rausch des Tötens hingeben, nutzen die daheimgebliebenen Männer die elende Lage der Frauen aus. Nachdem *Frau Emma* infolge ihrer „Vertragserfüllung“ ein Kind erwartet, lässt sie die Schwangerschaft unterbrechen und resümiert im Nachhinein:

Solange man Kinder bekommen kann, ob man will oder nicht, solange ist man eben noch vom Manne abhängig. Aber ich will frei sein. Ich gehe meinen eigenen Weg. Nur wenn man sich ganz, ganz fest auf eigene Füßen stellt, kann einem das Leben nicht mehr viel anhaben.<sup>772</sup>

Auch als ihr Mann gesund aus dem Krieg zurückkehrt, besteht sie darauf, unabhängig zu sein und weiterhin ihrem bisher kriegsbedingten Dienst als Straßenbahnschaffnerin nachzugehen. Nur wenn eine Frau ihr eigenes Geld verdiene, sei sie ein eigenständiger und handlungsfähiger Mensch, der mitreden könne über Krieg und Frieden.

Ilse Langner knüpfte mit ihrem Stück noch einmal an die Friedensbemühungen der radikalen bürgerlichen Frauenbewegung an, besonders deutlich mit *Frau Emmas* hoffnungsvollem Ausruf: »Ja, wir Mütter müßten den Krieg bestimmen!«<sup>773</sup> Dort aber, so ist heute zu beobachten, wo Frauen ein Wort mitzureden haben über Kriegserklärungen und Kriegsbeteiligung, werden sie diesen hohen Erwartungen aus Überzeugung oder Feigheit nicht gerecht. Doch heißt das nicht, dass Ilse Langners Stück überholt ist oder als unrealistisch klassifiziert werden müsste. Es gibt in dieser *Chronik in drei Akten* einen kurzen Dialog,

<sup>771</sup> Langner 1979 [1929]: 10

<sup>772</sup> Langner 1979 [1929]: 80

<sup>773</sup> Langner 1979 [1929]: 88

der angesichts der gegenwärtigen Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland in der Frage der Beteiligung deutscher Soldaten an Natoeinsätzen nicht nur aktuell ist, sondern wie eine zukünftige Handlungsanweisung interpretiert werden kann.

*Paula*

Und wenn Sie nun erwachsene Söhne hätten, die ins Feld müßten?

*Frau Emma*

*entschlossen* Ich ließe sie nicht ziehen, ich ginge mit. Und wenn sie mich fortschickten, dann hinge ich mich an ihr Koppel und sie müßten mich mitschleifen. – – <sup>774</sup>

Zum Schluss soll hier noch auf einen Roman verwiesen werden, auf Gabriele Tergits *Käsebier erobert den Kurfürstendamm*, der unter anderem gründlich mit jeder romantischen Vorstellung von der Volksgemeinschaft, wie die Nationalsozialisten sie verhießen, aufräumte und ebenso mit der Hoffnung derjenigen, die meinten, heimzufinden zum Ackerboden, wenn erst einmal Adolf Hitler und seine Männer die Macht übernommen hätten. Der „kommende Mann“ im Roman heißt *Frächter*, und die Menschen, die von seinen Machenschaften betroffen sind, vermuten in ihm einen Nationalsozialisten, der sich aber noch nicht als solcher zu erkennen gibt. An ihm zeigt sich deutlich, dass die nationalsozialistische Behauptung, „the american way of life“ ließe sich mit dem deutschen Geist nicht verbinden, ja sie ständen konträr zueinander, nichts anderes war als eine Lüge, die den Blick ablenken sollte von der Zusammenarbeit der NSDAP und den deutschen Wirtschaftsführern. Denn der Roman von Gabriele Tergit lässt an der Figur *Frächters* erkennen, dass amerikanische Modernisierungs- und Rationalisierungsmethoden von den Nationalsozialisten gutgeheißen wurden, wenn die deutsche Wirtschaft davon profitieren konnte. Spätestens bei dieser Erkenntnis wird aber auch unübersehbar, dass die Verheißung, eine Volksgemeinschaft errichten zu wollen – »Bauer, Arbeitsmann und Knecht,/ Adel, Bürger – gleiches Recht«<sup>775</sup> – einzig zu Zwecken der Verblendung unter das Volk gebracht wurde, da es sich doch um keine Volksgemeinschaft handeln kann, wenn der einen Gruppe auf Kosten der anderen Vorteile und Gewinne zugeschoben werden.

Frächter begann: „Herr Cochius, wir sprachen von einer Umorganisation Ihres Blattes. [...] Ich habe jahrelang für die Omegawerke die Plattenreklame gemacht, eine Zeitlang auch für Me-

<sup>774</sup> Langner 1979 [1929]: 10f.

<sup>775</sup> Weiß Ferdl 2001 [1933]: 97

cker-Flossen, fabelhafte Schwimmschuhe. Ich bin kein kaufmännischer Laie. Die Berliner Rundschau müßte man groß aufziehen. Schon der Kopf müßte ganz anders werden. Viel dicker und größer. Wasserkopf sozusagen. Was ist Tradition? Gut für Schlösser und gestorbene Feudalherren. [...]"

„Ich hoffe, daß Sie, wie es die wissenschaftlichen Methoden der Betriebsführung jetzt verlangen, auch durch Rationalisierung Spesen sparen können.“

„Sicher“, sagte Frächter, „auch müßte der Redaktionsstab frisch durchblutet werden. Junge Kräfte! Die guten Journalisten von 1900, die vom Atem der Zeit nicht durchstürmt sind, schreiben viel zu hoch für ein modernes Publikum. [...] Aber das Wesen des modernen Betriebsfachmanns ist es, schlummernde Bedürfnisse zu wecken.“

„Ich hoffe, Herr Frächter, Ihre Umorganisation kostet nicht zu viel. Ich kann gar nicht sagen, wie müde ich es bin, mich für diese Steuern ärgern zu lassen.“

Frächter sagte: „Sie haben ganz recht. Man kann nicht einerseits dem Kapitalisten die Verantwortung lassen und andererseits ihn terrorisieren. [...]“<sup>776</sup>

Die nationalkonservativen Schriftsteller und Schriftstellerinnen hatten in ihren literarischen Veröffentlichungen immer wieder dafür plädiert, das Alte zu wahren, und sie hatten ihre Trauer darüber bekundet, dass das Vergangene nun einmal vergangen war. Viele von ihnen wünschten sich deshalb die Rückkehr zu den alten Traditionen, die sich an der adligen Vergangenheit orientierten, und hofften darauf, einen deutschen Sonderweg beschreiten zu können, auf dem ein Verzicht auf die Modernisierungsmaßnahmen, mit denen Arbeitskräfte „freigesetzt“ wurden, möglich sei. Der Reiz der nationalsozialistischen Partei lag für sie deshalb nicht zuletzt in deren Versprechen, das Ursprüngliche des Deutschtums wiedererrichten zu wollen. Um so auffällig ist es, dass gerade *Frächter* die gefürchteten und verabscheuten Veränderungen herbeiführen will, die viele von denen, die sich zu den Nationalsozialisten bekannten, eben genau mit dieser Entscheidung verhindern wollten.

Doch was heute offen auf der Hand liegt, war wohl zu jener Zeit nur denen bekannt, die diese Widersprüche auch sehen wollten. Zwölf Jahre sollte es dauern, bis das Gebilde aus Lügen und Gewalt sein schreckliches Ende fand. Doch dass es sein Ende finden würde, war schon

---

<sup>776</sup> Tergit 1932: 159ff.



1932 im vorliegenden Roman zu lesen; denn als *Gohlisch*, ein Opfer der *Frächter*'schen Rationalisierungspraktiken, am Ende des Romans an seiner alten Wirkungsstätte, der *Berliner Rundschau* vorbeikommt, stürzt die Minerva-Statue, die bis dahin auf dem Dach postierte, in die Tiefe. Das ist kein Unfall, sondern Folge des *Frächter*-Projekts, das nun mit dem Abriss der *Berliner Rundschau* wegen mangelnder Rentabilität endet. Übrig aber bleiben die Hand der Minerva und die Rose, die sie hielt. Nach beidem bückt sich *Gohlisch*, um sie als Überbleibsel einer besseren Zeit mitzunehmen, aber auch als Garant dafür, dass ein System, in dem die Weisheit der Zerstörungswut ausgesetzt wird, nicht von ewiger Dauer sein kann.



## Literaturliste

- Abendroth, Wolfgang (1973): Sozialgeschichte der europäischen Arbeiterbewegung, 9. Aufl., Frankfurt am Main, Suhrkamp
- Alexander, Gertrud (1973a): Literaturbesprechung, in: Manfred Brauneck (Hrsg.): Die Rote Fahne. Kritik, Theorie, Feuilleton. 1918 – 1933, München, Wilhelm Fink: 128 – 133, Erstdruck: *Rote Fahne* vom 13. u. 14. 6. 1921
- Alexander, Gertrud (1973b): Juni-Ausstellung „Der Sturm“, in: Manfred Brauneck (Hrsg.): Die Rote Fahne. Kritik, Theorie, Feuilleton. 1918 – 1933, München, Wilhelm Fink: 191 – 194, Erstdruck: *Rote Fahne* vom 12. 6. 1923
- Andreas-Salomé, Lou (1987): Die in sich ruhende Frau [1899], in: Gisela Brinker-Gabler (Hrsg.): Zur Psychologie der Frau, Frankfurt am Main, Fischer: 285 – 311
- Anz, Thomas (1996): Vitalismus und Kriegsdichtung, in: Mommsen, Wolfgang J. (Hrsg.): Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im ersten Weltkrieg, München, R. Oldenbourg: 235 – 247
- Arendt, Hans-Jürgen/Scholze, Siegfried, Hrsg. (1984): Zur Rolle der Frau in der Geschichte des deutschen Volkes. 1830 bis 1945: e. Chronik, Frankfurt am Main, Marxistische Blätter
- Arnaud-Duc, Nicole (1994): Die Widersprüche des Gesetzes, in: Geschichte der Frauen, hrsg. v. Georges Duby/Michelle Perrot, Bd.: 19. Jahrhundert, hrsg. v. Geneviève Fraisse und Michelle Perrot, Frankfurt am Main, Büchergilde Gutenberg: 97 – 132
- Arnim, Hans von (1972): Christliche Gestalten neuerer deutscher Dichtung, Berlin, Wichern
- Arnold, Volker (1985): Rätebewegung und Rätetheorien in der Novemberrevolution. Räte als Organisationsformen des Kampfes und der Selbstbestimmung; 2. überarb. Aufl., Texte zur Arbeiterbewegung, Hamburg, Edition SOAK im Junius Verlag
- Bachofen, Johann, Jakob (1980): Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaikokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur [1861], 3. Aufl., Frankfurt am Main, Suhrkamp
- Bäumer, Gertrud (1914): Der Krieg und die Frau, in: Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, hrsg. v. Ernst Jäckh, 15. Heft, Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt
- Bäumer, Gertrud (1918): Zwischen den Zeiten, in: *Die Frau*, hrsg. v. Helene Lange und Gertrud Bäumer, 26. Jahrg., Heft 3, Dezember: 69 – 72

- 
- Bäumer, Gertrud (1933): Lebensweg durch eine Zeitenwende, Tübingen, Rainer Wunderlich (Hermann Leins)
- Barck, Simone (1991): Nachwort zu: Margarete Steffin *Konfutse versteht nichts von Frauen*. Nachgelassene Texte, hrsg. v. Inge Gellert, Berlin, Rowohlt
- Barlach, Ernst (1968): Die Briefe I: 1888 – 1924, hrsg. v. Friedrich Dross, München, R. Piper & Co.
- Barlach, Ernst (1972): Werk und Wirkung. Berichte – Gespräche – Erinnerungen, ges. u. hrsg. v. Elmar Jansen, Frankfurt am Main, Athenäum
- Baum, Vicki (1920): Der Eingang zur Bühne, Berlin, Ullstein & Co.
- Baum, Vicki (1923): Die Welt ohne Sünde. Der Roman einer Minute. Stuttgart u.a., Deutsche Verlags-Anstalt
- Baum, Vicki (1962): Es war alles ganz anders. Erinnerungen, Berlin u.a., Ullstein
- Baum, Vicki (1968): Stud. chem. Helene Willfüer [1929], 9. Aufl., München, Heyne
- Baumgarten, Helene (1964): Ricarda Huch. Von ihrem Leben und Schaffen, Weimar, Hermann Böhlaus Nachf.
- Beckmann, Herbert (1996): TöchterVäter, Hamburg, Rotbuch
- Bendt, Jutta/Schmidgall, Karin (1994): Ricarda Huch. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar, 7. Mai – 31. Oktober 1994, Marbacher Katalog 47, hrsg. v. Ulrich Ott und Friedrich Pfäfflin, Marbach am Neckar, Deutsche Schillergesellschaft
- Bensussan, Gérard/Robelin, Jean (1988): Sozialismus, in: Kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 7: Säuberung bis Trotzismus, hrsg. v. Georges Labica und Gérard Bensussan, Hamburg, Argument: 1204 – 1211
- Benz, Wolfgang, Hrsg. (1988): Pazifismus in Deutschland. Dokumente zur Friedensbewegung 1890 – 1939, Frankfurt am Main, Fischer
- Berg, Peter (1963): Deutschland und Amerika 1918 – 29. Über das deutsche Amerikabild der zwanziger Jahre, Hamburg u.a., Matthiesen
- Bierl, Peter (1993): Alle Macht den Räten. Rosa Luxemburg: Räte Demokratie und Sozialismus, Köln, ISP
- Blinkhorn, Martin (1994): Mussolini und das faschistische Italien, Mainz, Decaton
- Bloch, Ernst (1969): Das Prinzip Hoffnung, Wissenschaftliche Sonderausgabe, Frankfurt am Main, Suhrkamp

- 
- Bönisch, Monika u.a. (1989a): Das »Augusterlebnis« 1914. Vorbereitung und Beginn des Ersten Weltkrieges, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.): August 1914: Ein Volk zieht in den Krieg, Berlin, NiSHEN: 7 – 10
- Bönisch, Monika u.a. (1989b): Dokumentation: Der Kriegsbeginn in den Schlagzeilen, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.): August 1914: Ein Volk zieht in den Krieg, Berlin, NiSHEN: 11 – 25
- Bohnke-Kollwitz, Jutta (1989): Einführung und Anmerkung zu Käthe Kollwitz: *Die Tagebücher*, Berlin, Siedler
- Bormann, Claus von (1973): Kritik, in: Handbuch philosophischer Grundbegriffe, Studienausgabe Bd. 3: Gesetz–Materie, München, Kösel: 807 – 823
- Boschert, Bernhard (1989): »Eine Utopie des Unglücks stieg auf«. Zum literarischen und publizistischen Engagement deutscher Schriftsteller für den Ersten Weltkrieg, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.): August 1914: Ein Volk zieht in den Krieg, Berlin, NiSHEN: 127 – 135
- Bräutigam, Helmut (1989): »Nun ist sie da, die heilige Stunde!«. Der Krieg aus der Sicht von Alldeutschen, Flottenverein und Kolonialgesellschaft, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.): August 1914: Ein Volk zieht in den Krieg, Berlin, NiSHEN: 26 – 37
- Braune, Rudolf (1975): Das Mädchen an der Orga Privat [1930], Kleine Arbeiterbibliothek. Kürbiskern, Damnitz
- Brecht, Bertolt (1976): *Kinderhymne* [1947 – 1956], in: ders.: Gesammelte Werke 10, Gedichte 3, Frankfurt am Main, Suhrkamp
- Breitbach, Joseph (1977): Nachwort zu Annette Kolb *Die Schaukel*, Copyright 1934 by S. Fischer Verlag Berlin, Nördlingen
- Brinker-Gabler, Gisela, Hrsg. (1980): Frauen gegen den Krieg, Frankfurt am Main, Fischer
- Brück, Christa Anita (1930): Schicksale hinter Schreibmaschinen, Berlin, Sieben-Stäbe
- Brück, Christa Anita (1932): Ein Mädchen mit Prokura, Berlin, Sieben-Stäbe
- Brück, Christa Anita (1941): Die Lawine, Berlin, Deutscher Verlag (ehem. Ullstein)
- Bundeszentrale für politische Bildung (1973): Die Weimarer Republik, Informationen zur politische Bildung, Folge 109 – 110, Neudruck, Bonn
- Burckhardt, Carl Jakob (1964): Annette Kolb, in: ders.: Betrachtungen und Berichte, Zürich, Manesse: 453 – 462

- 
- Bussemer, Herrad-Ulrike (1989): »Weit hinter den Schützengräben«. Das Kriegserlebnis der bürgerlichen Frauenbewegung, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.): August 1914: Ein Volk zieht in den Krieg, Berlin, NiSHEN: 136 – 126
- Camus, Albert (1961): Der Mythos Sisyphe. Ein Versuch über das Absurde, o.O., Rowohlt
- Cooper, J.C. (1981): Der Weg des Tao. Eine Einführung in die alte Lebenskunst und Weisheitslehre der Chinesen, 2. Aufl., o. Ortsangabe, O.W. Barth
- Corinth, Lovis (1926): Selbstbiographie, Leipzig, S. Hirzel
- Cornelißen, Christoph (1996): Politische Historiker und deutsche Kultur. Die Schriften und Reden von Georg v. Below, Hermann Oncken und Gerhard Ritter im Ersten Weltkrieg, in: Mommsen, Wolfgang J. (Hrsg.): Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, München, R. Oldenbourg: 119 – 142
- Czernin, Ferdinand (1968): Die Friedensstifter. Männer und Mächte um den Versailler Vertrag, Bern u.a., Scherz
- Dackweiler, Regina (1991): Rezeptionsgeschichte von Ina Seidels Roman *Das Wunschkind*, in: Barbara Determann u.a. (Hrsg.): Verdeckte Überlieferungen. Weiblichkeitsbilder zwischen Weimarer Republik, Nationalsozialismus und Fünfziger Jahre, Arnoldshainer Texte, Bd. 68, Frankfurt am Main, Haag + Herchen: 83 – 104
- Das Versailler Diktat*. Vorgeschichte – Vollständiger Vertragstext – Gegenvorschläge der deutschen Regierung. Mit einem Vorwort von Generalleutnant a.D. Dr. Franz Uhle-Wettler, Kiel, Arndt, 1999
- Dehmel, Richard (1982): *Lied an alle*, in: Thomas Anz und Joseph Vogl: Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914 – 1918, München, Carl Hanser: 15; Erstdruck: »Frankfurter Zeitung« vom 4. August 1914
- Deutsche Biographische Enzyklopädie*, DBE (1997), hrsg. v. Walter Killy u. Rudolf Vierhaus, Bd.: 5 Hesselbach – Kofler, München, K. G. Saur
- Dockhorn, Kurt (1983): Mission, in: Erwin Fahlbusch (Hrsg.): Taschenlexikon Religion und Theologie, Bd. 3: J – M, 4. erw. Aufl., Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht: 270 – 279
- Dorst, Tankred, Hrsg. (1972): Die Münchner Räterepublik. Zeugnisse und Kommentar, 5. Aufl., Frankfurt am Main, Suhrkamp
- Dunayevskaya, Raya (1998): Rosa Luxemburg. Frauenbefreiung und Marx' Philosophie der Revolution, Berlin u.a., Argument

- 
- Eifert, Christiane (1989): Wann kommt das »Fressen«, wann die »Moral«? Das »Kriegserlebnis« der sozialdemokratischen Frauenbewegung, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.): August 1914: Ein Volk zieht in den Krieg, Berlin, NiSHEN: 103 – 114
- Eisner, Freya (1991): Kurt Eisner, der Publizist und Politiker: seine Einschätzung durch Zeitgenossen und in jüngerer Literatur, Universität Bremen (Dissertation)
- Eisner, Kurt (1969a): Kant [1904], in: ders.: Die ½ Macht den Räten, Köln, Hegner: 55 – 77
- Eisner, Kurt (1969b): Kommunismus des Geistes [1908a], in: ders.: Die ½ Macht den Räten, Köln, Hegner: 187 – 199
- Eisner, Kurt (1969c): Religion des Sozialismus [1908b], in: ders.: Die ½ Macht den Räten, Köln, Hegner: 200 – 212
- Eisner, Kurt (1969d): Hermann Cohen. Zum 70. Geburtstag des Philosophen [1912], in: ders.: Die ½ Macht den Räten, Köln, Hegner: 122 – 135
- Elsner, Gisela (1988): Clara Zetkin, in: Hans Jürgen Schultz (Hrsg.): Frauen. Porträts aus zwei Jahrhunderten, 6. Aufl., Stuttgart, Kreuz: 158 – 171
- Fester, Richard; König, Marie E.P; Jonas, Doris F.; Jonas, A. David (1980): Weib und Macht. Fünf Millionen Jahre Urgeschichte der Frau, Frankfurt am Main, Fischer
- Fiedler, Gudrun (1989): Jugend im Krieg. Bürgerliche Jugendbewegung, Erster Weltkrieg und sozialer Wandel 1914 – 1923 [Archiv der deutschen Jugendbewegung, Bd. 6], Köln, Wissenschaft und Politik
- Fleißer, Marieluise (1983a): Fegefeuer in Ingolstadt [1924], in: dies.: Gesammelte Werke, Erster Band: Dramen, 2. Aufl., Frankfurt am Main, Suhrkamp: 61 – 125
- Fleißer, Marieluise (1983b): Eine Zierde für den Verein. Roman vom Rauchen, Sporteln, Lieben und Verkaufen [1931], in: dies.: Gesammelte Werke, Zweiter Band: Roman, Erzählende Prosa, Aufsätze, 2. Aufl., Frankfurt am Main, Suhrkamp: 9 – 204
- Förster, Wolfgang (1990): Humanismus, in: Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften, hrsg. von Hans Jörg Sandkühler, Bd. F – K, Hamburg, Felix Meiner: 560 – 563
- [Forster, Georg] (1976): Georg Forster 1754 – 1794. Südseeforscher, Aufklärer, Revolutionär. Roter Faden zur Ausstellung, Frankfurt am Main, Museum für Völkerkunde; Bremen, Übersee-Museum

- 
- Freud, Sigmund (1979): Über die weibliche Sexualität [1905], in: ders.: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, Frankfurt am Main, Fischer: 169 – 186
- Frevert, Ute (1988): Kunstseidener Glanz. Weibliche Angestellte, in: Neue Frauen. Die zwanziger Jahre, hrsg. v. Kristine von Soden u. Maruta Schmidt, Berlin, Elefanten Press: 25 – 30
- Fritton, Michael Hugh (1986): Literatur und Politik in der Novemberrevolution 1918/1919. Theorie und Praxis revolutionärer Schriftsteller in Stuttgart und München, Frankfurt am Main u.a., Peter Lang
- Fulda, Ludwig (1916a): Amerika und Deutschland während des Weltkrieges, Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft, hrsg. v. Prof. Dr. Franz v. Mammen, Heft 22, Dresden und Leipzig, "Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt
- Fulda, Ludwig (1916b): Der Lebensschüler. Schauspiel in vier Aufzügen, 2. Aufl., Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.
- Fulda, Ludwig (1921): Des Esels Schatten. Lustspiel in drei Aufzügen (mit freier Anlehnung an Wielands Abderiten), 1. u. 2. Tausend, Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.
- Fulda, Ludwig (1924): Die Gegenkandidaten, Komödie, Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.
- Fulda, Ludwig (1988): Briefwechsel 1882 – 1939: Zeugnisse des literarischen Lebens in Deutschland, hrsg. v. Bernhard Gajek; Wolfgang v. Ungern-Sternberg, Teil 2; Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft, Bd. 4, Frankfurt am Main u.a., Peter Lang
- Gailus, Manfred (1989): Kirche im Kriegseinsatz. Eindrücke aus zwei Schöneberger Kirchengemeinden 1914 – 18, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.): August 1914: Ein Volk zieht in den Krieg, Berlin, NiSHEN: 94 – 102
- Gay, Peter (1989): Freud. Eine Biographie für unsere Zeit, Frankfurt am Main, Büchergilde Gutenberg
- Gerhard, Ute (1988): Anita Augspurg (1857 – 1943) Juristin, Feministin, Pazifistin, in: Jürgen Seifert (Hrsg.): Streitbare Juristen. Eine andere Tradition, Baden-Baden, Nomos: 92 – 103
- Gerhard, Ute (1992): Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung, Reinbek, Rowohlt



- 
- Gerken, Gerhard (1985): Die ›literarischen‹ Themen im Werk von Corinth, in: Lovis Corinth 1858-1925, hrsg. v. Zdenek Felix, Köln, DuMont
- Gerlach, Hellmut von (1994): Die große Zeit der Lüge. Der Erste Weltkrieg und die deutsche Mentalität (1871 – 1921), hrsg. v. Helmut Donat und Adolf Wild, Schriftenreihe Geschichte und Frieden, Bremen, Donat
- Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung* (1967): Kapitel VI: Von November 1917 bis Januar 1919, Institut für Marxismus – Leninismus beim Zentralkomitee der SED, Berlin, Dietz
- Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung* (1967): Kapitel VII: Von Januar 1919 bis Ende 1923, Institut für Marxismus – Leninismus beim Zentralkomitee der SED, Berlin, Dietz
- Goll, Claire (1918): *Mitwelt*, in: Der rote Hahn, hrsg. von Franz Pfemfert, Berlin, Verlag der Wochenschrift *Die Aktion*
- Goll, Claire (1971): *Traumtänzerin. Jahre der Jugend*, München, Paul List
- Goll, Claire (1978): *Ich verzeihe keinem. Eine literarische Chronique scandaleuse unserer Zeit*, Bern u. a., Scherz
- Goll, Claire (1989a): Die Stunde der Frauen [1917], in: dies.: *Der Gläserne Garten. Prosa 1917 – 1939*, hrsg. u. komm. v. Barbara Glauert-Hesse, Berlin, Argon: 11 – 13
- Goll, Claire (1989b): Die neue Idee [1919], in: dies.: *Der Gläserne Garten. Prosa 1917 – 1939*, hrsg. u. komm. v. Barbara Glauert-Hesse, Berlin, Argon: 61 – 63
- Gotsche, Otto (1958): Vorwort in: Rudolf Braune [1932] *Junge Leute in der Stadt*, Berlin, Dietz: 5 – 14
- Grebing, Helga (1976): *Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*, 7. Aufl. München, Deutscher Taschenbuch Verlag
- Grober, Ulrich (1996): Das kurze Leben des Peter Kollwitz. Bericht einer Spurensuche, In: *Die Zeit*, Nr. 48, 22. November 1996: 80
- Grötzinger, Vera (1993): *Der Erste Weltkrieg im Widerhall des „Zeit-Echo“ (1914 –1917). Zum Wandel im Selbstverständnis einer künstlerisch-politischen Literaturzeitschrift*, Frankfurt am Main, Peter Lang
- Haase, Ernst (1929): *Hugo Haase. Sein Leben und Wirken. Mit einer Auswahl von Briefen, Reden und Aufsätzen*, Berlin, E. Laubsche Verlagsbuchhandlung
- Haase, Hugo (1929a): Über die Haltung der Reichstagsfraktion zum Kriege. Artikel für die Parteipresse v. Juni 1915, in: Haase Ernst

- (1929): Hugo Haase. Sein Leben und Wirken. Mit einer Auswahl von Briefen, Reden und Aufsätzen, Berlin, E. Laubsche Verlagsbuchhandlung: 219 – 224
- Haase, Hugo (1929b): Das Gebot der Stunde. Gemeinsamer Aufruf von Haase, Bernstein und Kautsky, veröffentl. am 19. Juni 1915, in: Haase Ernst (1929): Hugo Haase. Sein Leben und Wirken. Mit einer Auswahl von Briefen, Reden und Aufsätzen, Berlin, E. Laubsche Verlagsbuchhandlung: 225ff.
- Haase, Hugo (1929c): [Brief an Kurt Eisner, 1916], Briefe aus der Kriegszeit, in: Haase Ernst (1929): Hugo Haase. Sein Leben und Wirken. Mit einer Auswahl von Briefen, Reden und Aufsätzen, Berlin, E. Laubsche Verlagsbuchhandlung: 103 – 172
- Harbou, Thea v. (1915): Der Krieg und die Frauen, Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.
- Hauptmann, Gerhart (1982): *Reiterlied*, Fritz v. Unruh, dem Dichter und Ulanen zugeeignet, in: Thomas Anz und Joseph Vogl: Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914 – 1918, München, Carl Hanser: 28f.; Erstdruck: Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht. H 1. Hrsg. v. J. Bab, Berlin 1914, S. 17f.
- Haustedt, Birgit (1999): Die wilden Jahre in Berlin. Eine Klatsch- und Kulturgeschichte der Frauen, Dortmund, edition ebersbach
- Heiber, Helmut (1971): Die Republik von Weimar, in: Deutsche Geschichte seit dem Ersten Weltkrieg, Bd. 1, Veröffentlichung des Instituts für Zeitgeschichte, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart: 13 – 211
- Hein, Christoph M. (1991): Der BPRS. Biographie eines kulturpolitischen Experiments in der Weimarer Republik, Arbeiterkultur und Arbeiterbewegung, Bd. 25, Münster, Lit
- Hellmann, Hanna (1919): Frauenstimmrecht, Krieg und Frieden, in: Die Frau, hrsg. von Helene Lange u. Gertrud Bäumer, 26. Jhg., Heft 11, August: 325 – 328
- Herden, Werner (1987): Die »preußische Dichterakademie« 1926 – 1933, in: Literarisches Leben in Berlin. 1871 – 1933, hrsg. v. Peter Wruck, Berlin, Akademie: 151 – 278
- Hermund, Jost/Trommler, Frank (1978): Die Kultur der Weimarer Republik, München, Nymphenburger Verlagsanstalt
- Hessel, Franz (1994): An die Berlinerinnen, in: ders.: Von den Irrtümern der Liebenden und andere Prosa, Paderborn, Igel: 118ff.; Erstdruck: *Vogue* (Berlin) 13.3.1929, S. 25

- 
- Heym, Georg (1982): *Der Krieg*, in: Thomas Anz und Joseph Vogl: Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914 – 1918, München, Carl Hanser: 9f.; Erstdruck: Georg Heym: *Umbra vitae*, Leipzig 1912, S. 7f.
- Heymann, Lida Gustava (1980): Weiblicher Pazifismus [1917/1922], in: Gisela Brinker-Gabler (Hrsg.): *Frauen gegen den Krieg*, Frankfurt am Main, Fischer: 65 – 70
- Heymann, Lida Gustava (1992): Erlebtes – Erschautes. Deutsche Frauen kämpfen für Freiheit, Recht und Frieden. 1850 – 1940, in Zusammenarbeit mit Dr. jur. Anita Augspurg, hrsg. von Dr. Margrit Twellmann, Frankfurt am Main, Ulrike Helmer
- Heymel, Alfred Walter (1982): *Eine Sehnsucht aus der Zeit*, in: Thomas Anz und Joseph Vogl: Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914 – 1918, München, Carl Hanser: 11; Erstdruck: *Der Sturm* 2, 1911/12 (November 1911), S. 677
- Hilscher, Eberhard (1992): *Neue poetische Weltbilder. Sieben Essays*, Berlin, edition q
- Himmelsbach, Christiane (1996): „Verlaß ist nur auf unsere eigne Kraft!“ Lida Gustava Heymann – eine Kämpferin für die Frauenrechte, Oldenburg, bis
- Hirsch, Helmut (1986): *Rosa Luxemburg mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek b. Hamburg, Rowohlt
- Hitler, Adolf (1941): *Mein Kampf*, 613. – 617. Aufl., München, Zentralverlag der NSDAP, Frz. Eher Nachf.
- Hoff, August (1961): *Wilhelm Lehmbruck. Leben und Werk*, Berlin, Rembrandt
- Holz, Hans Heinz (1990): Ästhetik, in: *Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaft*, hrsg. v. Hans Jörg Sandkühler, Bd. A – E, Hamburg, Felix Meiner: 53 – 70
- Hoppe, Else (1951): *Ricarda Huch. Weg Persönlichkeit Weg*, 2. Aufl., Stuttgart, Dr. Riederer
- Hora, Eginhard (1974): *Betrachtungen eines Unpolitischen. Kulturpolitische Streitschrift von Thomas Mann*, in: *Kindlers Literatur Lexikon*, Bd. 4: Arb-Bil, München, Deutscher Taschenbuch Verlag: 1479f.
- Horst, Karl August (1956): *Ina Seidel, Wesen und Werk*, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt
- Huch, Ricarda (1916): *Luthers Glaube. Briefe an einen Freund*, Leipzig, Insel
- Huch, Ricarda (1922): *Entpersönlichung*, Leipzig, Insel

- 
- Huch, Ricarda (1926): *Der wiederkehrende Christus. Eine groteske Erzählung*, Leipzig, Insel
- Huch, Ricarda (1944): *Alte und neue Götter (1848). Die Revolution des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland*, Zürich, Atlantis
- Huch, Ricarda (1951): *Die Romantik. Blütezeit, Ausbreitung und Verfall [1908]. Einmalige Sonderausgabe, Band 112 in der Reihe »Die Bücher der Neunzehn«*, Tübingen, Rainer Wunderlich (Hermann Leins)
- Huch, Ricarda (1960): *Garibaldi, o. Ortsangabe*, Insel
- Huch, Ricarda (1964): *Kurt Eisners Todestag. Eine Münchener Erinnerung*, in: dies.: *Gesammelte Schriften. Essays, Reden, autobiographische Aufzeichnungen*, Freiburg i. Br., Atlantis: 131 – 137
- Huch, Ricarda (1986): *Briefe an die Freunde*. Hrsg. u. eingef. v. Marie Baum. Neubearb. u. Nachwort v. Jens Jessen, Zürich, Manesse
- Hünemann, Wilhelm (1954): *Der endlose Chor. Ein Buch von den Heiligen für das christliche Haus*, 6. Aufl., Freiburg, Herder
- Ille, Gerhard (1989): »Von anderer Art gibt's jetzt 'ne Fahrt!« in: *Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.): August 1914: Ein Volk zieht in den Krieg*, Berlin, NiSHEN: 49 – 59
- Jacobi, Juliane (1994): *Zwischen Erwerbsfleiß und Bildungsreligion – Mädchenbildung in Deutschland*, in: *Geschichte der Frauen*, hrsg. v. Georges Duby/Michelle Perrot, Bd.: 19. Jahrhundert, hrsg. v. Geneviève Fraisse und Michelle Perrot, Frankfurt am Main, Büchergilde Gutenberg: 267 – 281
- Jäger, Christian/Schütz, Erhard (1999): *Städtebilder zwischen Literatur und Journalismus. Wien, Berlin und das Feuilleton der Weimarer Republik*, Wiesbaden, Deutscher Universitäts-Verlag
- Jansen, Elmar (1989): *Ernst Barlach – Käthe Kollwitz: Berührungen – Grenzen – Gegenbilder*, Berlin, Gebr. Mann
- Jens, Inge (1994): *Dichter zwischen rechts und links. Zweite, unter Mitarbeit v. Norbert Kampe erw. u. verb. Aufl.* Leipzig, Gustav Kiepenheuer; Lizenzausgabe für die Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main und Wien
- Joas, Hans (1996): *Die Sozialwissenschaften und der Erste Weltkrieg: Eine vergleichende Analyse*, in: Mommsen, Wolfgang J. (Hrsg.): *Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im ersten Weltkrieg*, München, R. Oldenbourg: 17 – 29

- 
- Kästner, Erich (1969): *Chor der Girls*, in: Lärm im Spiegel [1929], Gesammelte Schriften für Erwachsene, Bd. 1: Gedichte, München u.a., Knaur: 151f.
- Kanehl, Oskar (1982a): *Der Söhne junger Ruf*, in: Thomas Anz und Joseph Vogl: Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914 – 1918, München, Carl Hanser: 12; Erstdruck: *Die Aktion* 4, 1914 (7. März), Sp. 214
- Kanehl, Oskar (1982b): *Auf dem Marsch*, in: Thomas Anz und Joseph Vogl: Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914 – 1918, München, Carl Hanser: 118f.; Erstdruck: *Die Aktion* 5, 1915 (25. September), Sp. 489f.
- Kant, Immanuel (1998): Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf [1796], in: Kant Werke in sechs Bänden, hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. VI: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft: 195 – 251
- Kaufmann, Eva (1988): Lebensanspruch und Kraftentwicklung. Anna Seghers (1900 – 1983). Ein Portrait, in: Gisela Brinker-Gabler (Hrsg.): Deutsche Literatur von Frauen. 2. Bd.: 19. und 20. Jahrhundert, München, C. H. Beck: 352 – 364
- Keun, Irmgard (1932): Das kunstseidene Mädchen, Berlin, Universitas
- Keun, Irmgard (1982) Gilgi – eine von uns [1931], Bergisch Gladbach, Bastei Lübbe
- Kisch, Egon Erwin (1983): Berlin bei der Arbeit [1927], in: ders.: Gesammelte Werke. Mein Leben für die Zeitung 1926 – 1947. Journalistische Texte 2, Berlin u. a., Aufbau: 35ff.
- Klopstock, Friedrich (1979): *Kennt euch selbst* [1789], in: Claus Träger (Hrsg.): Die Französische Revolution im Spiegel der deutschen Literatur, Frankfurt am Main, Röderberg: 27f.
- Kluge, Manfred (1974): *Das Wunschkind*, in: Kindlers Literaturlexikon, Bd. 23: Vin – Z, München, Deutscher Taschenbuch Verlag: 10278
- Knibiehler, Yvonne (1994): Leib und Seele, in: Geschichte der Frauen, hrsg. v. Georges Duby/Michelle Perrot, Bd.: 19. Jahrhundert, hrsg. v. Geneviève Fraisse und Michelle Perrot, Frankfurt am Main, Büchergilde Gutenberg: 373 – 415
- Koberling, Jörg/ Hopp, Armin (1996): Das 20. Jahrhundert. Eine interaktive Reise durch die Zeit: 1890 – 1933, München, Digital Publishing
- Kolb, Annette (1914): Catharina von Siena, in: dies.: Wege und Umwege, Leipzig, Verlag der Weissen Bücher: 69 – 95

- 
- Kolb, Annette (1917): Briefe einer Deutsch=Französin, 3. Aufl., Berlin, Erich Reiss
- Kolb, Annette (1918): Die Last, Zürich, Max Rascher
- Kolb, Annette (1921): Zarastro. Westliche Tage, Berlin S. Fischer
- Kolb, Annette (1929): Versuch über Briand, Berlin Ernst Rowohlt
- Kolb, Annette (1954): Daphne Herbst [1927], in: dies.: Die Romane: *Das Exemplar, Daphne Herbst, Die Schaukel*, Berlin, S. Fischer: 139 – 312
- Kollwitz, Käthe (1989): Die Tagebücher, Berlin, Siedler
- Kremp, Werner (1993): In Deutschland liegt unser Amerika. Das sozialdemokratische Amerikabild von den Anfängen der SPD bis zur Weimarer Republik, Münster u.a., Lit
- Kruse, Wolfgang (1989): »Welche Wendung durch des Weltkrieges Schickung«. Die SPD und der Beginn des Ersten Weltkrieges, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.): August 1914: Ein Volk zieht in den Krieg, Berlin, NiSHEN: 115 – 126
- Kühnl, Reinhard (1993): Die Weimarer Republik. Errichtung, Machtstruktur und Zerstörung einer Demokratie. Ein Lehrstück, überarb. Aufl. Heilbronn, Distel
- Kurz, Isolde (1982): *Vaterland*, in: Thomas Anz und Joseph Vogl: Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914 – 1918, München, Carl Hanser: 183f.; Erstdruck: *Zeit-Echo* 1, 1914/15, H. 6 (Dezember 1914), S. 80
- Langner, Ilse (1979): Frau Emma kämpft im Hinterland. Eine Chronik in drei Akten, Darmstadt, Lehrdruckerei der TH
- Lao Tse (1981): Tao Te King [ca. 600 v. u. Z]. Eine n. Bearb. v. Gia-Fu Feng & Jane English, 2. Aufl., Haldenwang, Irisiana
- Larisch-Haider, Nina (1990): Füreinander bestimmt. Wie Sie Ihren Seelenpartner finden, München, Kösel
- Laschitzka, Annelies/Radcun, Günter (1971): Rosa Luxemburg. Ihr Wirken in der deutschen Arbeiterbewegung, Frankfurt am Main, Marxistische Blätter
- Lask, Berta (1921): Rufe aus dem Dunkel. Auswahl 1915 – 1921, Berlin, Buchverlag der Arbeiter-Kunst-Ausstellung
- Lask, Berta (1923a): Unsere Aufgabe, in: dies.: Unsere Aufgabe an der Menschheit. Aufsätze, Berlin O, »Der Syndikalist«, Fritz Kater: 48ff.
- Lask, Berta (1923b): Vom Wesen der Gewalt, in: dies.: Unsere Aufgabe an der Menschheit. Aufsätze, Berlin O, »Der Syndikalist«, Fritz Kater: 37 – 47

- 
- Lask, Berta (1923c): Wie kann unsere Zeit Richtlinien für die Erziehung der weiblichen Jugend finden? in: dies.: Unsere Aufgabe an der Menschheit. Aufsätze, Berlin O, »Der Syndikalist«, Fritz Kater: 13 – 23
- Lask, Berta (1923d): Die Frau in der Zeitenwende, in: dies.: Unsere Aufgabe an der Menschheit. Aufsätze, Berlin O, »Der Syndikalist«, Fritz Kater: 8 – 12
- Lask, Berta (1923e): Die Mission der Frau, in: dies.: Unsere Aufgabe an der Menschheit. Aufsätze, Berlin O, »Der Syndikalist«, Fritz Kater: 3 – 7
- Lask, Berta (1925): Thomas Münzer. Dramatisches Gemälde des Deutschen Bauernkrieges, Berlin, Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten GmbH
- Lask, Berta (1973): Leuna 1921 [1927], Arbeiterroman 5, Münster, Verlag Kommunistische Texte (VKT)
- Lask, Berta (1974): Stille und Sturm. Roman, hrsg. u. bearb. v. Mira Lask, Halle (Saale), Mitteldeutscher Verlag
- Lask, Berta (1983): Auf dem Flügelpferde durch die Zeiten. Bilder vom Klassenkampf der Jahrtausende, Berlin, Der Kinderbuchverlag [Lizenzausgabe von 1925, Berlin, Vereinigung Internationaler Verlags-Anstalten]
- Lask, Mira (1974): Vorwort zu Berta Lask *Stille und Sturm*. Roman, hrsg. u. bearb. v. Mira Lask, Halle (Saale), Mitteldeutscher Verlag: 5
- Lassalle, Ferdinand (1946): Arbeiterprogramm [1862], Offenbach am Main, Bollwerk Karl Drott
- Le Bon, Gustave (1953): Psychologie der Massen [1895], Stuttgart, Alfred Kröner
- Lehmann, Henni (1914): Das Studium der Frauen. Ein Vortrag von Henni Lehmann. Gehalten in Frankfurt a. M. Mai 1913. Veröffentlichung des Vereins Frauenbildung – Frauenstudium, Darmstadt, Verlags-Anstalt Alexander Koch
- Lehrke, Wilfried (1990): Neukantianismus, in: Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften, hrsg. v. Hans Jörg Sandkühler, Bd. L – Q, Hamburg, Felix Meiner: 549 – 561
- Leitermann, Heinz (1962): Zweitausend Jahre Mainz. Bilder aus der Mainzer Geschichte, Mainz, Hanns Krach
- Lenin, Wladimir Iljitsch (1970): Der Imperialismus als höchste Stufe des Kapitalismus [1917], in: ders.: Ausgewählte Werke, Bd. I, Berlin, Dietz: 763 – 873

- 
- Lexikon der modernen Kunst* (1963): Bearb. u. hrsg. v. Lothar-Günther Buchheim, o. Ortsangabe, Knaur
- Lexikon der östlichen Weisheitslehren. Buddhismus – Hinduismus – Taoismus – Zen* (1986): Ingrid Fischer-Schreiber u.a. (Hrsg.), Bern u.a., Scherz
- Lichtenstein, Alfred (1982): *Doch kommt ein Krieg*, in: Thomas Anz und Joseph Vogl: *Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914 – 1918*, München, Carl Hanser: 14; Erstdruck: A. L.: *Gesammelte Gedichte*, Zürich 1962, S. 93
- Liebknecht, Karl (1976a): *Das, was ist*, Artikel, 21. November 1918, in: ders.: *Gedanke und Tat. Schriften, Reden, Briefe zur Theorie und Politik*, hrsg. u. eingel. v. Ossip K. Flechtheim, Frankfurt am Main u.a., Ullstein
- Liebknecht, Karl (1976b): *Trotz alledem!* Artikel, 15. Januar 1919, in: ders.: *Gedanke und Tat. Schriften, Reden, Briefe zur Theorie und Politik*, hrsg. u. eingel. v. Ossip K. Flechtheim, Frankfurt am Main u.a., Ullstein
- Lienhard, Friedrich (1982): *Entscheidet euch!*, in: Thomas Anz und Joseph Vogl: *Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914 – 1918*, München, Carl Hanser: 52; Erstdruck: F. L.: *Heldentum und Liebe*, Stuttgart 1915
- Liska, Vivian (2000): „Die Moderne – ein Weib“. Am Beispiel von Romanen Ricarda Huchs und Annette Kolbs, Tübingen u.a., A. Francke
- [Luxemburg, Rosa, 1920]: *Militarismus, Krieg und Arbeiterklasse. Rosa Luxemburg vor der Frankfurter Strafkammer. Ausführlicher Bericht über die Verhandlung am 20. Februar 1914*. Hrsg. v. der Kommunistischen Partei Deutschlands (Spartakusbund)
- Luxemburg, Rosa (1958a): *Der Anfang*, in: dies.: *Ich war, ich bin, ich werde sein*, Berlin, Dietz: 31 – 36; Erstdruck: *Die Rote Fahne*, 18. November 1918,
- Luxemburg, Rosa (1958b): *Das alte Spiel*, in: dies.: *Ich war, ich bin, ich werde sein*, Berlin, Dietz: 37 – 41; Erstdruck: *Die Rote Fahne*, 18. November 1918
- Luxemburg, Rosa (1958c): *Die „unreife“ Masse*, in: dies.: *Ich war, ich bin, ich werde sein*, Berlin, Dietz: 49 – 55; Erstdruck: *Die Rote Fahne*, 3. Dezember 1918
- Luxemburg, Rosa (1958d): *Unser Programm und die politische Situation*. Rede auf dem Gründungsparteitag der KPD (Spartakusbund)



31. Dezember 1918, in: dies.: Ich war, ich bin, ich werde sein, Berlin, Dietz: 87 – 133
- Luxemburg, Rosa (1958e): Die Ordnung herrscht in Berlin, in: dies.: Ich war, ich bin, ich werde sein, Berlin, Dietz: 134 – 143; Erstdruck: *Die Rote Fahne*, 14. Januar 1919
- Luxemburg, Rosa (1970): Die Akkumulation des Kapitals. Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus, Archiv sozialistischer Literatur 1, Verlag Neue Kritik Frankfurt, Nachdruck der Ausgabe von 1923, Vereinigung Internationaler Verlags-Anstalten G.M.B.H., Berlin SW 61
- Luxemburg, Rosa (1974): Organisationsformen der russischen Sozialdemokratie, in: dies.: Gesammelte Werke, Bd 1: 1893 bis 1905, Zweiter Halbband, Berlin, Dietz: 422 – 444; Erstdruck: *Die Neue Zeit*, Stuttgart, 22. Jg. 1903/04
- Mahler, Margaret S. u.a. (1984): Die psychische Geburt des Menschen. Symbiose und Individuation, Frankfurt am Main, Fischer
- Mallmann, Klaus-Michael (1996): Kommunisten in der Weimarer Republik. Sozialgeschichte einer revolutionären Bewegung, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Mann, Thomas (1974): Zum sechzigsten Geburtstag Ricarda Huchs [1924], in: ders.: Gesammelte Werke in dreizehn Bänden, Bd. X: Reden und Aufsätze: 2, Frankfurt am Main, S. Fischer: 429 – 435
- Mann, Thomas (1984a): Gedanken im Kriege [1914], in: ders.: Von deutscher Republik. Politische Schriften und Reden in Deutschland, hrsg. v. Peter de Mendelssohn, Frankfurt am Main, S. Fischer: 7 – 25
- Mann, Thomas (1984b): Von deutscher Republik [1922], in: ders.: Von deutscher Republik. Politische Schriften und Reden in Deutschland, hrsg. v. Peter de Mendelssohn, Frankfurt am Main, S. Fischer: 115 – 159
- Mann, Thomas (1988): Betrachtungen eines Unpolitischen [1918], Frankfurt am Main, S. Fischer
- Marcel, Gabriel (1968): Sein und Haben, 2. Aufl., Paderborn, Schöningh
- Marx, Karl (1976): Erste Adresse des Generalrats über den Deutsch-Französischen Krieg [1870], in: Marx-Engels-Werke, Bd. 17, Berlin, Dietz: 3 – 8
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1974): Manifest der Kommunistischen Partei, Ausgabe von 1890, in: Marx-Engels-Werke, Bd. 4, Berlin, Dietz: 459 – 493

- 
- Mayreder, Rosa (1978): Die Dame [1905], in: Gisela Brinker-Gabler (Hrsg.): Zur Psychologie der Frau, Frankfurt am Main, Fischer: 147 – 156
- McGowan, Moray (1987): Marieluise Fleißer, München, C.H.Beck
- Meisel-Hess, Gretel (1978): Das sexuelle Elend der Frau [1909], in: Gisela Brinker-Gabler (Hrsg.): Zur Psychologie der Frau, Frankfurt am Main, Fischer: 229 – 235
- Menschik, Jutta (1977): Feminismus. Geschichte, Theorie, Praxis. Kleine Bibliothek, Köln, Pahl-Rugenstein
- Meridies-Stehr, Ursula (1946): Hermann Stehr – Walter Rathenau. Zwiesprache. Über den Zeiten. Geschichte einer Freundschaft in Briefen und Dokumenten, Leipzig/München, Paul List
- Michael, Bertold/Schepp, Heinz-Hermann, Hrsg. (1974): Politik und Schule von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart, Bd. 2: Von der Weimarer Republik bis zur BRD/DDR, Frankfurt am Main, Fischer
- Miegel, Agnes (1923): Gedichte, Stuttgart u. Berlin, J.G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.
- Miegel, Agnes (1933): Die Fahrt der sieben Ordensbrüder, Jena, Eugen Diederichs
- Miegel, Agnes (o.J.): Katrinchen kommt nach Hause [1936], in: dies.: *Katrinchen kommt nach Hause*. Drei Erzählungen, Leipzig, Hermann Eichblatt: 5 – 32
- Miegel, Agnes (1941): *Nicht mit der Jugend...*, in: Dem Führer. Worte deutscher Dichter, ausgew. v. August Friedrich Velmede. Tornisterschrift des Oberkommandos der Wehrmacht (Abteilung Inland) Zum Geburtstag des Führers, Heft 37. Nur für den Gebrauch innerhalb der Wehrmacht
- Miegel, Agnes (1952): Gesammelte Gedichte, Bd. 1, Düsseldorf, Eugen Diederichs
- Miegel, Agnes (1989): Das Bernsteinherz [1937], in: Mein Weihnachtsbuch, München, Diederichs: 109 – 145
- Mittenzwei, Werner (1992): Der Untergang einer Akademie oder Die Mentalität des ewigen Deutschen. Der Einfluß der nationalkonservativen Dichter an der Preußischen Akademie der Künste 1918 bis 1947, Berlin u.a., Aufbau
- Mohler, Armin (1994): Die konservative Revolution in Deutschland, 1918–1932. Ein Handbuch, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft

- 
- Mommsen, Wolfgang J. (1996): Die deutschen kulturellen Eliten im Ersten Weltkrieg, in: ders., (Hrsg.): Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, München, R. Oldenbourg: 1 – 15
- Mottek, Hans/Becker, Walter/Schröter, Alfred (1974): Wirtschaftsgeschichte Deutschlands. Ein Grundriß, Berlin, VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften
- Münchow, Ursula (1988): Neue Wirklichkeitssicht und politische Praxis. Sozialistische Literatur und Arbeiterinnenbewegung, in: Gisela Brinker-Gabler (Hrsg.): Deutsche Literatur von Frauen. 2. Bd.: 19. und 20. Jahrhundert, München, C. H. Beck: 249 – 268
- Navailh, Françoise (1995): Das sowjetische Modell, in: Geschichte der Frauen, hrsg. v. Georges Duby/Michelle Perrot, Bd.: 20. Jahrhundert, hrsg. v. Françoise Thébaud, Frankfurt am Main, Büchergilde Gutenberg: 256 – 283
- Nelsen, Jo van (2001): Wir richten scharf und herzlich. Chansons aus 100 Jahren Kabarett, München, Deutscher Taschenbuch Verlag
- Neubauer, Helmut (1972): München 1918/19, in: Die Münchner Räterepublik. Zeugnisse und Kommentar, hrsg. v. Tankred Dorst, 5. Aufl., Frankfurt am Main, edition suhrkamp: 171 – 188
- Neusüß, Christel (1985): Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung oder Die Genossin Luxemburg bringt alles durcheinander, Hamburg, Rasch und Röhrig
- Noe, Helga (1986): Die literarische Kritik am Ersten Weltkrieg in der Zeitschrift »Die Weissen Blätter«: René Schickele, Annette Kolb, Max Brod, Andreas Latzko, Leonhard Frank, Konstanz, Offsetdruck Maus
- Nölleke, Brigitte (1985): In alle Richtungen zugleich. Denkstrukturen von Frauen, München, Frauenoffensive
- Ossietzky, Carl v. (1972): Die Pazifisten [1924], in: ders.: Rechenschaft. Publizistik aus den Jahren 1913 – 1933, Frankfurt am Main, Fischer: 38 – 42
- Peukert, Detlev J. K. (1997): Die Weimarer Republik, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Piorreck, Anni (1990): Agnes Miegel. Ihr Leben und ihre Dichtung, korrig. Neuaufl., München, Eugen Diederichs
- Ploetz, der grosse (1998), Die Daten-Enzyklopädie der Weltgeschichte, 32. Aufl., Freiburg im Breisgau, Herder
- Polzin, Martin (1975): Die Aktionen der Matrosen als Avantgardisten der Arbeiterklasse und die Grundlehren der Novemberrevolution

- 
- 1918 in Deutschland, Revolutionär-maritime Traditionen, Heft 1, Warnemünde/Wustrow, Ingenieurhochschule für Seefahrt
- Rauenhorst, Doris (1969): Annette Kolb. Ihr Leben und ihr Werk, Universitätsverlag Freiburg Schweiz
- Rauter, E. A. (1972): Wie eine Meinung in einem Kopf entsteht. Über das Herstellen von Untertanen, 3. Aufl., München, Weismann
- Reuter, Gabriele (1896): Aus guter Familie. Leidensgeschichte eines Mädchens, Berlin, S. Fischer
- Reuter, Gabriele (1921): Vom Kinde zum Menschen. Die Geschichte meiner Jugend, Berlin, Fischer
- Reuter, Hans-Richard (1983): Frieden, in: Erwin Fahlbusch (Hrsg.): Taschenlexikon Religion und Theologie, Bd. 2: E – I, 4. erw. Aufl., Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht: 121 – 125
- Richter, Lieselotte (1961): Camus und die Philosophie in ihrer Aussage über das Absurde, in: Albert Camus: Der Mythos von Sisyphos. Ein Versuch über das Absurde, o.O., Rowohlt
- Rilke, Rainer Maria (1982): *Fünf Gesänge*, in: Thomas Anz und Joseph Vogl: Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914 – 1918, München, Carl Hanser Verlag: 30 – 35; Erstdruck: Kriegsalmanach (des Insel-Verlags), Leipzig 1915, S. 14–19
- Ritter, Gerhard A./Miller, Susanne (Hrsg., 1983): Die deutsche Revolution 1918 – 1919. Dokumente 2., erheblich erw. u. überarb. Ausgabe, Frankfurt am Main, Fischer
- Röhl, John C. G. (1971): Zwei deutsche Fürsten zur Kriegsschuldfrage. Lichnowsky und Eulenburg und der Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Eine Dokumentation, Düsseldorf, Droste
- Rothe, Wolfgang (1997): Ernst Toller in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, 2. Aufl., Reinbek b. Hamburg, Rowohlt
- Rürup, Reinhard (1984): Der „Geist von 1914“ in Deutschland. Kriegsbegeisterung und Ideologisierung des Krieges im Ersten Weltkrieg, in: Bernd Hüppauf (Hrsg.): Ansichten vom Krieg. Vergleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in Literatur und Gesellschaft, Königstein/Ts., Forum Academicum in d. Verlagsgruppe Athenäum, Hain, Hanstein: 1 – 30
- Salten, Felix (1998): Roman der Studentin [1929], in: Katharina von Ankum: Apropos Vicki Baum. Rückblick auf eine Realistin, Frankfurt am Main, Neue Kritik: 84ff.
- Schär, Christian (1991): Der Schlager und seine Tänze im Deutschland der 20er Jahre. Sozialgeschichtliche Aspekte zum Wandel in der

- Musik- und Tanzkultur während der Weimarer Republik, Zürich, Chronos
- Scherer, Georg (1979): Das Problem des Todes in der Philosophie, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Scheuer, Georg (1985): Genosse Mussolini. Wurzeln und Wege des Ur-Fascismus. Hrsg. vom Verein Kritische Sozialwissenschaft u. Politische Bildung, Wien, Verlag f. Gesellschaftskritik
- Schiller, Friedrich (o. J.): *Das Lied von der Glocke* [1799], in: Schillers Werke, in Auswahl herausgegeben v. Dr. Hans Wahl, Bd. 1, Leipzig, Verlagsbuchhandlung J. Weber: 135 – 145
- Schneider, Dieter/Kuda, Rolf (1968): Arbeiterräte in der Novemberrevolution. Ideen, Wirkungen, Dokumente, Frankfurt am Main, Suhrkamp
- Schoeps, Hans-Joachim (2001): Preußen. Geschichte eines Staates, in: ders.: Gesammelte Schriften, hrsg. v. Moses-Mendelssohn-Zentrum für europäisch-jüdische Studien, Abt. III, Band 11, Hildesheim u.a., Georg Olms
- Schröter, Klaus (1987): Thomas Mann mit Selbstzeugnissen und Bild-dokumenten, Reinbek b. Hamburg, Rowohlt
- Schulin, Ernst (1992): Walter Rathenau. Repräsentant, Kritiker und Opfer seiner Zeit, 2., verb. Aufl., Göttingen u.a., Muster-Schmidt
- Schulte, Brigitta M (1999): Ich möchte die Welt hinreißen... Ilse Langner 1899 – 1987, Rüsselsheim, Christel Göttert
- Schuon-Wiehl, Anneliese (1972): Faschismus und Gesellschaftsstruktur, 2. Aufl., Frankfurt am Main, Europäische Verlagsanstalt
- Seghers, Anna (1968): Aufstand der Fischer von St. Barbara [1928], in: dies. Drei Erzählungen, Darmstadt u. Neuwied, Luchterhand: 7 – 77
- Seidel, Ina (1915): Neben der Trommel her. Gedichte, Berlin, Egon Fleischel & Co.
- Seidel, Ina (1919): Gedichte, Berlin, Egon Fleischel & Co.
- Seidel, Ina (1920a): Vorgesetzte, in: dies.: Hochwasser. Novellen, Berlin, Egon Fleischl & Co. : 103 – 130
- Seidel, Ina (1920b): Freddys Errettung, in: dies.: Hochwasser. Novellen, Berlin, Egon Fleischl & Co. : 199 – 213
- Seidel, Ina (1920c): Der Tod einer Frau, in: dies.: Hochwasser. Novellen, Berlin, Egon Fleischl & Co. : 221 – 228
- Seidel, Ina (1922): Das Labyrinth. Ein Lebensroman aus dem 18. Jahrhundert, Jena, Eugen Diederichs

- 
- Seidel, Ina (1923): *Sterne der Heimkehr. Eine Junigeschichte*, Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt
- Seidel, Ina (1926): *Die Fürstin reitet. Erzählung*, Berlin, Rembrandt
- Seidel, Ina (1927): *Brömseshof. Eine Familiengeschichte*, Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt
- Seidel, Ina (1930): *Das Wunschkind*, Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt
- Seidel, Ina (1933): *Der Weg ohne Wahl*, Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt
- Seidel, Ina (1934a): Sinn und Berechtigung des Preußentums im deutschen geistigen Raum, in: dies.: *Dichter, Volkstum und Sprache. Ausgewählte Vorträge und Aufsätze*. Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt: 191 – 201
- Seidel, Ina (1934b): Über die Entstehung meines Romans „Das Wunschkind“. Begleitworte zu einem Auswahlbändchen, in: dies.: *Dichter, Volkstum und Sprache. Ausgewählte Vorträge und Aufsätze*. Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt: 7 – 190
- Seidel, Ina (1934c): *Dichter, Volkstum und Sprache*, in: dies.: *Dichter, Volkstum und Sprache. Ausgewählte Vorträge und Aufsätze*. Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt: 7 – 23
- Seidel, Ina (1934d): Über Moeller van den Brucks „Preußischen Stil“ [1924], in: dies.: *Dichter, Volkstum und Sprache. Ausgewählte Vorträge und Aufsätze*. Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt: 138ff.
- Seidel, Ina (1941): *Lichtdom*, in: *Dem Führer. Worte deutscher Dichter, ausgewählt v. August Friedrich Velmede. Tornisterschrift des Oberkommandos der Wehrmacht (Abteilung Inland) Zum Geburtstag des Führers, Heft 37. Nur für den Gebrauch innerhalb der Wehrmacht*
- Seidel, Ina (1949): Nachwort zu Andreas Gryphius *Gedichte*. Auswahl und Nachwort v. Ina Seidel, Stuttgart, Ernst Klett: 63 – 75
- Seidel, Ina (1965): *Revolution in Mainz (1792-1793)*, [1920] in: dies.: *Frau und Wort. Ausgewählte Betrachtungen und Aufsätze*, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt: 177 – 205
- Seidel, Ina (1970): *Lebensbericht 1885 – 1923*, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt
- Soltau, Heide (1984): *Trennungs-Spuren. Frauenliteratur der zwanziger Jahre*, Frankfurt am Main, extrabuch
- Soltau, Heide (1988): *Die Anstrengungen des Aufbruchs. Romanautorinnen und ihre Heldinnen in der Weimarer Zeit*, in: *Deutsche Li-*

- teratur von Frauen, 2. Bd.: 19. und 20. Jahrhundert, hrsg. v. Gisela Brinker-Gabler, München, C.H.Beck
- Stadler, Ernst (1982): *Der Aufbruch*, in: Thomas Anz und Joseph Vogl: Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914 – 1918, München, Carl Hanser: 13; Erstdruck: Ernst Stadler: *Der Aufbruch*, Leipzig 1914, S. 31
- Steffahn, Harald (1998): Bertha von Suttner, Reinbek, Rowohlt
- Steffin, Margarete (1991): So wurde ich Laufmädchen, in: dies.: *Konfutse versteht nichts von Frauen*. Nachgelassene Texte, Berlin, Rowohlt
- Stehr, Hermann (1936a): Faustgedanken über das wahre Ich des Menschen. Eine Rede, geschr. 1922, erw. gehalten 1932, (Unter dem Titel *Über äußeres und inneres Leben* bereits einzeln veröffentl.), in: ders.: *Das Stundenglas. Reden / Schriften / Tagebücher*, Leipzig, Paul List: 144 – 159
- Stehr, Hermann (1936b): Vom Christentum [1922], in: ders.: *Das Stundenglas. Reden / Schriften / Tagebücher*, Leipzig, Paul List: 125 – 130
- Stehr, Hermann (1936c): Ansprache im Rundfunk [1926], in: ders.: *Das Stundenglas. Reden / Schriften / Tagebücher*, Leipzig, Paul List: 160ff.
- Stehr, Hermann (1936d): An die deutsche Jugend. Geschr. für eine Rundfunkansprache im September 1933, in: ders.: *Das Stundenglas. Reden / Schriften / Tagebücher*, Leipzig, Paul List: 112 – 117
- Steinbach, Dietrich (1985): Irmgard Keun, in: *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold, München, Edition Text + Kritik, 19. Nlg.
- Stiftung Archiv der Akademie der Künste Berlin, Hrsg. (1995a): *Nachlässe und Sammlungen zur deutschen Kunst und Literatur des 20. Jahrhunderts*, München u.a., K. G. Saur
- Stiftung Archiv der Akademie der Künste Berlin, Hrsg. (1995b): *Der Bestand. Preußische Akademie der Künste 1696 – 1945: Findbuch zur Mikrofiche-Edition, 2. Kaiserreich, Weimarer Republik, Nationalsozialismus, Nachkriegszeit (1871-1955)*, München u.a., K. G. Saur
- Strauß, Emil (1940): *Lebenstanz*, München, Albert Langen/Georg Müller
- Stresemann, Gustav (1933): *Vermächtnis. Der Nachlaß in drei Bänden*, hrsg. v. Henry Bernhard, 3. Bd.: *Von Thoiry bis zum Ausklang*, Berlin, Ullstein

- 
- Suttner, Berta v. (o. J.): Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte [1889], in: dies.: Gesammelte Schriften, 11. Bd., Dresden, E. Pier-son's Verlag (Inh.: Richard Lincke, k. k. Hofbuchhändler)
- Tatschmurat, Carmen (1988): »Wir haben keinen Beruf, wir haben Arbeit«. Frauenarbeit in der Industrie der zwanziger Jahre, in: Neue Frauen. Die zwanziger Jahre, hrsg. v. Kristine von Soden u. Maru-ta Schmidt, Berlin, Elefanten Press: 32 – 38
- Tebben, Karin (1997): Literarische Intimität. Subjektkonstitution und Erzählstruktur in autobiographischen Texten von Frauen. Tübingen u.a., Francke
- Tergit, Gabriele (1932): Käsebier erobert den Kurfürstendamm, Berlin, Ernst Rowohlt
- Thalheim, Hans-Günther u.a. (1978): Geschichte der deutschen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 10: Geschichte der deutschen Literatur. 1917 bis 1945, von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Hans Kaufmann, Berlin, Volk und Wissen Volkseigener Betrieb
- Thébaud, Françoise (1995): Der Erste Weltkrieg. Triumph der Geschlechtertrennung, in: Geschichte der Frauen, hrsg. v. Georges Duby/Michelle Perrot, Bd.: 20. Jahrhundert, hrsg. v. Françoise Thébaud, Frankfurt am Main, Büchergilde Gutenberg: 33 – 91
- Theweleit, Klaus (1977): Männerphantasien, Bd. 1: Frauen, Fluten, Körper, Geschichte, Frankfurt am Main, Roter Stern
- Thöns, Gabriele (1984): Aufklärungskritik und Weiblichkeitsmythos – die Krise der Rationalität im Werk Ina Seidels, Freiburg, Universität Freiburg
- Toller, Ernst (1920): Die Wandlung. Das Ringen eines Menschen, Potsdam, Gustav Kiepenheuer
- Toller, Ernst (1961): Prosa, Briefe, Dramen, Gedichte, Reinbek b. Hamburg, Rowohlt
- Tramitz, Angelika (1989): Vom Umgang mit Helden. Kriegs(vor-)schriften und Benimmregeln für deutsche Frauen im Ersten Weltkrieg, in: Peter Knoch (Hrsg.): Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung, Stuttgart, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung: 84 – 113
- Trommler, Frank (1974): Das politisch-revolutionäre Theater, in: Wolfgang Rothe (Hrsg.): Die deutsche Literatur in der Weimarer Republik, Stuttgart, Philipp Reclam jun.



- 
- Tucholsky, Kurt (1975): Der Krieg und die deutsche Frau [1927], in: ders.: Gesammelte Werke, Bd. 5, Reinbek, Rowohlt: 267ff.
- Ungern-Sternberg, Jürgen (1996b): Wie gibt man dem Sinnlosen einen Sinn? Zum Gebrauch der Begriffe ‚deutsche Kultur‘ und ‚Militarismus‘ im Herbst 1914, in: Mommsen, Wolfgang J. (Hrsg.): Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im ersten Weltkrieg, München, R. Oldenbourg: 77 – 96
- Ungern-Sternberg, Jürgen von/Ungern-Sternberg, Wolfgang von (1996a): Der Aufruf ‚An die Kulturwelt!‘. Das Manifest der 93 und die Anfänge der Kriegspropaganda im Ersten Weltkrieg, Stuttgart, Franz Steiner
- Unruh, Fritz von (1982): *Reiterlied*, in: Thomas Anz und Joseph Vogl: Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914 – 1918, München, Carl Hanser: 27; Erstdruck: *Berliner Tageblatt* vom 9. August 1914
- Valentiner, Wilhelm R. (1922): Georg Kolbe. Plastik und Zeichnung, München, Kurt Wolff
- Viereck, Stefanie (1990): So weit wie die Welt geht. Ricarda Huch. Geschichte eines Lebens, Reinbek b. Hamburg, Rowohlt
- Visser, Ellen de (1991): Aspekte der gesellschaftlichen und politischen Situation von Frauen in der Weimarer Republik, in: Barbara Determann u.a. (Hrsg.): Verdeckte Überlieferungen. Weiblichkeitsbilder zwischen Weimarer Republik, Nationalsozialismus und Fünfziger Jahren, Arnoldshainer Texte, Bd. 68, Frankfurt am Main, Haag + Herchen: 107 – 117
- von der Decken, Godele (1988): Die neue ‚Macht des Weibes‘. Frauen-Literatur im Umkreis des Nationalsozialismus, in: Gisela Brinker-Gabler (Hrsg.): Deutsche Literatur von Frauen. 2. Bd.: 19. und 20. Jahrhundert, München, C. H. Beck: 285 – 293
- Wahl, Rainer Martin (1996): Theologie, die aufs Ganze geht. Theologische Zeitdiagnose bei Karl Barth und Paul Tillich während und nach dem Ersten Weltkrieg, Kampen, Uitgeverij Kok
- Weimarer Republik* (1977), herausgegeben vom Kunstamt Kreuzberg und dem Institut für Theaterwissenschaft der Universität Köln, Berlin u.a., Elefant Press
- Weiß Ferdl (2001): *Gleichgeschaltet, gleichgeschaltet* [1933], in: Jo van Nelsen: Wir richten scharf und herzlich. Chansons aus 100 Jahren Kabarett, München, Deutscher Taschenbuch Verlag: 95ff.
- Wesel, Uwe (1980): Der Mythos vom Matriarchat. Über Bachofens Mutterrecht und die Stellung von Frauen in frühen Gesellschaften, Frankfurt am Main, Suhrkamp

- 
- Wieland, Christoph Martin (1979): Unparteiische Betrachtungen über die Staatsrevolution in Frankreich [1790], in: Claus Träger (Hrsg.): Die Französische Revolution im Spiegel der deutschen Literatur, Frankfurt am Main, Röderberg: 36 – 39
- Winnig, August (1928): Das Reich als Republik, Stuttgart u.a., Cotta
- Wolf, Christa (1983): *Kassandra*. Erzählung, Darmstadt u. Neuwied, Luchterhand
- Wurmser, Léon (1993): Das Rätsel des Masochismus. Psychoanalytische Untersuchungen von Über-Ich-Konflikten und Masochismus, Berlin u.a., Springer
- Zeller, Susanne (1988): Der Dank der Republik. Zur Entlassung von Frauen unter der Personalabbauverordnung, in: *Neue Frauen*. Die zwanziger Jahre, hrsg. v. Kristine von Soden u. Maruta Schmidt, Berlin, Elefant Press: 48f.
- Zetkin, Clara (1973a): Für die Befreiung der Frau! Rede auf dem Internationalen Arbeiterkongreß zu Paris – 19. Juli 1889 [1989], in: *Arbeiterbewegung und Frauenemanzipation 1889 bis 1933*, hrsg. v. Institut für marxistische Studien und Forschungen (IMSF), Frankfurt am Main, Marxistische Blätter: 7 – 12
- Zetkin, Clara (1973b): Die Revolution und die Frauen [1918], in: *Arbeiterbewegung und Frauenemanzipation 1889 bis 1933*, hrsg. v. Institut für marxistische Studien und Forschungen (IMSF), Frankfurt am Main 1973, Marxistische Blätter: 30 – 33
- Zetkin, Clara (1973c): Richtlinien für die kommunistische Frauenbewegung [1920], in: *Arbeiterbewegung und Frauenemanzipation 1889 bis 1933*, hrsg. v. Institut für marxistische Studien und Forschungen (IMSF), Frankfurt am Main 1973, Marxistische Blätter: 49 – 69
- Zetkin, Clara (1980): Frauen gegen den imperialistischen Krieg [1912], in: Gisela Brinker-Gabler (Hrsg.): *Frauen gegen den Krieg*, Frankfurt am Main, Fischer: 139 – 143
- Ziegler, Konrat/Sontheimer, Walther (1979): *Der kleine Pauly*. Lexikon der Antike in fünf Bänden, Bd. 1: Aachen–Dichalkon, München, Deutscher Taschenbuch Verlag
- Zinner, Hedda (1991): *Das ist die Liebe der braunen Hosen*, in: Hein, Christoph M.: *Der BPRS*. Biographie eines kulturpolitischen Experiments in der Weimarer Republik, Arbeiterkultur und Arbeiterbewegung, Bd. 25, Münster, Lit. Erstabdruck: *Der Weg der Frau*, 10/1931, S. 5 u. d. Pseudonym Hannchen Lobesam

Zinner, Hedda (2001): *Gala-Abend im Eden-Hotel*. Eine Vision,  
[http://www.mlwerke.de/zi/zi\\_001.htm](http://www.mlwerke.de/zi/zi_001.htm), Erstabdruck: *Die Rote  
Fahne* 12/ 15. Januar 1931



## Namensregister

Adenauer, Konrad	177, 280
Alexander, Gertrud	78, 293
Andreas-Salomé, Lou	101 (Fußnote 290), 293
Arco, Anton Graf von	156, 158
<i>Arnim, Bettina von</i>	153f.
Augspurg, Anita	68, 164, 298 (Gerhard, Ute), 301 (Heymann, Lida Gustava)
Bachofen, Johann Jakob	64, 186, 293, 316 (Wesel, Uwe)
Bäumer, Gertrud	28, 38ff., 45, 52 (Fußnote 137), 58, 95f., 164, 273, 293f., 300 (Hellmann, Hanna)
Bahr, Hermann	235 (Fußnote 675)
Bakunin, Michail	120
Barlach, Ernst	220ff., 224, 294, 302 (Jansen, Elmar)
Barth, Karl	59 (Fußnote 168), 315 (Wahl, Rainer Martin)
Baum, Marie	52 (auch Fußnote 137), 56, 158ff., 302 (Huch, Ricarda)
Baum, Vicki	165 – 170, 173, 179, 182, 189 – 194, 213f., 269f. 294, 310 (Salten, Felix)
Bebel, August	65
Becker, Carl Heinrich	226
Benjamin, Dora	179
Benn, Gottfried	241 (auch Fußnote 689)
Beauvoir, Simone de	142
Binding, Rudolf	241 (Fußnote 689)
Bloch, Ernst	64, 295
Blunck, Hans, Friedrich	256 (Fußnote 733)
Braune, Rudolf	209 – 212, 295, 299 (Gotsche, Otto)
Brecht, Bertolt	279, 287, 295
Briand, Aristide	280, 304 (Kolb, Annette)
Brockdorff-Rantzau, Ulrich, Graf von	163
Brück, Christa Anita	22, 247 – 256, 264, 272f., 275, 284f., 295
Buddha	231, 233
Burckhardt, Carl J.	72, 296
Camus, Albert	143, 296, 310 (Richter, Lieselotte)
Carossa, Hans	256 (Fußnote 733)
Cohen, Hermann	117, 297 (Eisner, Kurt)

---

Corinth, Lovis	220, 225, 296, 299 (Gerkens, Gerhard)
Custine, Adam Philippe, Graf von	138
Czernin, Ottokar ,Graf von	164
Däubler, Theodor	241
Dagover, Lil	179
Dawes, Charles	175
Dehmel, Richard	31f., 296
Dietrich, Marlene	179
Döblin, Alfred	31
Dohm, Hedwig	12
Dreiser, Theodor	279
Einstein, Albert	10, 279
Ebert, Friedrich	92, 131
Eisner, Kurt	90, 116 – 120, 130f., 155 – 158, 280, 297 (auch Eisner, Freya), 300 (Haase, Hugo), 302 (Huch, Ricarda)
Elisabeth Petrowna, Zarin von Russland	204
Engels, Friedrich	65, 80, 87, 103, 106f., 120, 128, 220, 307f.
Erzberger, Matthias	90
Fleißer, Marieluise	22, 181, 195f., 213f., 285, 297, 308 (McGowan, Moray)
Ford, Henry	176 (Fußnote 495)
<i>Forster, Georg</i>	138 – 142, 144, 150, 154, 172, 298
Freud, Anna	43, 85
Freud, Sigmund	42, 298 (auch Gay, Peter)
Fulda, Ludwig	135f., 181, 226, 228ff., 235, 241, 298
Ganghofer, Ludwig	31
<i>Garibaldi, Guiseppe</i>	53f., 57, 152, 156f., 238, 240, 302 (Huch, Ricarda)
Gaulle, Charles de	280
Gert, Valeska	178
Giolitti, Giovanni	239
<i>Goebbels, Joseph</i>	281f.
Goethe, Johann Wolfgang von	75
Goll, Claire	69 – 72, 116 – 127, 172f., 270, 274f., 277, 299
Gorki, Maxim	279

---

Gotsche, Otto	212, 299
Grimm, Hans	17, 256 (Fußnote 733)
Gryphius, Andreas	140, 312 (Seidel, Ina)
Haase, Hugo	90, 130f., 280, 299 (Haase, Ernst), 300
Halbe, Max	235 (Fußnote 675)
Harbou, Thea von	37, 300
Hauptmann, Gerhart	31f., 221, 241, 300
Hellmann, Hanna	96, 300
Heraklit	64, 96
Hesse, Hermann	235 (Fußnote 675)
Hessel, Franz	180, 189, 301
Heym, Georg	32, 301
Heymann, Lida Gustava	43, 68, 164, 301 (auch Himmelsbach, Christiane)
Heymel, Alfred Walter	32, 301
Hindenburg, Paul von	14, 45ff., 49ff., 89, 260
Hitler, Adolf	10, 51, 190, 245, 247, 268, 289, 301
Höch, Hanna	179
Hoffmann, Adolf	
Preußischer Kultusminister	110
Hofmannsthal, Hugo von	31, 235 (Fußnote 675)
Huch, Ricarda	15f., 36, 45, 52 – 57, 94, 152 – 165, 171, 181, 235 – 241, 262 – 264, 270f., 274, 280, 294 (Baumgarten, Helene; Bendt/Schmidgall), 301 (Hoppe, Else), 302, 306 (Liska, Vivian), 307 (Mann, Thomas), 315 (Viereck, Stefanie)
Jarres, Karl	177
Juchacz, Marie	11
Kästner, Erich	10, 178, 303
Kaiser, Georg	235 (Fußnote 675)
Kanehl, Oskar	30, 32, 90, 303
Kant, Immanuel	65, 67, 115 – 118, 120, 246, 297 (Eisner, Kurt), 303
Kapp, Wolfgang	19, 88, 236
<i>Katharina die Große</i>	204 – 208
Kellermann, Bernhard	235 (Fußnote 675)
Kerschensteiner, Julie	71

---

Keun, Irmgard	22, 284ff., 303, 313 (Steinbach, Dietrich)
Kippenberg, Anton	36, 54
Kisch, Egon Erwin	196, 303
Kleist, Heinrich von	20, 77, 197
Klopstock, Friedrich	87, 303
Kolb, Annette	52, 72 – 76, 102, 128 – 133, 173, 270, 274f., 280, 295 (Breitbach, Joseph), 296 (Burckhardt, Carl Jakob), 304, 306 (Liska, Vivian), 309 (Noe, Helga), 310 (Rauenhorst, Doris)
Kolbe, Georg	220, 223f., 315 (Valentiner, Wilhelm R.)
Kolbenheyer, Erwin Guido	16, 335 (Fußnote 675) 244f., 126f., 277
Kollontai, Alexandra	10, 14, 16, 54 (Fußnote 147), 93, 220, 224, 256, 279, 295 (Bohnke-Kollwitz, Jutta), 302 (Jansen, Elmar), 304
Kollwitz, Käthe	90 (Fußnote 256), 299 (Grober, Ulrich)
Kollwitz, Peter	90 (auch Fußnote 256)
Krems, Erich	45, 304
Kurz, Isolde	77, 108, 294 (Bäumer, Gertrud), 300 (Hellmann, Hanna)
Lange, Helene	287f., 304, 311 (Schulte, Brigitta M.)
Langner, Ilse	65, 304
Lao Tse	20f., 76 – 83, 97 – 115, 172f., 198 – 203, 214f., 270, 274ff., 285, 304f. (auch Lask, Mira)
Lask, Berta	88, 120, 305
Lassalle, Ferdinand	70, 305
Le Bon, Gustave	13, 305
Lehmann, Henni	220f., 224, 301 (Hoff, August)
Lehmbruck, Wilhelm	103f., 108, 111, 116, 306
Lenin, Wladimir, Iljitsch	105
Lessing, Ephraim Gotthold	80
Levi, Paul	93, 310 (Röhl, John, C.G.)
Lichnowsky, Karl Max, Fürst	31f., 306
Lichtenstein Alfred	17, 90, 99, 105, 123f., 130, 134, 283, 306
Liebknecht, Karl	



---

Lienhard, Friedrich	34, 306
Loerke, Oskar	235 (Fußnote 675), 241
Loewy, Ernst	256
Luther, Martin	54, 159, 161f., 171, 302 (Huch, Ricarda)
Luxemburg, Rosa	17, 56, 79, 81f., 90, 99 – 109, 120, 134, 149ff., 158, 172f., 283, 285, 294 (Bierl, Peter), 297 (Dunayevskaya, Raya), 301 (Hirsch, Helmut), 304 (Laschitz, Annelies / Radczun, Günter), 306f., 309 (Neusüß, Christel)
Mann, Heinrich	10, 52, 235 (Fußnote 675), 279
Mann, Thomas	10, 31ff., 90, 226ff., 235, 241, 279, 301 (Hora, Eginhardt), 307, 311 (Schröter, Klaus)
Manzel, Ludwig	219
Marcel, Gabriel	143f., 307
Marx, Karl	64, 80f., 87, 103, 106f., 116f., 120, 128, 169, 238, 297 (Dunayevskaya, Raya), 307f.
Masereel, Frans	279
Mayreder, Rosa	53, 308
Mehring, Franz	120
Mell, Max	241 (Fußnote 689)
Miegel, Agnes	15ff., 25, 45 – 51, 256 – 261, 262f. 270, 272f., 280, 308, 309 (Piorreck, Anni)
Moeller van den Bruck	187f., 312 (Seidel, Ina)
Molo, Walter von	235 (Fußnote 675)
Morgan, Lewis Henry	64
Muehlton, Wilhelm	93f.
Münchhausen, Börris von	16, 246, 256 (Fußnote 733)
Musil, Robert	31
Mussolini, Benito	235, 238ff., 262, 264, 294 (Blinkhorn, Martin), 311 (Scheuer, Georg)
Naumann, Friedrich	38
Nietzsche, Friedrich	32 (Fußnote 80)
Noske, Gustav	88
Novalis	227
Ossietzky, Carl von	67, 309
Otto-Peters, Louise	11

---

Pannwitz, Rudolf	241 (Fußnote 689)
Parquet, Alfons	241 (Fußnote 689)
<i>Peter Fjodorowitsch</i>	204, 206
Peuschel, Christiane	17
Pfemfert, Franz	52, 299 (Goll, Claire)
Piper, Reinhard	222, 294 (Barlach, Ernst)
Ponten, Josef	16, 235 (Fußnote 675), 244f.
Quandt, Magda	281
Rathenau, Walter	90, 134, 231, 234, 308 (Meridies-Stehr, Ursula), 311 (Schulin, Ernst)
Reuter, Gabriele	40, 42, 45, 84, 310
Reutter, Otto	281
Rilke, Rainer Maria	31, 34, 38, 124, 235 (Fußnote 675), 310
Rolland, Romain	130, 279
Salten, Felix	191, 310
Schäfer, Wilhelm	235 (Fußnote 675), 244f., 253
Schickele René	235 (Fußnote 675), 309 (Noe, Helga)
<i>Schlegel-Schelling, Caroline</i>	153
Schleimer, Alexis	36
Schmidtbonn, Wilhelm	235 (Fußnote 675)
Schnitzler, Arthur	235 (Fußnote 675)
Schönherr, Karl	235 (Fußnote 675)
Scholz, Wilhelm	235 (Fußnote 675), 241
Seghers, Anna	20, 197f., 214, 275, 285, 203 (Kaufmann, Eva), 311
Seidel, Ina	15f., 25, 52, 57 – 63, 95, 137 – 151, 171f., 183 – 189, 203 – 209, 214f., 241 – 247, 262f., 270f., 273, 277, 280, 296 (Dackweiler, Regina), 301 (Horst, Karl August), 311f., 314 (Thöns, Gabriele)
Simmel, Georg	29
Sokrates	123
Sombart, Werner	29
Stadler, Ernst	32, 313
Stahl, Fritz	222
Stalin, Jossif Wissarionowitsch	76, 109
Steffin, Margarete	21, 286f., 294 (Barck, Simone), 313
Stehr, Hermann	16, 134, 226, 231f., 235, 241, 308 (Meridies-Stehr, Ursula), 313

---

Strauß, Emil	16, 235 (Fußnote 675), 313
Strauss, Lulu von	49
Stresemann, Gustav	175, 177, 314
Stucken, Eduard	16, 235 (Fußnote 675), 241
Sudermann, Hermann	235 (Fußnote 675)
Suttner, Berta von	66f., 269f., 313 (Steffahn, Harald), 314
Tergit, Gabriele	289ff., 314
Toller, Ernst	31, 116, 119ff., 310 (Rothe, Wolfgang), 314
Trakl, Georg	31
Tucholsky, Kurt	37, 315
Unruh, Fritz von	32, 300 (Hauptmann, Gerhart), 315
Vaerting, Mathilde	186
Valentiner, Wilhelm R.	223f., 315
Vesper, Will	256 (Fußnote 733)
Wassermann, Jakob	235 (Fußnote 675)
Weber, Max	29
Weber, Wilhelmine	17
Weigel, Helene	287
Werfel, Franz	31, 235 (Fußnote 675)
Whitman, Walt	227
Wieland, Christoph Martin	87, 135 (Fußnote 386), 298 (Fulda, Ludwig), 316
Winkelblech, Karl Georg	237
Winnig, August	236, 316
Wolf, Christa	87, 316
Wolfskehl, Karl	158 (auch Fußnote)
Wyneken, Gustav	90
Zetkin, Clara	19, 79, 82, 297 (Elsner, Gisela), 316
Zinner, Hedda	281 – 284, 285, 316f.
Zweig, Arnold	10



## Tabellarischer Lebenslauf

Name	Angelika Döppler-Henrich (geb. Döppler)
14.08.1953	geboren in Paderborn
Ostern 1960	Ev. Volksschule in Paderborn
Sommer 1968	Berufsfach- und Berufsaufbauschule des Meinwerk-Instituts; Abschluss: Mittlere Reife
Sommer 1971	Ausbildung zur Malteser-Schwesternhelferin
Januar 1972	Schwesternhelferin im Kreiskrankenhaus Lüb- becke/Westfalen)
September 1973	Telefonistin bei der Firma Aumüller Bau in Oberursel
April 1974	Verwaltungsangestellte beim Deutschen Ge- werkschaftsbund – Kreis Frankfurt am Main
Februar 1975	Besuch des Abendgymnasiums Frankfurt; Ab- schluss: Abitur
Juli 1978	RGW-Sachbearbeiterin beim Berufsfortbil- dungswerk des DGB in Frankfurt
April 1979	Beginn des Germanistikstudiums an der J. W. Goethe-Universität
Oktober 1979	Sachbearbeiterin in verschiedenen Projekten der Pädagogischen Arbeitsstelle des Deut- schen Volkshochschul-Verbandes
Mai 1982	Exmatrikulation
Februar 1983	Sekretärin des Institutsleiters im selben Insti- tut; parallel: Honorartätigkeit als Kursleiterin bei der Volkshochschule (und anderen Trä- gern der Erwachsenenbildung), d.h. Leitung von Schreibwerkstätten und Literaturkursen
Oktober 1988	Wiederaufnahme des Germanistikstudiums (mit Psychoanalyse und Ev. Theologie in den Nebenfächern) an derselben Universität; Tä- tigkeit als Kursleiterin
Mai 1995	Universitätsabschluss mit dem Grad des Ma- gister Artium
seither	freiberufliche Tätigkeit